Beleuchtung

der

Vorurtheile

wider die

katholische Kirche.

Von einem protestantischen Laien Zürichs.

Audiatur et altera pars!

Zweiter Band.

Erste Abtheilung.

Dritte, umgearbeitete, nochmals vermehrte und verbesserte Auflage.

Luzern, 1844.
Druck und Verlag von Gebrüdern Räber.

Augsburg,
in der K. Kollmann'schen Buchhandlung.

Erörterungen

der

confessionellen Unterscheidungslehren.



Von

einem protestantischen Laien Zürichs.

Luzern, 1844.

Druck und Verlag von Gebrüdern Räber.

Augsburg,

in der K. Kollmann'schen Buchhandlung.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Noch ist die, von dem Verfasser bei Herausgabe dieser Schrift gehegte und mehrmals öffentlich ausgesprochene Absicht unerreicht geblieben. Nur mangelhafter Kenntnisse in den, zu gründlicher Bearbeitung dieses Stoffs erforderlichen Wissenschaften sich bewußt, aber von redlichem Wahrheitseifer angetrieben, gedachte er, durch Veröffentlichung der Ergebnisse seiner Forschungen, etwelche ernstere Erörterungen von Seite angesehener Fachmänner hervorzurufen. Belehrung, Widerlegung war es ganz eigentlich, was er zu erzielen sich bemüht hatte. Obgleich ungeübt in der wissenschaftlichen Polemik, wäre er dennoch, getrosten Muthes, auch mit überlegenen Gegnern in die Schranken getreten, weil die Wahrheit — der Inbegriff all' seiner Bestrebungen — durch jede Prüfung, mittelst der ihr eigenthümlichen Urkraft, nur immer gewinnen konnte. Beruht ja doch eben auf solch' freier, rücksichtloser Prüfung das große Vorrecht des Protestantismus; warum sollte dann gerade diese wichtigste aller Wissen=

schaften, nur mit einer Schüchternheit und Zaghaftigkeit behandelt werden, als ob Halbgelehrte oder Ungelehrte, gleichsam von Rechts wegen, davon ausgeschlossen wären?

Von günstiger Vorbedeutung für die Erreichung dieses Zwecks schien dem Verfasser die rasche, ungemein starke Verbreitung dieser Schrift, in den nahen und fernen Gauen Deutschlands. Als daher die erste, beträchtliche Auflage beinahe vergriffen war, ließ er es an wiederholten, kräftigen Aufforderungen zu angemessenen Controversen, in den gelesensten öffentlichen Blättern Deutschlands und der Schweiz, nicht ermangeln. Noch ward jedoch der Handschuh nicht aufgehoben. Statt dessen ließen sich, in mehreren angesehenen Zeitschriften, fortwährend belobende und ermunternde Stimmen vernehmen, auf welche der Verfasser allerdings hohen Werth zu setzen geneigt wäre, insofern dieselben auch auf die Gegner etwelche helleborische Kraft zu äußern vermöchten.

Indem wir uns „Protestanten" nennen, ist doch wohl nichts natürlicher, als daß wir auch der ursprünglichen Bedeutung dieses Wortes nachforschen; da muß es uns dann sogleich klar werden, daß unser Glaubenssystem, — als ein protestantisches —, negativer Art ist, d. h. daß unser Glaube auf Verneinung, auf Verwerfung beruht. Hieraus ergiebt sich dann von selbst die Frage: welches sind die, vom Protestantismus verworfnen Positionen, d. h. die, von den Reformatoren im sechszehnten Jahrhundert negierten, Lehrsätze? Diese so einfache Grundansicht, war der Keim, welchem die vorliegende Arbeit des Verfassers entsproß. Ist der Protestantismus zu freier, unbefangener Forschung, — ist er Alles zu prüfen — berechtigt und verpflichtet, warum sollte der Glaube seiner Väter nicht, vorzugsweise, in den Bereich derselben gezogen, — warum nicht eben der Katholicismus, mit der

Fackel der Geschichte, auf's hellste beleuchtet werden dürfen? —

Die, im vorhergehenden Hefte begonnene, Zergliederung der wichtigsten Unterscheidungslehren beider christlichen Hauptconfessionen, wird in dem vorliegenden Bändchen dem Ziele näher geführt, so zwar, daß in der spätern, letzten Abtheilung dann einzig noch das Hauptdogma der Eucharistie zu erörtern übrig bleibt, dessen gründlichste, sorgfältigste Behandlung sich der Verfasser zur höchsten Pflicht und Freude rechnen wird.

Einen merklichen Zuwachs erhielt diese zweite Auflage, durch die Erläuterungen über den Orden der Jesuiten, und über die Leistungen der katholischen Missionsanstalten. Von Letztern haben die Protestanten wohl größtentheils gar keine, oder doch nur ganz mangelhafte Begriffe; deßnahen eine getreue Schilderung derselben, auf Grundlage der neuesten und zuverlässigsten Geschichtsurkunden, dem Verfasser als sehr zweckmäßig erschien. Ueber Jesuiten und Jesuitismus aber wird von protestantischen Idioten, vorzüglich in neuerer Zeit, in Kreuz und Quer, so emsig und leidenschaftlich gefaselt, daß eine triftige Zurechtweisung derselben hier wohl nicht am unrechten Platze sein konnte.

Dieser kurzen Einleitung möge noch eine Stelle aus Ildef. von Arx zum Schlußsteine dienen. Der, auch in Balthasars Helvetia, wegen seiner Redlichkeit und Unparteilichkeit, ungemein belobte, vaterländische Geschichtschreiber sagt in dem, seinen „Berichtigungen und Zusätzen zu den drei Bänden der Geschichten des Kantons St. Gallen" vorangestellten, etwas geharnischten Prologe: „Mein Werk fand im Ausland weit stärkern Anklang, als in der Schweiz, wo man sich nur im Lobe gefällt und keinen Tadel erträgt. Immer beruft sich meine

Geschichte auf das urkundliche Recht, nach welchem Viele die Handlungen ihrer Voreltern nicht beurtheilt zu sehen wünschen. Die Reformation ward bis dahin blos von ihren Anhängern beschrieben, und im hochlobenden Preis, als ein vom Himmel aufgegangenes Licht dargestellt, und noch nie darüber die andre Partei vernommen. Diese nun, das Gegentheil erzählend und ihre Angaben mit Gründen beweisend, zu vernehmen, war unangenehm. Es gab auch Leser, welche ungern das Lob einiger Aebte und Geistlichen, weit lieber deren Tadel vernahmen, und, im nämlichen Widerspruch ihres Glaubens, ihre Ansichten richtiger zu sein wähnten, als die meinigen. Wohl wurden, in mehrern Schriften, einige meiner Ansichten bestritten, allein ungeachtet aller Nachforschungen in den Archiven, konnte dennoch keine Unrichtigkeit mir aufgedeckt werden."

Möchte der Verfasser obige Stelle ohne Unbescheidenheit auch auf diese seine Arbeit anwenden dürfen!

Zürich, im April 1840.

Philalethes.

Weitere Erörterungen der confessionellen Unterscheidungslehren.

Indem wir nun in Erörterung der Unterscheidungslehren fortschreiten, sprechen wir zuvorderst von dem kirchlichen Disciplinar-Gesetze des

Cölibats,

oder des ehelosen Standes der Priester, welches — besonders in unsrer Zeit — so häufig und so heftig angestritten wird. Wir richten dabei unser Augenmerk zuerst auf den geschichtlichen Ursprung dieser Lehre, beleuchten dann ihre Gestaltung und Ausbildung in der christlichen Kirche — nach Anleitung der dahin gehörigen, biblischen Beweisstellen sowohl, als der bewährtesten Kirchenväter und verschiedner Conciliarbeschlüsse —, und fügen zuletzt noch die Ansichten und Urtheile gewichtiger, protestantischer Theologen der ältern und neuern Zeit, über diesen Gegenstand bei.

Wenn wir auf geschichtlichem Wege die Meinungen der Völker hierüber unbefangen zu erforschen uns bemühen, gelangen wir zur Ueberzeugung, daß selbst im tiefen Alterthum Spuren hievon sich vorfinden, und daß überhaupt wohl kein Gesetzgeber jemals war, der nicht in diesem Punkt — der Enthaltsamkeit — den Priestern irgend welchen Zwang auferlegt hätte. So mußte der Hierophant bei den Griechen ehelos bleiben, und in strenger Enthaltsamkeit leben; so lag den Priesterinnen der Ceres zu Athen die gleiche Pflicht ob. Die Verlobten der Griechen mußten der Diana ein Sühnopfer darbringen für ihre Entweihung, und besondere Gesetze waren vorhanden, welche auf diese religiöse Ceremonie Bezug hatten. Bekannt ist auch aus den Schriften des Alten Testaments die vorschriftmäßige Enthaltsamkeitszeit der hebräischen Priester. In

Aethiopien und Egypten beobachteten die Priester wie die Mönche eingeschlossen den Cölibat. Welche Huldigungen der tiefsten Ehrfurcht zollte nicht das heidnische Rom seinen vestalischen Jungfrauen! Deutlich spricht auch Virgil (Aen. VI, 661.) von lebenslänglicher Keuschheit der Priester. Auch aus Plutarch (Symp. 1. III. Quæst. VII.) und Demosthenes (contra Timocratem) lassen sich deutliche Beweisstellen anführen. Woher, fragen wir, diese Uebereinstimmung in den Begriffen aller Völker? — So war es in der alten Welt. Reisende haben in Peru und Indien Vestalinnen gefunden; auch in China behauptet die Keuschheit hohes Ansehen. Aus Makenzins Reisen wissen wir, daß selbst die Huronen und Irokesen vor der Feier des Kalumet Enthaltsamkeit beobachten. Wer sollte dann nicht das Erstaunen des großen Leibnitz theilen, über solch' wunderbaren Einklang der, in Sitten, Sprache, Religion und Clima so sehr verschiednen Nationen! —

Fassen wir nun die Begründung dieser Lehre im Christenthum näher in's Auge, so haben wir mehrere Aussprüche des Erlösers selbst sowohl, als seiner Apostel zu beachten. Wie oft sprach nicht unser Herr, bei verschiedenen Gelegenheiten, von der Natur und Nothwendigkeit einer gänzlichen Selbstverläugnung. Was er aber von dem jungfräulichen Leben sagt, welches diejenigen, die dazu fähig sind, um des Reiches Gottes willen erwählen sollen, enthält wohl mehr, als was ganze Bände menschlicher Beredtsamkeit darüber lobend sagen könnten. Ist sich dann zu verwundern, wenn hierauf, in den ersten Jahrhunderten der Kirche, eine große Anzahl Männer und Weiber sich befanden, welche sich vorgenommen hatten, keine andre Liebe zu kennen, als die Liebe Gottes in dem jungfräulichen Stand? Ganz ausdrücklich spricht der Erlöser bei Matth. XIX, 12. von solchen, die um des Reiches Gottes willen sich entmannt — der Fleischeslust entsagt — haben; bei Matth. XIX, 26. und Luc. XIV, 26. 33. von der Nothwendigkeit, Weib, Eltern und alle Anverwandten, ja selbst sein eignes Leben hintanzusetzen, um zu seiner Nachfolge tauglich zu werden und das ewige Leben zu ererben. So entsagten auch die Apostel Allem, wie Petrus erklärt (Marc. X, 28.). In genauer Verbindung mit dieser Vorschrift steht die Parabel bei Luc. XIV, wo der Entschuldigung des zur Mahlzeit Geladenen: „ich habe ein Weib genommen und kann deßwegen nicht erscheinen" — ein scharfer Tadel

zu Theil wird. Von einem allgemeinen Gesetze konnte freilich damals um so weniger die Rede sein, da keine hinlängliche Zahl Unverehlichter für bischöfliche und priesterliche Aemter vorhanden war, weil die römischen Gesetze durch doppelten Tribut, Frohndienste u. s. w. die jungen Leute zur Heirath nöthigten.

Den nähern Commentar zu dieser Lehre giebt uns der große Weltapostel 1. Cor. VII. an die Hand. Deutlich genug sprechen doch wohl die dortigen Stellen: „Ich wünschte, daß alle Menschen ledig wären, wie ich es bin; den Ledigen und Wittwen sage ich: es ist ihnen gut, daß sie also bleiben; bist du ledig vom Weibe, so suche keines; ich will, daß ihr ohne Sorgen seid, — wer ohne Weib ist, sorgt für das, was dem Herrn gehört und wie er ihm gefalle, wer aber ein Weib hat, sucht ihr zu gefallen; u. s. w. (Welch übergroßen Werth auch Johannes dem Cölibat beilegte, erhellt aus s. Apocal. XIV, 4.) Daß diese Paulinische Lehre mit andern, von den Protestanten gewöhnlich angerufenen, Schriftstellen durchaus nicht im Widerspruch stehe, muß jedem Unbefangenen bald einleuchten. 1. Tim. IV. eifert nämlich Paulus nur gegen diejenigen der damaligen Häretiker, welche die Ehe für unerlaubt hielten, und als etwas Verwerfliches erklärten (auch die Speisen für etwas an sich selbst Unreines hielten). Sowie er nun im Punkte des Fastens keine Speise verboten wissen wollte, und doch wieder erklärte, daß er lieber niemals Fleisch essen, als die Schwachen ärgern wollte, — wodurch er eben die richtige Art des Fastens bezeichnete —, so tadelt er auch jene, welche die Ehe verbieten, indem er dennoch zugleich der Ehelosigkeit den Vorzug zuerkennt. — Auch die Vorschrift Pauli 1. Tim. III, 2. 12. und Tit. I, 6., daß Bischof und Diakon nur Eines Weibes Mann sein sollen (*μιᾶς γυναικός ἀνήρ*, nach der treuen Vulgata: *unius* uxoris vir) bietet nicht den geringsten Widerspruch dar; wurde ja doch von den Diakonissinnen 1. Tim. V. ebenfalls gefordert, daß sie nicht zum zweiten Mal sich verheirathen dürfen. („Kein Bischof, kein Priester, kein Diakon, keine Diakonissin kann zur zweiten Ehe schreiten," heißt es auch bei Origenes, Hom. in Isajam.) Wer könnte albern genug sein, aus jener Stelle den Schluß zu ziehen, daß ein Bischof oder Diakon nothwendig ein Weib haben müsse, — während sie zu jeder Zeit von der Kirche so ausgelegt ward, daß da, wo anfänglich, wegen Mangel

an tauglichen Personen unverehlichten Standes, allerdings auch Verheirathete gewählt werden mußten, diese nie zur zweiten Ehe schreiten durften. Jene andre Auslegungsart wäre ja offenbar nicht nur mit der Lehre und dem Beispiele des nämlichen Apostels, — der den ledigen Stand so nachdrucksam empfahl, und selbst ledig war, — in auffallendem Widerspruch; sondern es müßten sogar die übrigen Apostel, die — gleich ihrem Meister — unverehlicht blieben, oder doch, — wie Petrus, der vor seiner Berufung zum Apostelamt in die Ehe getreten war —, ihr früheres Weib verließen, jenem Gebot zuwider gehandelt haben. Ferner würde aus jener steifen, starren Auslegungsart folgen, daß nach der gleichen Paulinischen Vorschrift 1. Tim. III, 4. jeder Bischof auch Kinder — und zwar gehorsame Kinder haben müsse, so daß er, — wenn seine Ehe unfruchtbar bliebe, wenn er Wittwer würde, wenn seine Kinder stürben, oder wenn sie sich ungehorsam erzeigten —, in all' diesen Fällen seines bischöflichen Amtes verlurstig würde. Nicht weniger abgeschmackt sind die Schlüsse, welche aus den Schriftstellen Matth. XIX, 4. und Gen. II, 24. auf eine allgemeine absolute Pflicht zu ehlicher Verbindung gezogen werden. (Cap. 28 des Baselschen Glaubensbek. vom J. 1536; ein Satz, von welchem nicht nur in der ganzen Bibel kein Wort enthalten ist, gegen den sie sich vielmehr förmlich ausspricht, und nach welchem sogar, — wenn er begründet wäre —, selbst Christus und die Apostel das göttliche Gebot verletzt hätten.) Dem freien Willen des Menschen soll es anheimgestellt bleiben, durch höhere Freiheit einen bloß sinnlichen Trieb mit gänzlicher Entsagung zu bekämpfen, oder denselben in einer rein menschlichen, vernünftigen Richtung zu opfern, und der Stimme des Schöpfers zu höhern Zwecken zu folgen. Wer sieht nicht ein, daß diese Forderung der Kirche keineswegs der menschlichen Freiheit Fesseln anlegt, sondern daß der Mensch selbst es ist, welcher, um zu gewissen Zwecken zu gelangen, seine eigene Freiheit beschränkt, und sie aus freiem Willen dem Gesetz unterwirft? Indem die Kirche den Priestern die Ehelosigkeit zur Pflicht macht, erklärt sie einzig und allein, daß sie solche Diener des Heiligthums haben wolle, welche sich freiwillig entschließen, in diesem vollkommneren Stand zu leben, welcher mehr Freiheit gewährt, sich mit dem zu beschäftigen, was des Herrn ist, und mit allem dem, was Gott gefallen kann; sie macht den Priestern einen

Stand zur Pflicht, welchen zu allen Zeiten eine Menge Leute, die nicht die heiligen Weihen empfangen hatten, mit völliger Freiheit übernahmen, bloß weil sie von der Wahrheit des, vom heil. Paulus ausgesprochenen Gedankens überzeugt und von einem wahren Eifer beseelt waren, Gott zu gefallen. Verdienten wohl solche Priester, die sich nicht einmal so weit zu erheben vermöchten, wie diese Laien sich erschwungen, besonders für den Dienst Gottes geweiht zu werden? Wer konnte je in Abrede stellen, daß häusliche Sorgen den Geist vom Allgemeinen ablenken, die Selbstaufopferung am Krankenbette lähmen, den Muth in Zeiten der Verfolgung beugen, die Freigebigkeit gegen die Armen hindern, und die Nebenstunden rauben, welche dem Gebet und den Wissenschaften gewidmet sein sollen? Dadurch, daß die katholische Kirche von ihren Priestern Ehelosigkeit fordert, verwirft sie die Ehe keineswegs; sie zwingt auch Niemanden zum geistlichen Stand; im Gegentheil, sie bedient sich all' ihrer Macht und der ganzen Strenge ihrer Strafen, um zu verhüten, daß dieses Gelübd nicht unbedachtsam, oder unter irgend einem falschen Einfluß, abgelegt werde (Concil. Trid. XXV, 15—18.), und sie spricht sogar Jeden, der einen stattgefundnen Zwang frühzeitig genug beweisen kann, alsogleich von seinem eingegangnen Gelübde los. Niemand wird zur Ablegung der Gelübde zugelassen, der nicht vorher eine Probezeit von einem oder mehreren Jahren ausgehalten hätte, und in dieser Probezeit werden größere Opfer von ihm gefordert, strengere Uebungen ihm auferlegt, als sie ihm später jemals zugemuthet werden. Konnte er dieß Alles auf sich nehmen, und fühlt er nach Ablauf der gedachten Frist, wo jede flüchtige Begeisterung gewiß durch das bestandne Probejahr hinlänglich abgekühlt ist, noch Lust in sich, für seine übrige Lebenszeit sich zu binden, so darf man doch wohl vertrauen, daß sein Schritt ein überlegter und ernstgemeinter war, und daß keine Reue ihn deßhalb quälen, daß ein vorübergehendes Mißbehagen, welches ihn im schlimmsten Fall einmal beschleichen mag, sich leicht verlieren werde. Mit Recht fordert dann aber wohl die Kirche, daß diejenigen, welche in den geistlichen Stand eintreten wollen, ehelos bleiben, da — nach dem Zeugniß des Epiphanius — schon die Apostel erklärten, daß es Sünde sei, nach angelobter Virginität zu ehlichen. Wer sich freiwillig und feierlich zum ehelosen Stand verpflichtet hat, um ein kirchliches Lehr- und Hirtenamt annehmen

zu können, nach welcher — selbst bloß allgemeinen — Rechtsregel sollte er dieser Verpflichtung sich zu entziehen befugt sein? und muß nicht allen Verträgen und Verbindlichkeiten, deren Gegenstand erlaubt ist, Genüge geleistet werden? (Volenti non fit injuria.) Sowie der Verehlichte sich seines freien Willens begeben hat, und nicht mehr wählen kann, solange er durch eigene Wahl an seine Ehehälfte gebunden ist, so auch der katholische Priester; und es liegt wohl nur eine oberflächliche, durch Sinnlichkeit bestimmte Auffassung dieser Verhältnisse, zum Grunde, wenn man wähnt, daß zur würdigen Durchführung der Ehe eine geringere moralische Kraft, als zum ehelosen Leben, erforderlich sei. Sollte derjenige, welcher in einen Orden zu treten sich gedrungen fühlt, nicht ebensowohl Fug und Recht haben, nach seinem Willen zu leben, wie andre Menschenkinder? Es lebt so mancher als Wüstling und Verschwender in der Welt und Niemand hindert ihn; lockere Gesellen bilden gar mancherlei Vereine zu einem lustigen Leben, das weder für sie heilsam, noch für andere nützlich und erbaulich ist, und Niemand untersteht sich, es ihnen zu verbieten. Sollen Menschen, welche in der Stille Gott dienen und für das Heil ihrer Seele wirken wollen, nicht eben dieselben Rechte genießen? — Uebrigens ist jedes Gesetz gut für den, der es hält; jedes ist schlimm für den Uebertreter. Bloß deßwegen, weil es Ehebrüche giebt, ist die Ehe selbst nicht verwerflich; oder sollte man die Ehe abschaffen, weil dadurch das Uebel selbst auch allerdings wegfiele? Hebt die Gesetze auf, dann giebt's freilich auch keine Diebe, keine Mörder, keine Sünder mehr! Das Gesetz ist's ja eben, welches die Sünde gebiert, sowie die Sünde den Tod.

Vernehmen wir nun die Aussprüche der Kirchenväter und Concilien über diese Lehre.

Schon in der Mitte des zweiten Jahrhunderts sehen wir Justin und Athenagoras die entschiednen Vorzüge des Cölibats vertheidigen. Damals schon waltete die Absicht, den Cölibat der Geistlichen zu einem allgemeinen Gesetze zu erheben, welchem Vorhaben sich jedoch Dionysius, Bischof zu Corinth, widersetzte, — wie Eusebius in seiner Kirchengeschichte meldet. Nicht lange nachher prangte schon jede Kirche mit einem Chor Jungfrauen, die der Bischof von Carthago, Cyprian, in seinem Libr. de hab. virg. als „die schönste Zierde der Kirche, den auserwählten Theil,

die Freude des Herrn" u. s. w. preist. Der große Athanasius, Bischof von Alexandrien, in seiner Schutzschrift an den Kaiser Constantin, sieht sogar in diesem „ehrwürdigen und himmlischen Stand" den stärksten Beweis für die Wahrheit und Gewißheit der christlichen Religion. Das zweite Concilium von Carthago vom J. 390 beschließt, daß die Bischöfe, Priester und Leviten, welche den göttlichen Geheimnissen dienen, durchaus enthaltsam sein sollen, damit auch sie befolgen, „was die Apostel gelehrt haben und selbst das Alterthum beobachtete", daß nämlich die Bischöfe, Priester und Diakonen die Keuschheit bewahren, und von Eheweibern sich enthalten. Vorher war die Kirche — wie Epiphanius sagt — wegen Mangel an geeigneten Personen zu etwelcher Nachsicht genöthigt gewesen. Hieronimus bezeugt, L. 1. Dont. jovin.: „die orientalischen und apostolischen Kirchen haben niemals andre Bischöfe und Priester gehabt, als ledige, oder wenn sie verehlicht waren, so haben sie jeder ehelichen Gemeinschaft entsagt." Auch aus Cyrill von Jerusalem ließen sich noch mehrere bündigste Beweisstellen anführen. Origines, Hom. 23. in Num., sagt, „daß nur jener das immerwährende Opfer darbringen soll, welcher sich der immerwährenden, ewigen Keuschheit gewidmet hat." Papst Siricius, ad Himer. Taracon., schreibt, bezüglich auf die schon im Alten Bunde von Gott verordnete Enthaltsamkeit der Priester, so lange sie im Tempeldienste waren: „Wenn also die levitischen Priester zur Zeit des Tempeldienstes von den Weibern sich enthalten mußten, um wie viel mehr müssen es die Priester Christi, die täglich im Dienste eines noch weit göttlicheren Opfers sind!" (Dieser Papst war es, welcher zu Ende des vierten Jahrhunderts, — nachdem durch die christlichen Kaiser die gegen die Ehelosen gerichteten Gesetze aufgehoben waren, Jungfrauschaft und Enthaltsamkeit als wahre Tugenden in der Kirche aufblühten und die Nothwendigkeit nicht mehr vorhanden war, Verheirathete zu Priestern zu nehmen —, die Ehelosigkeit der Geistlichen ganz besonders betrieb; daher er denn auch irriger Weise von solchen, welche die ältere Kirchengeschichte nicht genug kennen, für den Urheber des Cölibatgesetzes gehalten ward!) In gleichem Sinne lautet auch das Decret der Kirchenversammlung von Neocäsarea im Jahr 314, Cap. 1.; und früher schon hatte — nach Zwingli's eignem Geständniß — das allgemeine Concilium von Nicäa

den Cölibat wirklich sanctionirt. (Zwar berief sich dagegen Zwingli auf das Privatconcilium von Gangra; allein in diesem war nicht einmal von einem Priester die Rede, der wirklich ein Weib hatte, noch viel weniger von einem, der als solcher ein Weib nahm, sondern von einem Priester, der früher verehlicht gewesen war.)

Da übrigens bei unsren protestantischen Brüdern, begreiflicher Weise, das Urtheil angesehener Reformatoren von vorzüglichem Gewicht ist, so mögen sie sich gesagt sein lassen, daß Zwingli es war, welcher, in seinem Brief an den Bischof in Constanz, diejenigen „glücklich pries, denen es von oben herab gegeben sei, ohne Gattin zu sein", und daß er es jenen „zur Ehre rechnete, welche keusch leben können". Noch weit stärker äußerte sich hierüber Hausschein in der öffentlichen Disputation zu Basel. Dennoch waren es gerade diese Herolde des neuen Glaubens, welche jene beschwornen Gelübde als „der evangelischen Freiheit widerstrebend" darstellten, Mönche mit Nonnen zu kuppeln sich beflissen, und zuerst von der, durch sie selbst so hoch gepriesnen, Vollkommenheit herunterzusteigen eilten. — Uebrigens wußte Zwingli so gut, wie jeder andre Katholik, daß auch bei der römischen Kirche die Virginität kein Gebot, sondern ein freiwilliger Entschluß sei, daß sie Niemanden zum geistlichen Stande, womit sie die Enthaltsamkeit verbindet, zwingt, und daß sie sogar jeden, der einen stattgefundnen Zwang zu gehöriger Zeit beweisen kann, alsogleich von dem eingegangnen Gelübde losspreche. Luthers Ansichten über den Cölibat beruhten hauptsächlich auf seiner leidenschaftlichen Widerspenstigkeit gegen jede kirchliche Autorität. Kaum darf man in Wahrheit seinen Augen trauen, wenn man — T. II. Jen. 214. — die bedeutsame Stelle liest: „Weiter sage ich, wenn's geschähe, daß ein, zwei, hundert, tausend und noch mehr Concilien beschließen würden, daß Geistliche möchten ehelig werden, so wollt ich eher durch die Finger sehen und Gottes Gnade vertrauen, dem der sein Lebenlang ein, zwei oder drei Huren hätte, als dem der ein ehelich Weib nähme nach solcher Concilien Schluß. Ja ich wollt an Gottes Statt gebieten, daß niemand aus Macht eines solchen Schlusses bei Verlurst seiner Seligkeit ein Weib nehme."

Und wie lauten die Stimmen gewichtiger Männer der neuern Zeit, über Werth oder Unwerth des Cölibats? „Durchgehends finden wir schon in der alten Welt", sagt Hufeland in seiner Makrob.,

„daß diejenigen, von welchen man etwas Außerordentliches und Ausgezeichnetes erwartet, sich der physischen Liebe enthalten mußten. Die Tugend der Enthaltsamkeit ist die erste Grundlage moralischer Festigkeit und Mannheit des Charakters.“ (Wir erinnern hier auch an den freiwilligen Cölibat mehrerer großer Männer der ältern und neuern Zeit, eines Plato, Antisthenes, Xenocrates, Newton, Leibnitz u. s. w.) „Die Einwendungen der Weltkinder von Naturwidrigkeit, frevelhafter Unterdrückung eines von Gott selbst eingepflanzten Triebes, Entstehung stummer Sünden u. s. w. sind bekannt; und Weltkinder, denen irdisches Vergnügen das Höchste ist, können nicht wohl anders urtheilen. Aber man nenne einen wahren, apostolischen Diener Gottes, der gegen die Ehelosigkeit gesprochen hätte.“ (Kirchhoff.) Auch Joh. v. Müller hält „vollkommene Keuschheit, als Sieg über den mächtigsten Reiz, allezeit für ehrwürdig.“ „Das Familienleben in der Kirche“, sind Worte Menzels, „widerspricht ihrer Würde und ist ihrer Kraft und Einheit überaus nachtheilig. Der Cölibat fesselt den einzelnen Priester, statt an Land und Familie, lediglich an Himmel und Kirche.“ In eben diesem Sinne spricht sich Feßler in s. Ans. von Rel. und K. aus. Auch was Dr. Walch in Göttingen, ein angesehener, der katholischen Kirche keineswegs geneigter Theologe in s. Vorrede zu v. Einems Uebers. der Mosheimischen Kirchengesch. über die großen und fast unüberwindlichen Schwierigkeiten sagt, welche dem, mit Weib und Kindern belasteten Geistlichen entgegentreten, wenn er der Religion und den Wissenschaften durch gelehrte Werke nützlich werden will, — verdient in der That alle Beherzigung. — William Cobbet, einer der berühmtesten und dabei freisinnigsten Schriftsteller Englands, Verfasser der „Geschichte des Engl. Parlaments, 12 Bde.“, sagt in seiner Gesch. der prot. Reform in Engl. und Irl.: „Die katholische Kirche zwingt Niemanden, das Cölibatsgelübde abzulegen, sie erklärt bloß, daß sie Niemanden als Priester, Mönch oder Nonne aufnimmt, der dieses Gelübde verweigert. Der heil. Paulus empfiehlt allen Lehrern des Christenthums angelegentlich ein eheloses Leben. Die katholische Kirche hat auf diese Anempfehlung ein Gesetz gegründet, und das aus demselben Grunde, nämlich damit jene, welchen, nach dem eignen Ausdruck unsrer protestantischen Kirche, die Seelsorge obliegt, so wenig als möglich andre Sorgen haben, und

frei seien von den unaufhörlichen und zuweilen drückenden Sorgen, die — wenn man Weib und Kinder hat — unvermeidlich sind. Welcher Priester, der Weib und Kind hat, wird nicht an diese mehr denken, mehr für sie besorgt sein, als für seine Heerde? Wird er so bereit sein, Almosen zu geben, oder den Armen wie immer behülflich zu sein, als er es thun würde, wenn er für keine Familie zu sorgen hätte? Wird er nie in Versuchung gerathen, von seiner Pflicht abzuweichen, um seinen Söhnen und Schwiegersöhnen Protektion zu verschaffen? Wird er sich immer so unverzagt den Regenten gegenüberstellen, ihre Bedrückungen und Laster ihnen vorhalten, als er es thun würde, wenn er keinen Sohn hätte, für welchen er ein Amt oder eine einträgliche Anstellung suchte? Und — um Hunderte, ja wohl Hunderte von Gründen zu übergehen, die noch beigefügt werden könnten —, wird der verehlichte Priester so bereit sein, wie der unverehlichte, an dem Lager der Krankheit und Ansteckung zu erscheinen, — an der gefährlichsten Stelle, wo sein Pflichteifer so gebieterisch ihn hinruft? Wird er da nicht, gleich jenen protestantischen Pastoren, deren Dr. Milner (in seinen Briefen an Sturges S. 70.) erwähnt, — sagen: „Was meine Person betrifft, so fürchte ich mich ebensowenig, als die katholischen Priester, dem Tod in's Angesicht zu schauen, aber in den Schooß meiner Familie darf ich kein ansteckendes Gift bringen. So erscheint dann der Cölibat der katholischen Geistlichkeit, gegen welchen unsre Pastoren ihr Lebenlang deklamirten und noch deklamiren, welchen sie uns — ihrer Heerde — als etwas Verächtliches und Gottloses darstellen, bei allem dem doch als ein höchst ehrwürdiges, heilsames und nothwendiges Hülfsmittel der Seelsorge." An einer andern Stelle sagt Ebenderselbe: „Wenn wir das Gesetz der katholischen Kirche, welches von denen, die den geistlichen Stand wählen, — denn Niemand wird dazu genöthigt —, ein Gelübd der Keuschheit fordert, aus einem religiösen, moralischen, bürgerlichen oder politischen Standpunkt betrachten, so finden wir, daß es auf Weisheit gegründet und eine große Segnung für das Volk im Allgemeinen war." Mit den stärksten Beweisgründen vertheidigte auch schon der große Leibnitz den Cölibat in s. Syst. theol. p. 322.

Und warum finden es wohl die heftigen Gegner des Cölibats weniger — oder ganz und gar nicht anstößig, daß andre, weit zahl-

reichere Klassen der bürgerlichen Gesellschaft, — Militärpersonen, Dienstboten, Arme u. s. w. —, großentheils zum Stand der Ehelosigkeit verurtheilt sind? Warum halten sie es nicht auch für ein widernatürliches Gesetz, wenn die Potentaten den Militärpersonen zu heirathen verbieten, oder ihnen die Erlaubniß dazu erschweren, und wenn — wie in mehreren großen Ländern geschieht — auch denen vom Civilstande die Heirath untersagt ist, im Falle sie nicht ein bestimmtes Vermögen besitzen oder es durch die Heirath erlangen? Oder wo kann der Cölibat eher als ein hartes und widernatürliches Gesetz betrachtet werden, — von denen, bei welchen durch ihre Verhältnisse mit der Welt, Beispiele und mancherlei Umstände jene Naturtriebe frühe geweckt werden, und welche täglich neuen Anreizungen ausgesetzt sind, — oder von denen, bei welchen sie nach ihrer ganzen Bildung und Erziehung lange in einem wohlthätigen Schlummer erhalten werden, und bei denen, wenn sie auch erwachen, durch alle ihre Verhältnisse und Beschäftigungen sie leicht wieder unterdrückt und zum Schweigen gebracht werden? Bekannt genug ist es auch, daß nicht nur hie und da den Staatsdienern das Heirathen erschwert oder ganz untersagt wird, sondern daß man auch jungen Leuten aus der niedern, arbeitenden Klasse das Heirathen nur insofern gestattet, als sie sich über ein eigenthümliches Vermögen von einigen hundert Gulden auszuweisen im Stande sind. — Im Englischen Parlament war schon ganz ernstlich davon die Rede, einen namhaften Theil der arbeitenden Klassen zum ehelosen Stand gesetzlich zu nöthigen, um sie nicht der offenbarsten Hungersnoth preiszugeben! (Auch die, noch im vorletzten Decennium in Deutschland zur öffentlichen Sprache gekommne, berüchtigte Infibulationstheorie darf hier nicht unerwähnt bleiben.) Und solch ein Zwang sollte sich rechtfertigen lassen, während man es hart, unsinnig, grausam findet, Männer, deren Religion ihnen Enthaltsamkeit, Fasten, eifriges Gebet und eine Menge Kasteiungen auferlegt, die durch ein feierliches Gelübd gebunden sind, dessen Verletzung, wenn es bekannt wird, ihnen unauslöschliche Schmach bereitet, — nicht etwa zu solch einem Gelübde zu nöthigen — wovon niemals die Rede sein konnte —, sondern ihnen zu erlauben, ein solches freiwillig einzugehen? Welch seltsamer Widerspruch! welch wahre Ruchlosigkeit!! —

Wenn nun in unsrer Zeit hin und wieder die Aufhebung dieses

kirchlichen Disciplinargesetzes als zweckmäßig, ja selbst als nothwendig dargestellt, und dabei hauptsächlich auf die Unenthaltsamkeit vieler Geistlicher hingewiesen wird; so kann wohl über diese Erscheinung niemand, der auch nur einigermaßen in der Kirchengeschichte bewandert ist, erstaunen. Schon der Häretiker Helvidius suchte diesen Grund bei dem heil. Hieronymus geltend zu machen, welcher ihm jedoch triftig erwiderte: „Solche Unenthaltsamkeit ist Fehler der Menschen, nicht des Standes; wie viele Christen giebt es, die unchristlich leben, — sollte man deßwegen die christliche Religion selbst verachten?!“ Gewiß wird die Kirche zu keinen Zeiten die Tugend der Virginität und Enthaltsamkeit, auf welche sie immer, — besonders in ihren Apologien gegen die Heiden —, so hohen Werth setzte, herabwürdigen; denn wer sollte sie eher auszuüben sich berufen fühlen, als die Geistlichen! Nur deßwegen, weil einzelne weltlich gesinnte Geistliche, sich zum wahren, reinen, göttlichen Geist emporzuschwingen nicht Lust haben (von der Kraft kann hier die Rede nicht sein; „ich kann Alles durch den, der mich stärkt,“ sagt der Weltapostel; — und wer zum Zweck gehalten ist, der ist auch zu den Mitteln gehalten), wird wohl die Kirche keineswegs in Vergleichsunterhandlungen mit der Sinnlichkeit sich einzulassen gedenken. Eine theilweise Nachgiebigkeit müßte den Leidenschaften nur neue Nahrung geben, — wie dieß beim Schlemmer, beim Geizhals u. s. w. auch der Fall ist. Der Geistliche, welcher seine Leidenschaft nicht zu bezähmen vermag, würde wohl auch im Ehestand — gleich so vielen andern Mitmenschen — nicht durch Genügsamkeit sich auszeichnen. — Auch die Gränzlinie zwischen Kirche und Staat würde durch Beseitigung des Cölibats, wie wir schon oben gezeigt haben, nothwendiger Weise verwischt. Zudem ist der Priester als Stellvertreter Christi zu betrachten; gleich seinem göttlichen Meister und Vorbild soll auch er — der zeitliche Seelenhirt — Alles, selbst das Leben, für seine Schafe opfern. Kann, vermag dieß der verehlichte, mit Weib und Kindern reichbegabte, dagegen von Nahrungssorgen oft hartbedrängte Geistliche? Wie mancher angesehene, katholische Priester hinterläßt ruhmvolle Denkmäler seiner Freigebigkeit und Großmuth, durch namhafte, oft sehr bedeutende Vermächtnisse und Stiftungen zu menschenfreundlichen Zwecken, während nicht selten die verehlichten Pastoren ihren Gemeinden trostlose Gattinnen und unmündige Kinder zur Versorgung

zurücklassen! — — Sollte indessen vielleicht hie und da ein Theil der katholischen Geistlichkeit durch Ausschweifungen die Aufhebung des Cölibats herbeizuführen wähnen, so möge er an die kirchlichen Verhältnisse des eilften Jahrhunderts zurückdenken, wo — allgemeiner als jetzt, und mit größerm Nachdruck und Ungestüm als jetzt — die Aufhebung des Cölibats war betrieben, allein durch Gregor VII. verhindert worden, welcher dann die Kirche vom schändlichen Concubinat reinigte und eine geistige Geistlichkeit wieder herstellte. Auch zur Zeit des Tridentinischen Conciliums war die Kirche durch ähnliche Umtriebe behelligt worden. Wenn in unsern Tagen bisweilen katholische und selbst protestantische Laien ihre Zungen und Federn in Bewegung setzen, und aufs grimmigste gegen den Cölibat zu Felde ziehen, so kann dieß niemanden befremden, der die Gesinnungen dieser neuen Glaubenshelden gegen die christliche Kirche zu durchschauen sich die Mühe nimmt. Hier reichen sich Unverstand und Bosheit die brüderliche Hand. Durch Herabwürdigung des einflußreichen, aber ihren tollen Entwürfen hinderlichen Priesterstandes, das Ansehen der Kirche selbst mittelbar zu untergraben, werden sie vergeblich sich abmühen; der Stein des Sisyphus wird ihre Anstrengungen würdig lohnen. — Wer den hohen Standpunkt des katholischen Priesters — der mehr als bloßer Volkslehrer und Prediger ist — betrachtet, wer den bisherigen Gang der katholischen Kirche und ihren Eifer für die Bewahrung ihrer Heilsanstalten kennt, wer die Absichten des göttlichen Stifters selbst zu erfassen vermag, wird leicht die Ueberzeugung gewinnen, daß die Kirche von ihren uralten, heiligen Anordnungen keineswegs abzuweichen versucht sein könne.

Wer sich übrigens eine gründliche und vollständige Kenntniß dieses Gegenstandes zu verschaffen wünscht, den verweisen wir auf die Storia polemica del. celib. von J. A. Zaccaria, 1774, oder die „Geschichte des Cölibats von den Zeiten der Apostel bis zum Tode Gregors VII. von T. F. Klitsche“, Augsburg 1830. Vergl. Binterims Conc.-Samml. III. 522.

Was nun die, in klösterlicher Abgeschiedenheit lebenden Vereine betrifft, so belehrt uns die Geschichte, daß schon bei den Griechen, Römern und Juden es Leute gab, welche ihren Leib kasteiten, in der Meinung, durch solche Abtödtung der Fleischeslust zu engerer Verbindung mit der vollkommnen Gottheit zu gelangen.

Zu Ende des zweiten Jahrhunderts entflohen viele Christen, aus Furcht vor Diokletians Grausamkeiten, in Einöden (daher der Name *μόναχος*, monachus) und ahmten das Beispiel des Herrn nach, der weder ein Weib nahm, noch in der Welt irgend ein Eigenthum besaß, — um, von allen weltlichen Zerstreuungen entfernt, durch Arbeit und Enthaltsamkeit sich Gottes Wohlgefallen zu erwerben. Daß zur Zeit von Hilarius, Athanasius und Chrisostomus wirklich schon viele solcher Männer- und Frauenklöster vorhanden waren, berichten uns diese Kirchenväter selbst, indem sie zugleich diese Anstalten kräftigst vertheidigen. Schon Eusebius in s. Hist. eccl. 2, 16. erzählt, daß nach den Lebzeiten der Apostel die frommen Christen ein Mönchsleben geführt, ihren Glücksgütern entsagt, von allen Sorgen des Lebens befreit, die Städte verlassen und sich in abgelegene Gegenden zurückgezogen haben; er beschreibt dann zugleich die Beschaffenheit ihrer Wohnungen, und spricht von ihren Kirchen, als von geheiligten Wohngebäuden jeder solchen Gesellschaft, die sie Klöster nennen, in welchen sie beisammen bleiben, die Geheimnisse eines sittsamen und heiligen Lebens feiern, und den Uebungen der Wissenschaft und Gottseligkeit sich weihen. Die auf solche Weise in Gemeinschaft (conventu) lebenden Individuen durften demnach kein persönliches Eigenthum besitzen, konnten keine letztwilligen Verfügungen treffen, und hatten ihren Lebensunterhalt aus den, ihrem Verein zugehörigen, Einkünften; einige aus ihnen waren auch Priester, alle aber widmeten sich frommer Andacht und Werken der Wohlthätigkeit und Barmherzigkeit. Dadurch wurden sie Gegenstand großer Verehrung, und im Verfolge der Zeit wählten die Reichen sie zu Mittelspersonen ihrer Freigebigkeit gegen die Armen. Königliche und fürstliche Familien, reiche Gutsbesitzer und Adeliche stifteten Klöster, indem sie die Gebäude errichten ließen und ihren Bewohnern, durch Ueberlassung von Gütern, den Unterhalt sicherten. Auch Andre, — theils zur Buße ihrer Sünden, theils aus Antrieb frommer Gesinnung —, gaben bei Lebzeiten, oder vermachten auf ihr Absterben Ländereien, Häuser oder Geld an schon bestehende Klöster, so daß sie mit der Zeit in den Besitz ansehnlicher Landesstrecken gelangten. So entstunden jene Anstalten, welche man Klöster nennt, und gegen deren rechtmäßigen Fortbestand wohl keine gültige Einwendung sich denken läßt. (Wir verweisen hier besonders noch auf Abth. II. S. 95, 96.) Noch ist das

Recht zu Vergabungen für milde, fromme Zwecke, unsers Wissens, nie und nirgends bestritten worden; und warum sollte diesem, von den Stiftern ausgesprochnen, Willen nicht nachgelebt werden dürfen und müssen? („Wenn die Vermächtnisse der Verstorbnen nicht mehr heilig gehalten werden, so ist gar kein Eigenthum mehr sicher", ruft uns der große schweizerische Geschichtschreiber Joh. v. Müller zu.) Dieser Zweck ist in jeder Stiftungsurkunde deutlich und genau festgesetzt, und ist gewöhnlich dahin gerichtet, daß die zusammentretenden Brüder, nach der Regel eines rühmlichen Vorbildes, ein klösterliches Leben führen, und daß die, von ihnen gewählten, Aebte das Vereinsgut als treue Haushalter verwalten sollen. Der in's Kloster Tretende soll keine andre Absicht haben, als die der Selbstverläugnung und Selbstvervollkommnung; er soll da, von der Welt abgeschieden, unter einem geistlichen Obern, die bekannten Gelübde gewissenhaft erfüllen und Gott in frommer Andacht dienen. Wer kann, ohne offenbare Ungerechtigkeit, mehr oder anders fordern, als dieser klar ausgesprochener Wille der Stifter gebietet, und wozu die eintretenden Ordensbrüder sich verpflichtet haben? Müßiggang ward jederzeit scharf verpönt und Thätigkeit ernst empfohlen, jedoch in solcher Richtung, daß dadurch jenem Hauptzweck kein Abbruch geschehe. — Und wenn der göttliche Stifter des Christenthums selbst diejenigen gepriesen, welche um des Himmelreichs willen aller Fleischeslust entsagt haben; — wenn Paulus Enthaltsamkeit und den ehelosen Stand, zu Vermeidung aller weltlichen Sorgen, auf's nachdrucksamste empfohlen; — wenn die Jünger Alles verlassen haben, um der Nachfolge ihres Meisters sich würdig zu machen, und schon in der ersten Kirche Viele ihr Vermögen hingaben, so daß in der Gemeinde der Gläubigen keiner das, was er besaß, sein Eigenthum nannte; — wenn der Erlöser in tiefster Niedrigkeit lebte und nur gekommen war, um Andern zu dienen, nicht damit ihm selbst gedient werde; — wenn auch Johannes, der Täufer Christi, mit der strengsten Lebensweise vorleuchtete: — wie sollten wir dann das klösterliche Gelübd der Armuth, der Keuschheit, des Gehorsams unrühmlich, oder wohl gar anstößig, finden können? —

Und wahrlich, wie man über das Mönchsthum auch immer denken möge, nie wird die geschichtliche Wahrheit geläugnet

werden können, daß ihm die bürgerliche Gesellschaft, daß ihm Religion und Gelehrsamkeit ausnehmend viel zu danken hatten. Unbefangne Prüfung führt uns zur Ueberzeugung, daß es nichts giebt, was zum geistigen oder leiblichen Wohl der Menschheit dient, worin sich nicht die verschiednen Orden, jeder in seiner Weise, thätig bewiesen hätten. Schon in den ersten Jahrhunderten zeigten sich die Mönche als eine Stütze des wahren christlichen Glaubens, den Arianern gegenüber; und gerade dieß war die Veranlassung, warum der heil. Basilius sich zuerst bemühte, sie aus der Einöde in die Nähe der Städte zu ziehen, oder sie in den Städten selbst in Klöster zu sammeln. Späterhin war es der Orden des heil. Benedict, welcher zuerst die wilden Gegenden Germaniens und mancher andrer Länder urbar machte, die Einwohner im Ackerbau unterrichtete und die Cultur des Weinstocks und edler Obstsorten einführte. Daneben versäumte er nicht, auch den Acker Gottes anzupflanzen; durch ihn verbeitete sich das Christenthum; durch ihn wurde nicht nur die geistliche, sondern auch die weltliche Wissenschaft erhalten und gepflegt, Schulen gestiftet und Unterricht ertheilt; und wir besäßen wenige Bücher aus alter Zeit, wenn nicht die Benedictiner darauf bedacht gewesen wären, das Vorhandene fleißig abzuschreiben und es so der Nachwelt zu überliefern. Die verschiednen Ordenszweige des heil. Franziscus mahnten durch ihre fromme Armuth, ihr rauhes Gewand und ihre strenge Lebensweise alle Menschen, sich der weltlichen Pracht nicht allzusehr hinzugeben; sie sammelten milde Gaben, welche nicht bloß zu ihrem eignen bescheidnen Unterhalt genügten, sondern durch ihre Vermittlung zum größern Theil in die Hände der Dürftigen übergiengen; ihnen gab der Reiche gern, und der Arme empfieng aus ihrer Hand, ohne durch solche Gabe beschämt zu werden. Dabei waren sie eifrige Gehilfen in der Seelsorge, und waren stets als Gewissensräthe im Richterstuhl der Buße mit Vorliebe gesucht. Der Orden des heil. Dominicus hatte vorzugsweise das christliche Predigtamt und den Unterricht der Jugend zu seiner Aufgabe gewählt. Die Jesuiten traten zu einer Zeit auf, wo der Irrglaube die ganze Christenheit bedrohte; und während sie auf der einen Seite die Gläubigen befestigten, die wahre Lehre vertheidigten und die Gefallnen in den Schooß der Kirche zurückführten, erfüllten sie auf der andern Seite den schönen Beruf, den Heiden das Licht

des Evangeliums zu bringen. Den Kleinen ertheilten sie den Elementarunterricht; die reifere Jugend führten sie in die Wissenschaften ein; den Erwachsenen wurden sie Seelsorger und Gewissensräthe; bei den Heiden wurden sie dann Aerzte, Sternkundige, Ackerbauer und nöthigenfalls Feldherren, einzig in der Absicht, Alle für Christus zu gewinnen. Andre Orden und Genossenschaften widmeten sich der Krankenpflege, noch andre beschäftigten sich mit dem Loskauf gefangner Christensclaven. Auch die weiblichen Orden hatten sich großentheils den Unterricht der Jugend zur Aufgabe gewählt; und wer sollte sich hier nicht des schönen Wirkens der barmherzigen Schwestern erinnern, welche ihre Gesundheit und ihr Leben dem Wohl ihrer leidenden Mitmenschen widmen! „Wahrlich," ruft selbst ein angesehener Protestant (Johann Wit, genannt von Döring) aus, „ich kenne auf der weiten Erde nichts Edleres, Ehrwürdigeres, als diese grauen Schwestern. Jungfrauen, oftmal ausgezeichnet durch Geburt und Vermögen, begabt mit Schönheit des Leibs wie der Seele, entsagen freiwillig allen Annehmlichkeiten des Weltlebens, um — arme Kranke, schmutzige Bettler zu verpflegen. Ohne Eckel reinigen sie die Geschwüre des Aussätzigen und verbinden seine eiternden Wunden; ja ruhig und gottergeben schrecken sie nicht zurück vor dem Röcheln des Sterbenden, sondern suchen ihm den Uebergang in jene Welt durch frommes Gebet und durch Zureden zu erleichtern. Wahrlich, nur die Religion vermag es, ihnen die hiezu erforderliche Stärke zu verleihen, und diejenige Religion, welche ihnen diese Kraft gewährt, muß auch die wahre sein."

Wir berufen uns zudem noch auf die Zeugnisse einiger der angesehensten, protestantischen Schriftsteller der neuern Zeit, eines Herder, Henke, Feßler, Wolfg. Menzel, Joh. v. Müller, Hufeland, Bretschneider, Oken, Kirchhoff u. a. m., aus welchen wir einige, unser Urtheil bekräftigende, Stellen anführen.

„Was von der alten Bildung der Griechen und Römer übrig war," sagt Menzel, „flüchtete sich in das Heiligthum des Klosterfriedens. Hier, und hier allein, gab es noch Bücher. Daß uns die Werke der Griechen und Römer, daß uns die Geschichte der christlichen Religion, daß uns die Geschichte der ersten deutschen Könige überhaupt bekannt ist, — dieß alles haben wir einzig den frommen und gelehrten Mönchen jener Zeit zu verdanken; sie

bewahrten alle Handschriften auf, die man aus den Ruinen der Völkerwanderung gerettet, und sie schrieben die Geschichte ihrer eignen Klöster, oder der weltlichen Händel ihrer Zeit nieder." Herder sagt, in seiner Vorrede zu den Legenden: „Die Klöster waren es, in denen die Bibel in den Stürmen der Jahrhunderte aufbewahrt wurde, sowie die Mönche es waren, welche den größern Theil der hebräischen sowohl, als griechischen und lateinischen Bibelmanuscripte, die wir jetzt noch besitzen, abgeschrieben haben. Die außerordentliche Schönheit mancher dieser Abschriften, welche den vorzüglichsten Prachtwerken der Buchdruckerkunst gleichkommt, beweist den ungeheuren Aufwand an Zeit und Mühe, der auf sie verwendet werden mußte. Die meisten Institute unsrer Wissenschaften und Künste nähren sich von den Brosamen dessen, was einst die Männer der Legende mühsam erwarben, andächtig stifteten, fleißig bewahrten und der Nachkommenschaft fromm übermachten." Dr. und Prof. L. Oken sagt in s. neuen Bew. 1814: „Ein großer Fehler war es, daß man ohne Schonung die Klöster zerstörte und die Geistlichen heruntersetzte. Solche Sünden werden früh oder spät bestraft, wie es leider bei uns bereits geschieht. Wo sind denn nun die, den Klöstern geraubten Reichthümer? wo ihre vielen Bibliotheken, Naturaliensammlungen, physikalischen Apparate? Die Klöster waren Schatz- und Unterrichtskammern für das Land, und die, welche es nicht waren, hätte man dazu machen können, wenn unsre Staaten doch einmal alles nur insofern dulden wollen, als sie Geld aus ihm pressen können. Aber hätten die Klöster nicht auch stehen bleiben können, aus bloßer Achtung für ihre ehemalige Bestimmung? Waren sie es denn nicht, welche zuerst den Boden bauten, das Volk unterrichteten, unwissende Fürsten leiteten, eine milde Religion und mit derselben sittliche und wissenschaftliche Bildung brachten? Was wären wir denn ohne unsre Klöster? Gewiß noch halbwilde Germanen. Hat denn unsre Jetztwelt keine Gefühle mehr für Dank, für ehrwürdiges Alter? Wir denken noch die Zeit zu erleben, wo die Regierungen, von der zerstörenden Aufklärerei zurückgekommen, froh sein werden, wenn in die, bald verfallenden, Klostergebäude wieder Geistliche einziehen, und ihren Chor zum Lobe Gottes und zur Erbauung des Volkes anstimmen." So dachte und schrieb ein Mann, dessen scharfe Urtheilskraft und freisinnige Denkensart wohl

Niemand in Zweifel ziehen wird. (Ganz in diesem Sinne hatte sich selbst Luther schon aufs entschiedenste ausgesprochen, wie wir bereits in der Abth. II. S. 88. gezeigt haben, und uns hier auf die, daselbst angeführte, merkwürdige Stelle noch besonders berufen.) „Allen Klassen, allen Ständen erwuchs Vortheil aus jenen, einst im Geiste großer Staatsklugheit, wie wahrer Frömmigkeit und christlicher Liebe gegründeten Institutionen, welche der Gegenstand endloser Schmähungen, von Seiten hämischer Schriftsteller, waren und noch sind, die ihre Zerstörung mit hohem Entzücken, als einen der glänzendsten Züge der Reformation betrachten." (Cobbet.) „Keiner Gesellschaft war die Welt jemals so viel Dank schuldig, als dem berühmten Orden der Benediktinermönche; ein einziges ihrer Klöster hat vielleicht mehr für die Wissenschaften gethan, als die beiden brittischen Universitäten zu Oxford und Cambridge. Jene bewundernswerthen Männer, welche von England ausgiengen, und die Apostel des Nordens wurden, sind die schönsten Glanzpunkte in unsrer Geschichte. Eine Gesellschaft frommer Männer, welche sich eben so wohl mit Literatur und Gewerben, als mit der Religion beschäftigten, erscheint in jenen Tagen gleich einer grünen Oase inmitten der Wüste. Gleich Sternen in mondloser Nacht scheinen sie mit stillem Glanz über uns. Nichts spricht mehr zu Gunsten der religiösen Orden, als die Städte, Flecken und Dörfer, welche man um sie herum sich erheben, wachsen und blühen sah." (Gibbon. Dracke.) Die Klöster widmeten sich anfänglich der Feldarbeit, dann einigen freien Künsten und den wissenschaftlichen Fächern. Zeuge hievon sind jene Ländereien, die sie aus unwirthbaren Steppen zu fruchtbarem Boden umwandelten; Zeuge sind jene ungeheuren Bibliotheken vor Erfindung der Buchdruckerkunst, Manuscripte berühmter Werke der Vorzeit, von den Mönchen zusammengetragen und abgeschrieben. „Was die Vorzeit Wissenswerthes und Schönes hatte," sagt Mabillon, „was die heiligen Väter Frommes und Gelehrtes thaten, was in den Concilien Heiliges, was in der heiligen Schrift Göttliches, was in der Weltgeschichte Bewährtes und Gediegenes gefunden wird, das ist durch die Hände der Mönche auf unsre Zeiten gekommen. Mönche waren es, welche Deutschland, Frankreich, Spanien und so viele andre Länder zum christlichen Glauben bekehrten, vor Königen und Despoten freimüthig — selbst mit Todesgefahr — ihre Laster rügten,

und unerschrocken nur ihren anvertrauten Heerden lebten. Hat die heutige Weisheit solch' ungeheure Riesenwerke aufzuweisen, wie diejenigen aus den Jahrhunderten der Gregor, Basilius, Hieronimus, Bernard, — oder in neueren Zeiten der Tritbemius, Calmet, Mabillon, Montfaucon, Gerbert u. a. m.? Wer sind die Verfasser der Gallia christiana und so vieler andrer Chroniken? Was leistete die Mauriner Congregation? Dieß Alles ward gethan zu einer Zeit, wo die Feinde des Mönchthums damals schon nicht ermangelten, sie vor den Augen der Welt Müßiggänger zu nennen, auf alle Weise sie anzuschwärzen, und wenn ein Mitglied strauchelte, die Schuld davon sogleich dem ganzen Orden aufzubürden." „Was die Abteien Deutschlands vor tausend, achthundert, sechshundert Jahren und später gewesen," heißt es in einer gehaltvollen Zeitschrift vom Jahre 1837, „sind sie noch: Pflegestätten der Wissenschaften, Anstalten des Unterrichts. Deutschland und ganz Europa verdankt diesen historiographischen Instituten die Ueberlieferung geschichtlicher Denkwürdigkeiten auf die Nachwelt. Den Chroniken, Annalen und Urkundensammlungen der Abteien und Klöster, den Mönchen, als Trägern und Hütern der gesammten Wissenschaftlichkeit, verdanken wir die Erhaltung kostbarer Schätze des Wissens; ein Verdienst, das um so geeigneter ist, Sympathien für sie zu erwecken, als wir wissen, daß vor Carl dem Großen und seinen Klostereinrichtungen (im Capitulare zu Aachen 789) im weiten fränkischen Reiche keine Wissenschaftspflege bestand." (Welcher Unsinn ist's dann, wenn noch in neuester Zeit, protestantische Prediger, von ihren „heiligen Stätten" herab behaupten, daß erst mit der Reformation der Tag für die wissenschaftliche Cultur angebrochen sei!)

„Wir stellen keineswegs in Abrede," sagt der protest. Verfasser des Capuz.-Ord. in der Schweiz, Luzern bei Gebr. Räber, 1838, „daß solch' strenge Forderungen, wie jene der freiwilligen Armuth, Unterwürfigkeit und Keuschheit, mit den Lieblingsneigungen unsers Zeitalters gar seltsam im Widerspruch stehen; aber Spott über solche Gelübde ist jedenfalls höchst unedel, und kann seinem Urheber nur zu eigner Schande gereichen. Wer zu solcher moralischen Schwungkraft sich zu schwach und daher nicht berufen fühlt, der ehre sie wenigstens, als rühmliche Eigenschaft an Anderen, statt sie als Hirngespinst zu verlachen. Man pflegt doch noch immer jene

heidnischen Philosophen sehr zu rühmen und als Tugendhelden zu erheben, von denen uns die Geschichte seltene Beispiele der Selbstüberwindung, der Enthaltsamkeit, der Verachtung irdischer Güter, Freuden oder Ehren aufgezeichnet hinterlassen hat. Warum soll man es dann nicht auch rühmlich, warum vielmehr tadelnswerth finden, wenn fromme Christen, — nicht aus philosophischem Stolz oder andren zeitlichen Absichten, wie jene Weltweisen —, sondern aus übernatürlichem, höherm Antrieb, den Gütern, Freuden und Ehren der Welt entsagten, um desto ungehinderter die Wissenschaft des Heils zu erlernen, den Weg der evangelischen Vollkommenheit zu wandern, und ihr eignes sowohl als ihrer Nebenmenschen ewiges Glück zu befördern. Man hat sich freilich in unsren Tagen in Zoten und Possen gegen die Ordensgesellschaften bis zum Eckel erschöpft, indem man sie als „dem bürgerlichen Vereine nutzlose, die eigene Menschenfreiheit störende Mitglieder“ bezeichnete. Und doch hat man damit nur etwas sehr Unvernünftiges ausgesprochen. Denn nie gab es wohl eine glücklichere Idee, als die Vereinigung friedlicher Bürger, welche arbeiten, beten, studiren, Almosen geben, die Erde bauen, unterrichten, kranken und elenden Mitmenschen Trost und Hülfe reichen und, bei allem dem, von der Staatsgewalt nichts verlangen.“

Wir können uns nicht enthalten, der Warnung des trefflichen J. M. v. Sailer hier noch eine Stelle zu gönnen. „Ein Wort, und das Wort darf noch laut erschallen: Wer Macht hat, der ehre, schone, erhalte die milden, frommen Stiftungen des Landes, als ein Heiligthum der Nation. Der Glaube an die Unantastbarkeit der Stiftungen hat diese in's Leben gerufen, und der Zweifel, ob der Zahn der Zeit sie verschonen werde, müßte auch die Hände wieder lähmen, welche sich zur Erquickung der Armuth und des Elendes schon geöffnet hatten.“

Diesem Abschnitte fügen wir noch etwelche kurze, aber gründliche und ernste Bemerkungen bei, über ein, so ganz verschieden beurtheiltes und so häufig mißkanntes Institut, welches von jeher die eigentliche Zielscheibe aller offnen und heimlichen Feinde der katholischen Kirche war. Wir sprechen von demjenigen der

Jesuiten,

dessen geschichtlichen Ursprung wir nur im Allgemeinen berühren, und dann über seine nachherigen Schicksale das Wesentlichste mittheilen werden.

Der Ordensstifter, Ignaz von Loyola, — Altersgenosse der Reformatoren, geb. 1491, gest. 1556 —, war nicht Bauerssohn, wie der Augustinermönch, — er war der Sohn eines Mannes, welcher zu dem höchsten Adel Spaniens gehörte; er war nicht — wie Luther — unter der Demüthigung des öffentlichen Almosens herangewachsen, sondern Page an einem sehr glänzenden Hofe; er hatte nicht seine früheren Jahre dem Mystizismus eines Klosters und den theologischen Studien geweiht, sondern vielmehr in den Waffen- und den Liebeskämpfen zugebracht. Während man den Mönchen wie den Weltgeistlichen vorgeworfen hatte, in Hoffart und Ueberfluß aller ihrer Pflichten vergessen zu haben, unterzog der ehevorige Höfling sich der bittersten Armuth; während man jene jeder Art von Unenthaltsamkeit beschuldigte, beschränkte dieser seine Nahrung auf Brod und Wasser; waren jene verweichlicht, so kleidete dieser sich in ein Linnengewand, gürtete eine Eisenkette um seine Lenden, zieht ein Cilicium an, und legt sich die härtesten Entbehrungen auf; waren jene stolz, so verurtheilt dieser sich zum Betteln von Thüre zu Thüre, verzichtet in vollkommen freiem Willen auf die Paläste und glänzenden Landhäuser seiner Vorfahren, und wählt sich eine Höhle zur Wohnung. Nach einer schweren Verwundung bei der Vertheidigung von Pampeluna gegen die Franzosen im J. 1521 längere Zeit an's Bett gefesselt, ward er durch Lesung von Geschichten der Heiligen, und durch daran geknüpfte, fromme Betrachtungen, mit Begeisterung für die kirchlichen Ideen und mit dem Wunsche erfüllt, den Glaubenshelden früherer Jahrhunderte an die Seite zu treten. Mit großer Willensstärke unterzog er sich — obwohl schon im Mannesalter — der schweren Mühe, die Bahn der Studien von ihren ersten Anfängen an zu durchlaufen. Im J. 1534 erlangte er die philosophische Magisterwürde, verlor aber sein eigentliches Ziel nie aus den Augen, betete, kasteite sich, bettelte Geld zusammen, um Arme zu ernähren, und predigte Buße und Bekehrung, wo sich irgend Gelegenheit darbot. Es gelang ihm, Freunden unter den Studiengenossen seine Begeisterung mitzutheilen,

die im Stande waren, seinen Plan zu ordnen und auszubilden. Im folgenden Jahr gelobten sie sich, allen weltlichen Besitzthümern bis auf eine Wegzehrung zu entsagen, um allein dem Besten der Kirche zu leben, ihren Plan aber dem Papste zur Genehmigung vorzulegen. Dieser Plan gieng im Allgemeinen dahin, die vereinzelten Kräfte der Kirchlichgesinnten in einem Bunde zu vereinigen, und durch denselben das Lehr- und Verfassungswesen der alten Kirche sicher zu stellen, zu erweitern und zu befestigen. Als Mittel zu Verwirklichung desselben sollte zunächst eine, dem kirchlichen Sinne zuträgliche Erziehung und Unterweisung der Jugend, erbauliche Einrichtung des Gottesdienstes und eifrige Pflege der Seelsorge dienen, der Erfolg aber nicht dem Zufall überlassen bleiben, ob tüchtige Männer sich geneigt fänden, in die Gesellschaft zu treten, sondern diese sollte sich selbst ihre Mitglieder heranbilden und zu diesem Behuf zugleich eine Erziehungs- und Lehranstalt sein, in welcher die Jugend aller Stände versammelt, nach einem bestimmten Plane unterwiesen und, nach Maßgabe ihrer Talente und Verhältnisse, entweder der Welt zurückgegeben, oder für die Dienste des Ordens gewonnen und zum Eintritt in die Gesellschaft vorbereitet würde. Als Papst Paul III. den Plan des neuen Instituts geprüft hatte, rief er aus: „das ist Gottes Finger," und im September 1540 ward die neue Gesellschaft von ihm bestätigt. Nach dem, von Loyola übergebnen und in die päpstliche Urkunde aufgenommenen Entwurfe sollte dieß Institut vornehmlich auf das Wachsthum der Seelen im christlichen Leben und Glauben, auf die Fortpflanzung der Religion durch öffentliche Predigten, geistliche Uebungen, Werke der Liebe, Unterricht der Kinder und Ungelehrten im Christenthum, auf Beichthören und geistlichen Trost bedacht sein. Kein gelehrtes Mitglied des Ordens soll die Unterweisung der Kinder und des gemeinen Haufens, als etwas, seiner Unwürdiges ablehnen, sondern diese Beschäftigung vielmehr als die fruchtbarste, erbaulichste auch zur Uebung der Liebe und Demuth dienlichste ansehen u. s. w. Papst Julius III. erweiterte die Bestimmung des Ordens dahin, daß derselbe, außer der Verbreitung des Glaubens, auch auf die „Vertheidigung desselben, auf Aussöhnung uneiniger Gemüther, auf Tröstung und Pflege der Gefangnen und Kranken, überhaupt auf unentgeldliche Ausübung aller christlichen Liebeswerke" bedacht sein solle. Derselbe Papst ermächtigte auch den General und

die Professen des Ordens unter anderm, Studirenden, welche, bei vollkommner Tüchtigkeit, wegen Armuth, academische Würden nicht erlangen können, nach vorgenommener Prüfung dieselben zu ertheilen. Bei den, an die Jesuiten übertragenen Prärogativen gieng der römische Hof von dem Gesichtspunkte aus, daß die erschütterten Verhältnisse der Kirche nicht durch die, für den ruhigen Stand derselben angesetzten Behörden, sondern durch außerordentliche Bevollmächtigte wieder in Ordnung gebracht werden müssen; ein Verfahren, welches weltliche Regenten und Staatsführer, in alten und neuern Zeiten, oft genug in Anwendung gebracht haben, welches aber denen, die mit solcher Vollmacht bekleidet worden sind, außer dem Hasse der Opposition, gegen welche sie gebraucht wurden, gewöhnlich zugleich auch die Abneigung der ordentlichen Behörden und ihrer Mitglieder, — so redlich es dieselben übrigens mit der Obergewalt meinen mochten —, in reichlichem Maaße eingetragen hat. Inzwischen machte die Gesellschaft reißende Fortschritte und verbreitete sich schnell über das südliche Europa. „Mag auch dieß Unternehmen," sagt Menzel sehr treffend in s. neuern Gesch. der Deutschen, Bd. IV., „von Vielen als Ausgeburt der Finsterniß geschmäht werden, die besonnene Geschichtschreibung trägt jedoch Bedenken, über die großen Erscheinungen des weltgeschichtlichen Bildungstriebes, mit den Leidenschaften des Tages zu stimmen. Wo diese Letzteren nur Erzeugnisse der Bosheit und Finsterniß wahrnehmen, erblickt jene vielmehr nothwendige oder heilsame Gegengewichte einseitiger, oder allzuschleuniger Richtungen; und dem bedachtsamen, unbefangnen Geschichtschreiber gilt jener Männerbund, welcher der Kirche des Abendlandes rettend an die Seite trat, derselben zwei Dritttheile Europas treu erhielt, und durch Glaubensboten und Martyrer ihr jenseits der Meere mehr Anhänger, als die diesseits verlornen, erwarb, keineswegs für eine zufällige Geburt mönchischen Aberwitzes."

Kaum ward wohl in neuerer Zeit ein Name von unsren red- und schreibseligen Idioten so reichlich ausgebeutet, wie dieser, um das Urtheil der leichtgläubigen Menge irre zu leiten; wer aber mit unbefangnem Sinne die Geschichte zu Rathe zieht, wird durch die Resultate seiner Forschungen sich nicht wenig überrascht, und jene Lästerungen vielmehr ganz ungegründet finden.

Reine, unwiderlegbare, von den ausgezeichnetsten Geschicht-schreibern anerkannte Wahrheit ist es, daß durch dieses Institut, schon in den ersten sechszehn Jahren seiner Begründung, nach erfolgter päpstlicher Gutheißung, von 1540—1556, dreißig Völkerschaften für den christlichen Glauben gewonnen, eine Million Götzendiener getauft und über einhundert Schulen, in Italien, Deutschland, Portugal und Spanien errichtet wurden. Die religiöse Bildung der Jugend war das Hauptaugenmerk seiner Bestrebungen. Die Schulen der Jesuiten stunden den Vornehmen und Geringen, den Armen wie den Reichen, ohne Unterschied offen; alle waren zu gleicher Ordnung verpflichtet, und stets wurden diese Lehrer von ihren Schülern ungemein geliebt. Das System, nach welchem die Kinder, in stufenweisen Abtheilungen, von einem, aus ihrer Mitte Gewählten beaufsichtigt und unterrichtet werden, — eine Methode, welche den Lancaster und Bell ausgezeichneten Beifall erwarb, und in der neuern Culturgeschichte so großes Aufsehen erregte —, hatten die Jesuiten schon vor dem siebzehnten Jahrhundert allgemein befolgt. Auch vergesse man nicht, daß eben diese Jesuiten es waren, welche in dem edeln Bestreben, den Sclavenhandel abzuschaffen, zuerst mit dem rühmlichen Beispiel vorangiengen. Und wie entschieden sind nicht ihre Verdienste um alle Fächer der Literatur, in älterer und neuerer Zeit! Wer bewundert nicht, im Gebiete der schönen Wissenschaften, die Leistungen eines Brumoi, Bohours, Vanier, Jouvency, — in jenem der Kanzelberedtsamkeit eines Beauregard, Bourdaloue, Segaud, Neuville, — in jenem der tieferen gelehrten Forschungen, die Leistungen eines Pétau, des vertrauten Freundes von Grotius, ferner des, um das Studium des christlichen Alterthums ungemein verdienten Sirmont, eines Cossart, Tournemine u. a. m.! Wohl hatten d'Alembert und La Chalotais behauptet, daß die Jesuiten im Fache der Philosophie so wenig sich ausgezeichnet haben. (Und doch giengen Männer, wie Descartes, aus ihrer Schule hervor; derselbe, welcher das Studium der Philosophie, als des Schlüssels zu allen andern Wissenschaften, nirgends so trefflich bestellt fand, wie bei den Jesuiten!) Hören wir aber, wie diese Beschuldigung von dem berühmten Astronomen Lalande auf's triftigste widerlegt ward! „Als ich diese Behauptung las," spricht er, „war ich eben mit der Verfertigung des Index meiner Geschichte der Astronomie beschäftigt. Ich entwarf ein Verzeichniß

von Jesuiten, die sich in jener Wissenschaft hervorgethan haben, und war über ihre Anzahl nicht wenig erstaunt. Späterhin, im Jahre 1773, traf ich mit La Chalotais in Saintes zusammen. Ich warf ihm sein Unrecht vor; und er gestund es mir ein. Allein die Jesuiten waren damals nicht mehr! Zwei Männer, Cavalho und Choiseul, hatten das herrlichste Gebäude, welches je unter dem Himmel aufgeführt wurde, ein Gebäude, welchem nie eine menschliche Anstalt gleich kommen wird, zerstört, — den ewigen Gegenstand meiner Bewunderung, meiner Dankbarkeit und meines Bedaurens!" Und in der That, wo ist irgend ein Zweig der Gelehrsamkeit, um welchen sich nicht dieser, in unsrer Zeit so grimmig angefeindete, Orden die wesentlichsten Verdienste, und dadurch auch die gerechtesten Ansprüche auf dankbare Verehrung, erworben hätte?!

Sowie der, allgemein bekannte und eingeständne Zweck des Ordens war, in Hinsicht auf Religion, die katholische Kirche gegen die nachtheiligen Einflüsse der Reformation zu vertheidigen, in Hinsicht auf den Staat aber, die gesellschaftliche Ordnung und die eingeführte Regierung jedes Landes gegen ruhestörende Umtriebe, — die mit religiösen Neuerungen immer gleichen Schritt halten, — in Schutz zu nehmen, so blieb er auch fortwährend diesem Hauptzweck unter allen Umständen getreu; und ganz richtig bemerkt Dr. und Prof. Schuppius in s. Handb. der neuern Gesch., „daß dieser Orden am meisten dazu beitrug, diejenigen Länder, welche noch nicht zum Protestantismus übergegangen waren, der katholischen Kirche zu erhalten." In den Jesuiten erkannten und haßten die Protestanten damals — und immer noch — ihre gefährlichsten Gegner. Den Ruhm strenger Sittlichkeit, der Mäßigkeit, und einer ganz besondern Uneigennützigkeit (für ihre geistlichen Verrichtungen dürfen sie, vermöge ihrer Statuten, keinerlei Vergütung annehmen; — was sich doch wohl bei der protestantischen Geistlichkeit ganz anders verhält) konnten ihnen selbst die erklärtesten Feinde niemals streitig machen. Jene schwachen, kleinlichen Gründe, welche seiner Zeit als Vorwand zu ihrer Verbannung hatten dienen müssen, werden jetzt selten mehr gehört; wohl aber bleibt unvergessen, daß die Richter, welche dem ganzen Ordenskörper die gröbsten Vergehungen zur Last legten, dennoch unter allen Gliedern desselben auch nicht ein einziges als schuldig be=

zeichnen konnten; und gelassen beugten sich jene Männer, welche man als so gefährlich, so mächtig und so rachsüchtig geschildert hatte, unter der Hand, die sie zermalmte, indem sie mit Großmuth und Ehrfurcht jenem Papste sich unterwarfen, der sie zu opfern bestimmt war.

Um aber das Hauptverdienst der Jesuiten zu würdigen, müssen wir sie jenseits des Weltmeeres, als Missionäre betrachten, wo sie mit keinen andern Waffen, als mit ihrem Brevier und Crucifix, die unmenschlichen, argwöhnischen, grausamen Bewohner der indischen Wälder und Sümpfe zu sanften, arbeitsamen, gesitteten und frommen Wesen umschufen, und nicht selten mit dem schmerzhaftesten Martertode ihre ruhmvolle Laufbahn endeten. So bildeten sie in dem colossalen Reiche Brasilien, dem größten in Amerika, zuerst aus wilden Menschenfressern ein Volk von Christen: und namentlich gebührt dieß Verdienst dem Jesuiten Anton Riveyra, welcher in der letzten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts, innert sechs Jahren, mehr als zweihundert Meilen Landes civilisirte. Auch der Name Paraguay erinnert an die glorreiche, segensvolle Wirksamkeit der Jesuiten, welche hier die — gleich Vögeln auf den Zweigen der Bäume lebenden — Wilden zur Religion des Christenthums und zum Genusse der bürgerlichen Wohlfahrt leiteten. Nicht weniger waren die ungeheuren Urwälder und Sümpfe in Bolivia der Schauplatz gesegneter Thätigkeit der Jesuiten, deren zahlreiche Missionsdörfer größtentheils noch in blühendem Wohlstand sich befinden. Mehrere Schriftsteller ersten Rangs, Montesquieu, Raynal, Leibnitz, Muratori, geben rühmliche Zeugnisse von der Zufriedenheit und dem frommen Sinne jenes beglückten Theils der Menschheit. Selbst der, gegen die katholische Religion sonst feindselig gestimmte Southey bemerkt doch, daß die Indianer das Benehmen der Jesuiten, ihren uneigennützigen Eifer, ihre beharrliche Ausdauer, die Entbehrungen und Gefahren, denen sie sich, ohne irdischen Lohn, bloßstellten, nicht ohne Erstaunen betrachten können. Auch in China waren ihre frommen Bemühungen von ausgezeichnetem Erfolg. Von 1552 bis 1713 stieg dort die Zahl der Christen auf dreimal hunderttausend, welche etwa dreihundert Kirchen besaßen; und zwischen den Jahren 1581—1681 wurden 126 europäische Jesuiten bei den Missionen in China angestellt. Alle Nachrichten, welche sie von der Gelehrsamkeit, von den Künsten und Wissenschaften der

Chinesen sich verschaffen konnten, theilten sie nach Europa mit, und man findet sie vorzüglich in den Lettres édifiantes et curieuses, von welchen Fontenelle sagte, daß er noch kein Werk gelesen habe, welches seinem Titel mehr entsprochen hätte. Aus genauern Berechnungen ergiebt es sich, daß die Gesellschaft Jesu während der kurzen Zeit ihres ersten Bestandes (230 Jahre) nahe an zwölftausend Missionäre absendete, von welchen etwa siebenhundert des ruhmvollen Martyrertodes starben.

Und doch, bei all' diesen, so gegründeten Ansprüchen auf Dankbarkeit, wie groß ist nicht die Zahl der Widersacher dieses Ordens! Freilich giebt es darunter auch solche, deren Feindseligkeit ihm nur zur Ehre gereichen kann (als vituperium a vituperando). Wenn wir z. B. in Voltaire's und seiner vertrauten Freunde Briefwechsel, den wüthendsten Haß gegen das Christenthum, ihre Entwürfe und Anstrengungen zu dessen Zerstörung, und ihre Erbitterung gegen die Jesuiten, als ihre furchtbarsten Gegner, ausgesprochen finden; oder wenn wir die ersten Anhänger Luthers und Calvins, mit der streitsüchtigsten Gehässigkeit, in all' ihren Schriften gegen die Jesuiten zu Felde ziehen sehen, — wer muß dann in diesen letztern nicht die tapfersten Kämpfer für den alten Glauben, die tüchtigste Vormauer für die Vertheidigung der allgemeinen Christenheit, erkennen und ehren? Wahrlich, selbst der Atheist, der Deist und der Protestant, wenn sie anders bei ihrem Urtheil nicht von feindseligen Gesinnungen gegen das Christenthum und die katholische Kirche geleitet wurden, ließen den vielen und großen Verdiensten der Jesuiten Gerechtigkeit widerfahren; und so kam es denn auch, daß die Herrscher Rußlands und Preußens, der Weise von Sanssouci und Catharina die Große, die aus den andern Königreichen Vertriebnen, freudig aufnahmen und über die Grillen der Schwärmer sich wegsetzten, welche zur Verbannung derselben so dringend aufforderten. „Ich bin überzeugt,“ sagt Leibnitz, dieser große Meister in allen Wissenschaften, „daß die Jesuiten oft sind verleumdet worden, und daß man ihnen Meinungen, die ihnen nur nie in den Sinn kamen, gar häufig angedichtet hat.“ Und als ihm Graf Merode meldete, er habe von den Flamändischen Jesuiten die Geschichte der Heiligen, welche jetzt 80 Bde. in Fol. beträgt und noch unvollendet ist, gekauft, erwiderte Leibnitz: „Wenn die Jesuiten auch nichts andres herausgegeben hätten, so

hätten sie, schon wegen dieses Werks allein, auf ihren Fortbestand, auf Auszeichnung und auf die Hochschätzung der ganzen Welt gegründeten Anspruch." (Bekanntlich war der Jesuite Jo. Bollandus, geb. 1596, gest. 1665, einer der ersten Herausgeber der Acta Sanctorum. Von ihm tragen auch die Bollandisten, eine Gesellschaft gelehrter Jesuiten in den Niederlanden, ihren Namen, welche sich durch Fortsetzung jenes Werks — Antwerpen 1643—1770, Brüssel 1780, 1786, Temperloo 1794 — großen Ruhm erwarben. Das, nach der Ordnung des römischen Kirchenkalenders, mit musterhafter Ausdauer und strenger Kritik, aus alten noch vorhandnen Manuscripten zusammengetragene Riesenwerk ist, nach hundertfünfzigjähriger Arbeit, nur bis zum 14. October vorgerückt, wird aber gegenwärtig im Jesuitenkollegium zu Brüssel mit lobenswerthem Eifer fortgesetzt. Das Leben der heil. Theresia — 15. October — war zwar früher schon gedruckt, ist aber mit allen dabei benutzten handschriftlichen Quellen verloren gegangen, und mußte wieder neu bearbeitet werden; wahrscheinlich dürfte es in Bälde als erste Probe der Leistungen dieser neuen Bollandisten an's Tageslicht treten.) Gleiche Zuneigung äußerte auch der oben erwähnte, berühmte Freidenker Lalande. „Ich muß freimüthig gestehen," sind seine Worte, „daß der Name Jesuit mein Herz, meinen Geist und meine Dankbarkeit anspricht. Es lebt dabei in mir der Schmerz über die Verblendung derer auf, welche im J. 1762 obenan standen. Nein, die Menschheit hat einen kostbaren und bewundernswerthen Verein von zwanzigtausend Männern verloren, die ohne Unterlaß und ohne Eigennutz sich mit dem Unterricht, dem Predigen, mit Missionen, mit Versöhnungen, mit dem Beistand der Sterbenden und mit andern Arbeiten der theuersten und rührendsten Amtsverrichtungen der Menschheit beschäftigten. Zurückgezogenheit, Genügsamkeit, Verzichtleistung auf die Weltfreuden machten diese Gesellschaft zum bewundernswürdigsten Verein von Wissenschaft und Tugend. Ich habe sie in der Nähe betrachtet; sie waren ein Heldenvolk in der Sache der Religion und der Menschheit; die Religion gab ihnen Mittel an die Hand, welche die Philosophie nicht gewährt. Schon in meinem vierzehnten Jahre bewunderte ich sie; ich verlangte, unter sie aufgenommen zu werden, und es ist mir noch leid, daß ich auf diesem Beruf nicht bestand. Die Unschuld und die Liebe zum Studieren hatten mich für sie begeistert."

Daß diese Institution auch unter den Katholiken selbst viele und mächtige Gegner zählt, ist bekannt genug; indessen wurden diese auch in verschiednen Schutzschriften einzeln widerlegt, und immer zeigte sich's, daß nur wenige, von den vielen erhobnen Beschuldigungen, einzelnen Gliedern, keine aber der Gesellschaft selbst, als solcher, mit Recht zur Last gelegt werden konnten. Ja, von den berüchtigten Lettres provinciales sagt sogar Voltaire selbst, daß das Ganze dieser Briefe auf einen falschen Grund gebaut sei, indem die sonderbaren Begriffe einiger spanischer und flamändischer Jesuiten auf listige Weise dem ganzen Orden seien aufgebürdet worden. Um den Werth oder Unwerth der Morale prat. des Jésuites, der Rapports de La Chalotais, und der Extraits des assertions dang. et pernic. richtig zu beurtheilen, muß die Apol. de l'inst. des Jés. und die Réponse aux assert. in 3 Quartbänden, 1763, damit verglichen werden, worin jene Lästerschriften einer Unzahl von Verfälschungen und Verdrehungen, nicht etwa nur beschuldigt, sondern auch auf's bündigste überwiesen werden; und wenn auch de Thou in manchen Stellen seiner Geschichte feindselige Gesinnungen wider die Jesuiten an den Tag legt, so dürfen die damaligen, politischen Verhältnisse Frankreichs nicht außer Acht gelassen werden, so wenig als der Umstand, daß der redliche, um religiöse und bürgerliche Freiheit hochverdiente Kanzler L'Hôpital den Orden sehr begünstigte, und dessen Unterrichtsanstalten zu befördern sich angelegen sein ließ. Vollends unter aller Kritik sind aber die Monita secreta; und es ist wohl kein Jesuit, noch ein Schüler von ihnen am Leben, der, wenn ihm eine von den, darin enthaltenen Lehren oder Uebungen vorgelegt würde, sie nicht mit Unwillen und Entrüstung von sich stieße. Uebrigens ward von diesem nichtswürdigen Machwerk weder das Original, noch eine beglaubigte Abschrift je vorgezeigt, und keine Thatsache könnte angeführt werden, um auch nur mit einiger Wahrscheinlichkeit darzuthun, daß solches wirklich von den Jesuiten herrühre. (Und diese Monita secreta sind es gerade, welche von dem, schon seit einigen Jahren im Criminalverhaft befindlichen Jordan, Professor der Rechte in Marburg, in seinem neusten, berüchtigten Pasquill: die Jesuiten und der Jesuitismus, Altona und Leipzig, 1839, hauptsächlich benützt wurden.) Merkwürdiger Weise fand selbst Voltaire, in einem Augenblicke ruhiger Besonnenheit, sich zu dem Geständnisse

gedrungen: „Was habe ich die sieben Jahre hindurch, welche ich bei den Jesuiten zubrachte, gesehen? ein sehr thätiges, mit vielen Beschwerden verbundenes, und dabei äußerst mäßiges und ordentliches Leben. Alle ihre Stunden waren eingetheilt, sowohl in Schularbeiten, als in diejenigen, welcher ihr strenger Orden ihnen auflegte. Ich nehme tausend und abermal tausend Menschen zu Zeugen, die gleich mir bei ihnen erzogen wurden, und keiner von allen wird mich hierin einer Unwahrheit beschuldigen können. Ich darf behaupten, daß nichts widersprechender, ungerechter, schändlicher und die menschliche Natur entehrender sein kann, als, daß es Leute giebt, welche solche Männer einer lockern Sittenlehre zu beschuldigen suchen.“ (Exposit. de la vraie doctrine des Jésuites.) Eben so bemerkenswerth ist auch Voltaire's Aeußerung in einem seiner Briefe an Damilaville: „Sie müssen wissen, daß ich die Jesuiten nicht geschont habe; allein die Nachwelt würde mit vereinter Stimme die Vertheidigung des Jesuitenordens übernehmen, wenn ich denselben eines Verbrechens (des Königsmords) beschuldigen wollte, von welchem alle Vernünftigen, ja ganz Europa, ihn längst schon freigesprochen haben. Ich wäre nur ein elendes Echo der Jansenisten, wenn ich anders reden würde.“ Und wo er von Portugal spricht, heißt er die daselbst gegen die Jesuiten erhobenen Anklagen, „den Gipfel von Lächerlichkeit und Ungereimtheit, verbunden mit einem Uebermaß von Abscheulichkeit.“

Die Auflösung des Ordens betreffend, — von welcher man sich vergeblich die Entdeckung unermeßlicher Schätze versprochen hatte —, wissen wir, daß die erste Verfolgung von Pombal, dem rachgierigsten Minister des vorigen Jahrhunderts, ausgieng. Meuchelmörderischer Absichten gegen den Monarchen Portugals beschuldigt, wurden die Jesuiten, — ob es gleich sehr zweifelhaft ist, daß eine solche Verschwörung auch wirklich stattgefunden habe, und obgleich nicht der geringste Beweis für Mitschuld oder Verwicklung der Jesuiten vorhanden war —, im J. 1759 aus Portugal vertrieben. Vier Jahre später hob Ludwig XV. in Frankreich, dann 1767 der König von Spanien, 1768 der König von Neapel, der Herzog von Parma und der Großmeister von Malta den Orden auf, bis er im Jahre 1773 von Papst Clemens XIV. gänzlich aufgelöst ward. Letzteres geschah durch ein, vom Papste — in Gegen=

wart von nur fünf Cardinälen — am 21. Juli des besagten Jahres unterzeichnetes Breve, welches auch nicht einmal mit den gewöhnlichen Formeln veröffentlicht, d. h. weder im Campo de' Fiori angeheftet, noch in der römischen Kanzlei eingetragen wurde. (Vergl. die kleine, aber gehaltvolle Schrift: der Jesuitismus, treu geschildert von einem Protestanten; Zürich 1841.) Die unglücklichen Folgen der Zerstörung des Ordens waren indessen bald genug eingetreten. Statt der Collegien der Jesuiten schuf man hohe Schulen und philosophische Academien, und baute neue Lehrsysteme ohne Einfluß der Religion, die man als eine Sache des ungebildeten Volkes verhöhnte. Die Vernunft ward zur Alleinherrschaft erhoben. Aber welche Früchte wurden, durch die Strahlen dieser neu aufgehenden Sonne der Vernunft, zur Reife gebracht? Zwanzig Jahre nur nach Aufhebung des Ordens fiel das Haupt des französischen Königs unter dem Beil des Henkers; in den Tempeln ward die Vernunft als einzige Gottheit verehrt; bald wüthete Anarchie in den Eingeweiden Frankreichs; alle Bande der gesellschaftlichen Ordnung lösten sich auf; Krieg und Verheerung geißelten die Völker. — Durch die Aufhebung des Jesuitenordens gedachte Clemens XIV. den Bestand des römischen Stuhls zu sichern; statt dessen ward schon sein nächster Nachfolger vom Throne gestürzt und starb in der Gefangenschaft. Pius VII. sah sich gezwungen, einer Usurpation das Siegel aufzudrücken, welche bald in eine Tyrannei über ganz Europa ausartete. Das Aufhebungsdekret Clemens XIV. war ganz offenbar das Ergebniß einer kleinmüthigen Politik. —

Die Wiederherstellung des Ordens erfolgte im J. 1814 durch Pius VII. auf dringendes Begehren vieler Gläubigen aus allen Ständen, und gestützt auf die rühmlichsten Zeugnisse aus jenen Ländern, welchen ihr treuer Berufseifer sich wieder zugewendet hatte. Seitdem fand er in mehreren Ländern die bereitwilligste Aufnahme, und die heftigen Angriffe böswilliger und unwissender Zeloten, — weit entfernt, seinen Credit zu untergraben —, scheinen denselben vielmehr nur um so fester zu begründen. So z. B. hatte vor wenigen Jahren der durch seinen frommen Wohlthätigkeitssinn ausgezeichnete Graf Mellerio von Mailand eine Summe von drei Millionen Lire zu Gründung eines Jesuitenkollegiums in der Lombardie ausgesetzt. Diese Summe war übrigens,

sichern Berichten zufolge, ein von dem Grafen Fagnani, welcher zur Zeit der fränkischen Revolution in Mailand eine bedeutende Rolle gespielt hatte, stammendes Fideicomiß. Derselbe hatte nämlich bei seinem Tode die Verwaltung jener Summe dem Grafen Mellerio übergeben, mit dem Wunsche, daß sie zu frommen Zwecken verwendet werde. Um dieser Anordnung zu entsprechen, soll nun ein Jesuitenkollegium in Udine, und ein zweites in einer, noch ungenannten Gegend der Lombardie errichtet werden. (Welch' ausgezeichnete Verdienste sich die Jesuiten zur Zeit der Cholera in Rom erwarben, findet sich näher angegeben in Gerambs Reise von La Trappe nach Rom. 1839. S. 236.)

Nach dieser geschichtlichen Darstellung unterlegen wir der unbefangenen Prüfung unsrer Leser, noch einige Urtheile neuerer, angesehener, protestantischer Schriftsteller über diesen Gegenstand. So schreibt z. B. Caldeleugh in seinen Reisen in Südamerika, dem heiligen Leben und dem äußerst moralischen Wandel, der wissenschaftlichen Bildung und dem leutseligen Benehmen der Jesuiten, ihre erstaunenswerthen Erfolge in der Bekehrung jener wilden Völker zu. Dallas, Rechtsgelehrter und Anglikaner, in seinem Schr. über den Orden der Jes., 1820, rühmt das ausgezeichnete Talent, mit welchem die Jesuiten überall die rohen Menschen umzubilden und für die Cultur zu gewinnen wußten, sowie den Feuereifer, womit sie das Christenthum, in den unwirthbarsten Ländern beider Hemisphären, auf Kosten ihres Lebens und ihres Bluts, predigten. Das wichtige Zeugniß Menzels, in seiner neuern Geschichte der Deutschen, haben wir bereits oben angeführt. Von vorzüglichem Gewicht ist wohl auch, in den Augen unsrer protestantischen Brüder, das Urtheil des großen Historikers Joh. v. Müller. Dieser nimmt in seiner Allg. Gesch. XIX, 4, und XXIII, 9, den Orden auf's kräftigste in Schutz. „Der Plan des Jesuitenordens," heißt es dort, „war einfach, salbungsvoll, unschuldig. Diese Gesellschaft verdiente den großen Anstalten der Gesetzgeber des Alterthums verglichen zu werden; sie gab ihren Mitgliedern eine außerordentliche Thätigkeit und so genauen Gehorsam, daß der ganze Orden einem gesunden, von einer festen Seele regierten Körper glich. Wer eintrat, ward im Orden Sohn und Bruder, und hörte auf, in den vorigen Verhältnissen zu stehen. Alle waren Jesuiten, nicht mehr Spanier, oder Deutsche, oder

Franzosen. Seit Pythagoras ist in der Geschichte kein Institut, das zugleich wilden und halb- und sehr verfeinerten Völkern, mit so großem Erfolg Gesetze gegeben hätte. Sie waren in der That Allen Alles." An einer andern Stelle klagt er: „Weisen Männern ward bei Aufhebung des Ordens bald bemerklich, daß eine gemeinschaftliche Vormauer aller Autoritäten gefallen war." Der Englische Geschichtschreiber Robertson behauptet, daß in der katholischen Kirche keine Klasse des Regular-Clerus sich durch Reinheit der Sitten mehr ausgezeichnet habe, als die Gesellschaft der Jesuiten im Allgemeinen. „Aber in der neuen Welt," so fährt er fort, „haben die Jesuiten ihre Talente auf die glänzendste, und für die Menschheit ersprießlichste Weise an den Tag gelegt. Die Eroberer dieses unglücklichen Welttheils haben keinen andern Zweck gehabt, als die Einwohner zu plündern, in Ketten zu schlagen und zu vernichten; die Jesuiten allein haben sich mit menschenfreundlichen Absichten dort niedergelassen; von ihnen wurden diese Wilden unterrichtet und civilisirt. Geachtet, geliebt, ja beinahe angebetet, herrschten einzelne Jesuiten über Tausende der Indianer, und von Grund aus wurden fast alle Leidenschaften, die den Frieden der Gesellschaft hindern und die Menschen unglücklich machen, durch die, von den Jesuiten bei jenen Völkern getroffnen Einrichtungen beseitigt und zerstört." Eben so kräftige Vertheidiger des Ordens finden wir an Schrökh, Henke, Albr. v. Haller, Feßler und so vielen a. m. Der berühmte, protestantische Philosoph, Baco von Verulam, de dign. et augm. scient., sagt: „Was die Lehrmethode betrifft, so läßt sich hierüber nichts Triftigeres sagen, als: man nehme die Schulen der Jesuiten zum Muster; denn von allem, was jetzt eingeführt ward, ist nichts so gut, wie dieses. Die Erziehung, dieser vornehmste Theil der Lehrart, ist einigermaßen, wie durch das Recht der Wiederkehr, in die Collegien der Jesuiten zurückgeführt worden. Ich kann den Fleiß und die Arbeitsamkeit dieser Männer, welche die Jugend sowohl in den Wissenschaften bilden, als auch in der Sittenlehre unterrichten, nicht ansehen, ohne mich der Worte des Agesilaus in Betreff des Pharnabaz zu erinnern: Weil du so bist, o daß du unser wärest!" Auch der große Friedrich in seinem Briefwechsel mit d'Alembert giebt zu, daß man für den Unterricht der Jugend den Jesuitenorden nicht ersetzen könne; und in derbem Tone erwiderte er auf das Ansinnen, die

Jesuiten aus Schlesien zu verbannen: „Ich habe und kenne keine bessern Lehrer für meine Unterthanen, als diese so gelehrten wie tugendhaften Väter.“ An Voltaire schrieb er unterm 5. Juli 1770: „Was mich betrifft, hätte ich Unrecht, mich über Ganganelli zu beklagen; er läßt mir meine lieben Jesuiten, die man überall verfolgt. Ich werde dieses kostbare Samenkorn aufbewahren, um diejenigen damit versehen zu können, welche eine so seltene Pflanze bei sich anzubauen wünschen sollten.“ In gleichem Sinne äußerte sich Rußlands große Kaiserin, Katharina II. Diese schrieb an den päpstlichen Nuntius in Warschau: „Seitdem der Unterricht und die Erziehung der Jugend den Jesuiten überlassen sind, habe ich zu meiner größten Zufriedenheit sehr oft den frommen Eifer dieser Ordensgeistlichen bemerken können, sowie auch den sichtbaren glücklichen Erfolg, welcher hierin all' ihre Bemühungen krönte. Ich würde ungerecht gegen meine Unterthanen handeln, wenn ich dieselben eines so gemeinnützigen Ordens berauben wollte. Die Erfahrung hat es bewiesen, daß man dieselben in den katholischen Ländern bisher noch nicht zweckmäßig hat ersetzen können. Ueberhaupt sehe ich nicht ein, warum man einen Orden aufheben will, der, mehr als alle andern, seine Kräfte der Erziehung der Jugend, mithin sich selbst ganz dem allgemeinen Besten der Völker weihte.“ Und in einem spätern Gesuche vom Jahr 1783 schrieb die große Kaiserin an Papst Pius VI.: „Die Stimme der Gerechtigkeit, die Forderungen der Vernunft, und endlich meine innigste Ueberzeugung von der Nützlichkeit der Jesuiten in meinen Staaten, machen mirs zur Pflicht, dieselben in Schutz zu nehmen. Nie werde ich diese Gesellschaft frommer, friedliebender und harmloser Menschen aus meinem Reiche vertreiben; denn ich bin überzeugt, daß unter allen katholischen Ordensgeistlichen sie die tauglichsten sind, meine Unterthanen zu unterrichten, ihnen sanftere Gefühle einzuflößen und sie in den wahren Grundsätzen der christlichen Religion zu befestigen. Mein entschiedener Wille ist es daher, dieselben gegen jede Macht zu schützen; und hierin glaube ich nicht mehr als meine Schuldigkeit zu thun, indem ich in ihnen nur treue, nützliche und unschuldig angeklagte Unterthanen erkenne.“ „Die Jesuiten fielen“, schreibt Dallas, „als Opfer der Verleumdung; ihr Untergang war das Werk des Neides, der Bosheit und der Finsterniß“. Merkwürdig ist auch das Geständniß Kerns, Professor an der

Universität zu Tübingen, in seiner Widerl. der L. Beh.: „Unter den Nichtkatholiken, namentlich den Protestanten, haben sich von jeher die größten Köpfe oder die edelsten Herzen den Katholiken, oder den Jesuiten günstig erklärt, sobald sie nur mit dem Wesen derselben vertraut geworden, und nur keine andere, nähere Privatrücksicht sie von dieser Gesinnungsäußerung zurückhielt —: z. B. Friedrich II., die große Kaiserin Katharina, Franz Bako, Hugo Grotius, Peter Bayle, Leibnitz, Lessing, Herder, Joh. v. Müller, Plank, Bekedorf. Wie geht dieß zu? — Umgekehrt aber, gerade die beschränktesten Köpfe, die unedelsten Herzen, und die finstersten Parteilinge unter uns Protestanten ziehen immer am wüthendsten auf die Katholiken und Jesuiten los." An einer andern Stelle derselben Schrift läßt sich der berühmte protestantische Verfasser also vernehmen: „Wer sind gegenwärtig die Feinde der Jesuiten? Diejenigen, welche sie nicht kennen, oder wohl auch die Atheisten (Gottesläugner), die revolutionären Philosophen und die Jacobiner. Die Wiederherstellung dieses berühmten Ordens, weit entfernt, uns Besorgnisse verursachen zu dürfen, ist im Gegentheil von glücklicher Vorbedeutung für unser Jahrhundert. Seiner Organisirung und seiner Tendenz nach ist er der stärkste Damm, den man — nach dem Geständnisse selbst mehrerer angesehener Protestanten — den anarchischen Doctrinen (revolutionären Lehren) der Zeit entgegensetzen kann, und der berühmte schweizerische Geschichtschreiber Joh. von Müller sagt sogar: daß dieser Orden gleichsam für alle monarchische wie demokratische und gemischte Regierungsformen eine gemeinschaftliche Schutzwehr bilde. Die Jesuiten greifen das Uebel in seiner Wurzel an; sie erziehen die Jugend in der Furcht Gottes und im Gehorsam. Sie werden zwar freilich nie den Protestantismus lehren, das ist wahr; aber hätten wir dann wohl auch das Recht, zu fordern, daß Katholiken etwas andres lehren, als die Dogmen ihres Glaubens, — zu fordern, daß sie die sichersten Mittel, ihrer Lehre Eingang zu verschaffen, zurückweisen sollen? Man hat ihnen zwar vorgeworfen, daß sie die Autorität der Könige angegriffen hätten; sie sind aber dießfalls durch den König von Frankreich, Heinrich IV., und noch später unter Ludwig XV. durch das mit der Untersuchung beauftragte Collegium, vollständig gerechtfertigt worden. Und in der That, wie sollte eine solch schreckliche Lehre bei einem, ganz

nur auf das Christenthum gegründeten, Unterrichte vorkommen können? Die Erfahrung hat vielmehr genugsam bewiesen, welche Fortschritte die irreligiösen nnd anarchischen Doctrinen, seit Aufhebung der Jesuiten, gemacht haben. Universitäten und philosophische Fakultäten, sagt ein berühmter englischer Schriftsteller, sind überall auf dem Continente an die Stelle der Jesuitencollegien getreten; Glaube und Vernunft wurden bei der Erziehung nicht mehr vereinigt; man gab der Vernunft mit all ihren Irrthümern, als dem Höchsten im Menschen, den Vorzug; der Glaube ward verlassen, lächerlich gemacht, und blieb nur noch unter dem Namen des Aberglaubens bekannt. Im Jahr 1773 hob Clemens XIV. den Jesuitenorden auf, und im Jahr 1793 blutete Frankreichs König auf dem Schaffot. Die Vernunft ward vergöttert und ihr Bild in Tempeln zur Verehrung aufgestellt." „Die ganze Welt," so urtheilt der geistvolle Vicomte de Bonald in s. réfl. sur le mém. à cons. de Mr. de Montlosier, „weiß, daß die Ausrottung der Jesuiten das Werk der Leidenschaften, und der Sieg der falschen Doktrinen war. Nur die Feinde der Religion und der gesellschaftlichen Ordnung waren es, die ihren Einfluß fürchteten. Hat ein gezwungner Papst die Jesuiten aufgehoben, so hat ein freier Papst sie wieder eingesetzt; haben Regenten aus ihren Staaten sie vertrieben, so haben Regenten eben derselben Staaten sie auch wieder zurückgerufen; und die Wiedereinsetzung eines Verurtheilten beweist doch wohl weit mehr seine Unschuld, als hingegen die Verurtheilung seine Schuld und Strafbarkeit bewiesen hatte." Eine sehr unbefangene, gründliche Ansicht dieses Gegenstandes enthält auch das Votum des gelehrten Mainzer Bischofs, Dr. Kaiser, bei den Verhandlungen der Großherzogl. Hessischen Kammer, vom März 1839, in Darmstadt. „Ueber keinen Orden und dessen Glieder," sprach er, „ist wohl mehr für und gegen geschrieben worden, als über die Jesuiten und ihren Orden. Hört man die Einen, so wären sie so eine Art Abgesandter der Hölle; hört man die Andern, so wären sie Boten des Himmels gewesen. Die Wahrheit liegt in der Mitte. Sie waren keine Teufel und keine Engel; sie waren Menschen. Das Menschliche ist auch ihnen nicht fremd geblieben. Wer Großes und Ungewöhnliches in der Welt leistet, — und das hatten die Jesuiten gethan —, der darf sicher sein, daß er sehr verschieden

beurtheilt werde, je nachdem der Standpunkt ist, auf welchem der Beurtheiler steht, nnd der Maaßstab, den er zur Hand nimmt. Vielleicht darf hier auch auf Napoleon und das Urtheil über ihn hingedeutet werden. Die Jesuiten sollen hie und da, in Spanien, Portugal, Frankreich herrschsüchtig gewesen sein, und sich, ihrem Berufe zuwider, in weltliche, Staats- und politische Händel gemischt haben. Je nun, herrschen ist süß, und wer es kann, schlagt es gewöhnlich nicht aus; auch besaßen die Jesuiten allerdings die Mittel dazu, in materieller und besonders in spiritueller Hinsicht, in reichlichstem Maaße. Man legt auch dem Jesuitenorden zur Last, daß er eine schlechte Moral lehre, oder gelehrt habe. Das ward nun freilich so vorgegeben, aber meines Wissens noch nirgends nachgewiesen. Mag wohl mancher Jesuit eine schlechte Moral mit Wort und That geübt haben; was aber Einzelne thaten, kann man doch nicht Allen zur Last legen. Oder wo wäre die Standes-, Amts- oder Gewerbsgenossenschaft, die nicht auch unwürdige Glieder zählte?"

Aehnliche Urtheile ließen sich noch in Menge anführen; wir werden uns aber wohl füglich mit obigen begnügen dürfen. Nur veranlaßt uns die letzterwähnte Stelle noch zu einer kurzen Bemerkung, in Betreff eines, den Jesuiten so häufig zur Last gelegten, von böswilligen Gegnern ihnen angedichteten Grundsatzes, — daß nämlich „der Zweck die Mittel heilige." — Aus einer Schriftstelle des Weltapostels selbst (Röm. 3, 8.) wissen wir, daß dieser Grundsatz bereits zu jener Zeit vielfach zur Sprache gekommen war. Schon den ersten Herolden des Evangeliums ward dieser Vorwurf von ihren Gegnern gemacht; von den Pharisäern, welche der Heiland Heuchler, übertünchte Gräber, Schlangenbrut u. s. w. nannte, denen er ihre Vergehen beständig vorhielt, die er ohne Schonung geißelte; von den Sadduzäern, die gar keinen Glauben an eine Ewigkeit hatten und als Weichlinge und Wollüstlinge bekannt waren; endlich von den Heiden, die in allen, selbst unnatürlichen Lastern sich wälzten; — von solcher Menschenklasse also ward jener Vorwurf gegen die ersten Christen erhoben, welche als ein heiliges Geschlecht die Erde erneuerten, und sich lieber alle Verfolgung, Schmach, Hohn und Spott gefallen ließen, als daß sie die alten Wege des Lasters wandelten. Auch in unsern Tagen sehen wir das Heidenthum ohne Scheu unter den Christen das

kühne Haupt emporheben. Strauß, Bauer, Ruge, Feuerbach und andre solch protestantische Kraftgenies sind doch wahrlich nichts andres als moderne Heiden; sie sind vom Christenthum so weit entfernt, daß gewiß Plato ihm näher gestanden war, als sie; sie haben das Panier des Unglaubens emporgehoben und zahlreiche Anhänger haben sich um ihre Fahne geschaart. Nicht blos hat diese antichristliche Partei längst schon in der Praxis den Grundsatz befolgt, daß ihnen jedes Mittel erlaubt sei, wenn es nur zum Zweck führe. Von Luther haben wir zur Genüge nachgewiesen, daß er Revolution, Empörung, Bürgerkrieg und solche Gräuel immer billigte, sobald er dadurch sein Vorhaben um einen Schritt fördern zu können glaubte. Zwingli war demselben Grundsatz auch nicht abhold und übte ihn gegen die schweizerischen Bundesgenossen. In neuester Zeit hat der deutsche Bundestag durch authentische Aktenstücke die Gewißheit dargethan, daß die Anhänger des „jungen Deutschlands" in ihren Schriften und Vereinen den Grundsatz aufstellten: „der Zweck heiligt die Mittel!" Wie eifrig auch der schweizerische Radikalismus diesem Grundsatz huldige, dafür weiß bald jeder Knabe genügende Beweise anzuführen. Dennoch sind es gerade dieselben Radikalen, welche den Jesuiten diesen Grundsatz aufbürden, und somit das Beispiel der Heiden gegen die ersten Christen genau nachahmen. Die Jesuiten führen ein untadelhaftes, ja musterhaftes Leben, in welchem auch nicht die leiseste Spur eines solchen Grundsatzes sich finden läßt, — dennoch wird ihnen dieser gerade von denjenigen angedichtet, die ihn im Leben und in ihren Schriften selbst festhalten. Wie die Heiden gegen die ersten Christen handelten, so verfahren jetzt die neuen Heiden gegen die treuesten Diener Christi wieder. —

Schließlich bemerken wir noch, daß auch in der Schweiz mehrere solcher Niederlassungen in neuerer Zeit sich gebildet haben, — die eine zu Freiburg im J. 1818, eine andre in Schwyz vor wenigen Jahren, und zwei kleinere zu Sitten und Brieg im Wallis, welche sämmtlich eines festen Fortbestands und steigenden Flors sich zu erfreuen haben; während es freilich auch genug Schweizerkantone giebt, deren Bewohner zwar bei Lebtagen noch nie einen Jesuiten sahen, darum aber gegen das Ding, welches man ihnen „Jesuit" nannte, desto gründlicher erbost sind. Das Freiburgische Institut betreffend, erschien jüngsthin im „Morgenblatt" eine überaus

anziehende Schilderung, in welcher folgende Stelle vorkömmt: „Ueber das hiesige Jesuitenkloster ward von den sogenannten liberalen und radikalen Schweizerblättern auch gar so viel Unwahres und Unvernünftiges geschrieben. Ich bin selbst Liberaler und Protestant aus Herzens- und Geistesgrund, sehe aber nicht ein, wie diese beiden Eigenschaften zu vorgefaßten Ideen, Vorurtheilen und Unbilligkeit berechtigen können. Ich will nur schlicht erzählen, was ich auch dießmal wieder in der Anstalt sah und beobachtete. Ich fand nämlich ein Erziehungshaus, voll Gesundheit, Leben, Bewegung und verständiger Freiheit; ich fand durchaus kein Verstecken, Heimlichthun und Geheimnißkrämerei, sondern offenes Eingehen auf meine vielen Fragen; ich fand den Unterricht in alten Sprachen, mathematischen und Naturwissenschaften nach den neuesten und besten Methoden; ich fand Gründlichkeit bei den Lehrern, und Wißbegierde bei den Schülern, überdieß freundliche Nachsicht und väterliche Sorgfalt; ich fand auch die etwas spärlichen Recreationen im Geiste unsrer Zeit, — nichts Mönchisches, nichts Mittelalterliches, nichts Altväterisches, als darin, wo Mönche, Mittelalter und unsre Vorväter der Wahrheit näher waren, als wir. Von sklavischer Unterordnung, von blindem, unbedingtem Hingeben unter der Obern Willen, von Feinheit und List, oder dem, was man gewöhnlich Jesuitismus heißt, sah ich keine Spur, und auch die Zöglinge müssen dergleichen nicht bemerken, — so scharf auch junge Leute bei ihren Lehrern und Obern sehen —, sonst wären sie nicht so offen, kindlich und freundlich mit ihnen, sondern abgemessen, höflich und auf ihrer Hut. Ueberall zeigt sich eine große Anhänglichkeit der jungen Leute an ihre Lehrer. Man ließ mich mit meinem jungen Freunde lange allein, — was jedoch nicht immer geschieht, weil dabei entschiedenes Vertrauen vorausgesetzt wird —, und welcher verständige Erzieher möchte diese Vorsicht mißbilligen?“

Wenn in Frankreich die öffentlichen Primar- und andre Universitätsschulen beinahe unbesucht sind, und die Professoren wahre Sinecurenstellen haben, während hingegen die Schüler den Frères des écoles chrétiennes, den Petits séminaires, und den von einzelnen würdigen Priestern gestifteten Erziehungsanstalten in Menge zuströmen, — so verhält sich's ebenso in der Schweiz, wo die sogenannten Hochschulen in Bern, Zürich,

Basel in ganz und gar keinen Vergleich kommen mit dem immer blühenderen Zustand des Jesuiten-Collegiums in Freiburg. Auch Luzern, — früherhin die besuchteste und wohl auch die älteste Lehranstalt der katholischen Schweiz —, obgleich mit dem hohen Titel einer Centrallehranstalt prangend, zählt doch auf 21 Professoren mehr nicht als 128 Studirende; das Lyceum und Gymnasium in Solothurn 55, das Gymnasium in St. Gallen vollends nur 44 Studirende. Hingegen befinden sich in Freiburg — nach dem jüngsten Studienkatalog — gegen 800 Schüler, und zwar nicht nur schweizerische Jünglinge, sondern auch aus den angesehensten Familien Deutschlands und Frankreichs, ja wohl fast aller Länder Europa's, und selbst einige aus fremden Welttheilen. Schwyz zählt seit zwei Jahren bereits nicht weniger als 229 Schüler in den Klassen der Secundar-, Gymnasial- und zwei philosophischer Lehr-Curse, welche von 8 Lehrern unterrichtet werden. Die Besoldung bei den Jesuiten ist zudem überaus kärglich, da ein Professor nur gegen 500 Fr. bezieht. Die Oberaufsicht ist einem oder zwei Vorstehern anvertraut, welche ohne Geräusch, nach reifer Ueberlegung die nöthigen Verbesserungen einführen, und so mit wenig Kostenaufwand die erheblichsten Fortschritte erzwecken, während in den übrigen schweizerischen Freistaaten, trotz einer Unzahl von Aufsichtsbehörden — Professoren, Ober- und Unterpräfekten, Schulkommissionen, Erziehungsräthen, Kleinen und endlich Großen Räthen — und trotz der beträchtlichsten Geldaufopferung, die Lehranstalten der Regierungen immer weniger Vertrauen genießen und in allmälige Stockung zu gerathen scheinen. —

Ueber den grellen Widerspruch der obigen Schilderung des Unterrichtswesens in Freiburg mit einem Aufsatz von Th. Mundt im Freihafen von 1839, Heft 1, — welchen auch Jordan in seiner bereits erwähnten, neuen Schrift als wichtigen Gewährsmann anführt —, wird niemand sich verwundern, der die Sinnesart dieses vermeinten Schöngeistes näher kennt. In hämischem, leidenschaftlichem Tone schimpft er über „Culturmacherei des heutigen Jesuitismus", nennt „Unwissenheit" den eigentlichen Hauptzweck in den Unterrichtsanstalten der Jesuiten, spricht von „satanischer Dialectik, durch welche dieser Orden sich immer ausgezeichnet habe", und von „weltbekannter, großer Unwissenheit der jesuitischen Zöglinge in Freiburg", gesteht dann aber zugleich selbst auch, daß seine Be-

schuldigungen zum Theil auf Hörensagen beruhen. (Solche Zeloten möchten wir an den goldnen Spruch Sirachs [XI, 7. 8.] erinnern, dessen gewissenhafte Beachtung so mancher Entstellung, Verdrehung, und selbst absichtlich boshafter Verleumdung vorbeugen würde: „Verdamme niemand, ehe du die Sache erkannt hast; erst prüfe, und dann urtheile!“) Wer übrigens unsern Tadel über Mundts parteiliche und leidenschaftliche Darstellung zu bestreiten geneigt wäre, den verweisen wir auf die Leipziger Blätter für literarische Unterhaltung, 1839, No. 281, wo unsre Ansicht gänzlich bestätigt und näher begründet wird. Auch im neusten Hefte des Repertoriums von Gersdorf findet sich Mundts wissenschaftliche Thätigkeit in gleichem Sinne gewürdigt. Der dritte Band seiner Weltfahrten und Spaziergänge wimmelt von Lächerlichkeiten und Verkehrtheiten jeder Art, und in s. Beschr. Zürichs läßt er sogar den dortigen See von Dampf- und Handelsschiffen stark befahren werden, „die bis nach Italien gehen!“

Neben Mundt und Jordan macht sich in jüngster Zeit auch Ellendorf unter den leidenschaftlichen Gegnern dieses Ordens bemerkbar; derselbe — nun in seinem 38. Lebensjahr verstorbene — Ellendorf, von welchem die, gut protestantisch gesinnte Berliner literarische Zeitung sagt, „daß sich in seinen historischen Sudeleien Unwissenheit mit Arroganz paare,“ — dessen „Rustizität, Oberflächlichkeit und Windbeuteleien“ in Hugs Zeitschrift für Theologie Bd. VI. Hft. 2. gründlich nachgewiesen und nach Verdienst gebrandmarkt werden. — Und in der That, wer in der neuern Literaturgeschichte auch nur einiger Maßen bewandert ist, dem konnte es nicht entgehen, daß der Name dieses — angeblich der katholischen Confession und Kirche angehörigen — schreibseligen Subjektes gar zu häufig benutzt wird, um durch Schriften eines angeblich katholischen Verfassers, momentanen Eindruck zu machen, — und daß selbst die preußische Regierung seine historisch-politische Zeitschrift zu verbieten sich genöthigt sah, — ja daß sein letztes Geschreibsel „über das Primat der Päpste“, auf Befehl des — freisinnigen — Cultministers Eichhorn nicht einmal recensirt werden durfte! —

Ganz füglich lassen sich hier einige geschichtliche Notizen über das

Missionswesen

anschließen, als nachträgliche Ergänzung desjenigen, was wir bereits oben, Bd. I, Abth. 2, S. 203 ff., im Allgemeinen über diesen Gegenstand angedeutet haben. Bekannt sind uns Protestanten, zum größern Theil, die Anstrengungen und Verdienste unsrer eigenen Glaubensgenossen in diesem, allerdings höchst wichtigen Bekehrungsgeschäfte; weit weniger sind es aber jene unsrer katholischen Mitchristen, über deren ruhmvollen Eifer wir hier einige nähere, bestimmtere Angaben mitzutheilen nicht unterlassen können. Und zwar schöpfen wir solche, um auch in diesem Punkte jeden Verdacht oder Vorwurf der Parteilichkeit zum voraus abzuwenden, aus protestantischen Geschichtsquellen, aus den glaubwürdigen Berichten angesehener Schriftsteller unsrer eignen Confession.

Während das erste bemerkenswerthe Missionsunternehmen von protestantischer Seite, sich vom J. 1706 herschreibt, zu welcher Zeit nämlich Friedrich IV. die dänische Mission nach dem Continent von Indien veranstaltete, — dann lange nachher sich in England die „Gesellschaft zur Verbreitung der Kenntniß des Christenthums", hierauf im J. 1792 die „Missionsgesellschaft von London" bildete, und erst im J. 1800 diejenige „der anglikanischen Hochkirche" ihre Wirksamkeit begann; sagt uns die Geschichte, daß schon in der Mitte des sechszehnten Jahrhunderts die Jesuiten es waren, welche, mit dem Kreuz in der Hand, getreu dem Ausspruch des Welterlösers: „Gehet hin, und lehret alle Völker", den heidnischen Orient gewannen, und ihren beharrlichen Muth durch den glücklichsten Erfolg belohnt sahen. Im Verlauf der Zeit entstund dann, unter päpstlicher Autorität, die „congregatio de propaganda fide", gestiftet von Papst Gregor XV. (Ludovisi) im J. 1622, die „französische Congregation für auswärtige Missionen" u. s. w.

Dem Eifer, mit welchem die Katholiken auch in neuerer Zeit das Missionsgeschäft betrieben, ertheilt Dr. Milnor, als Abgeordneter der Bibelgesellschaft von New-York, in einer, zu London im J. 1830 vor der Missionsgesellschaft gehaltnen, Rede die entschiedensten Lobsprüche. In einem, von Dr. Buchanan, zum Behuf der Errichtung eines protestantischen Bischofsitzes im englischen Indien geschriebnen, Memoriale heißt es unter Anderm:

„Die katholische Kirche in Indien ist so alt, als die spanische und portugiesische Herrschaft im Oriente, und obgleich diese beiden im Verfalle sind, bleibt dennoch die Kirche fortbestehen. Die Kirchengüter genießen, trotz mannigfacher Umwälzungen, Schutz und Achtung, da es den Grundsätzen der Asiaten angemessen ist, die heiligen Einrichtungen zu ehren. (!) Die Einkünfte sind zwar dürftig, allein die Priester leben dennoch in wohlanständigen, oder wenigstens geziemenden Verhältnissen. Der Gottesdienst wird regelmäßig gehalten, die Kirchen sind zahlreich besucht, die Kirchenzucht hält man aufrecht, die kanonischen Gebräuche beobachtet man wie in Europa, und die Beiträge des Volkes fließen reichlich. Es ist zu bemerken, daß die Katholiken in Indien dem Luxus des Landes sich weniger hingeben, und weniger vom Clima leiden, als die Engländer. Die Ursache hiervon muß man darin suchen, daß ihre Jugend von den Instituten umgeben ist, welche sie überall einführen, und daß sie der Wachsamkeit und der Weisheit religiöser Männer, welche sie achten gelernt, unterworfen sind. — Außer den regelmäßigen Kirchen sind unzählige katholische Missionen durch ganz Asien errichtet. Die Eingebornen respectiren die Missionäre, wegen ihrer Gelehrsamkeit und ihrer ärztlichen Kenntnisse, hauptsächlich aber wegen ihrer unbefleckten Sitten und ihres tadellosen Betragens; daher sorgt man auch gerne für ihren anständigen Unterhalt, so daß sie im Stande sind, auch gegen Andere Gastfreundschaft auszuüben. — Wenn man die katholische Kirche im Allgemeinen betrachtet, so kann man nicht in Abrede stellen, daß sie, außer ihrem Hauptzwecke, den Glauben ihrer Glieder zu wahren, viel Einfluß besitzt, Asien zu civilisiren, und trotz der ihr eigenthümlichen, mit den Grundsätzen unsrer protestantischen Kirche sehr contrastirenden Härte, hat sie allerdings die Finsterniß des Heidenthums vielfach zerstreut."

In einem, zu London im J. 1832 erschienenen, Berichte eines angesehenen Engländers kommt folgende Stelle vor: „Was immer unsere Missionäre sich davon für ein Verdienst beilegen, oder ihren Unterstützern in England glauben machen möchten, — Jedermann, der diese Gegenden Amerika's besucht, und seine Meinung ohne Vorurtheile frei aussprechen will, muß bekennen, daß sie zu einer bessern Sinnesweise der Eingebornen wenig oder nichts beigetragen haben. Ich besuchte mehrere Missionen der römisch-katho-

lischen Kirche, und muß ihnen das Zeugniß geben, daß sie ein ganz anderes Verfahren beobachten, als die englischen; sie sind freundlicher, liebreicher gegen die Wilden, und höflich und theilnahmsvoll gegen ihre europäischen Brüder; sie wußten sich die Zuneigung derer zu erwerben, deren Bekehrung ihnen war anvertraut worden, und haben unter ihnen ihre eigene Sprache eingeführt, wodurch die Neubekehrten mit Fremden zu verkehren in den Stand gesetzt sind. Wenn gleich in religiösen Ansichten mit ihnen verschiedner Meinung, muß ich doch ihren glücklichen Erfolgen Gerechtigkeit widerfahren lassen. Sie brachten fast die ganze Bevölkerung von Südamerika in den Schooß ihrer Kirche, und ihre Bekehrten bilden den größten Theil dieses Volkes." Auch der Engländer Brome, in seinen Berichten über den Zustand der Missionsanstalten in den nordamerikanischen Freistaaten, spricht die zuversichtliche Erwartung aus, daß daselbst die katholische Religion vielleicht schon in wenigen Jahren die meisten Mitglieder zählen werde, indem die Priester keiner andern Kirche, sich in Ausübung ihrer Berufspflichten, so thätig und unverdrossen erzeigen, wie die katholischen, welche alle Wildnisse durchwandern und alle Beschwernisse erdulden, um den einsam lebenden Ansiedlern den Trost des Evangeliums zu bringen. — Der amerikanische Commodore Downes, selbst Protestant, schildert, in der 1835 zu New-York erschienenen amtlichen Darstellung seiner 1831—1833 unternommenen Expeditionsreise, die katholischen Glaubensboten als „Männer von Gelehrsamkeit und angenehmem Umgang, die in Allem von einem Geiste wahrer Frömmigkeit beseelt zu sein schienen, welche die Menge nie anders an sich ziehen, als durch ihr liebreiches und würdevolles Betragen, und ihre evangelischen Arbeiten mit großem Erfolg gekrönt sehen." — Um solche Erscheinungen begreiflich zu finden, müssen wir hauptsächlich die unterscheidenden Merkmale der protestantischen und katholischen Missionen berücksichtigen. Erstere predigen mannigfaltige, oft wesentlich von einander abweichende Glaubenslehren; und so geschah es dann auch z. B., daß die, im J. 1818, am Bord des „Duff" befindlich gewesenen dreißig protestantischen Missionäre noch nicht über das von ihnen zu lehrende Glaubensbekenntniß einverstanden waren, als sie nur wenige Tage noch bis Otaheiti zu segeln hatten, — während die katholischen Missionäre, seien es Franzosen, Italiener, Spanier oder Portugiesen, überall, an den ent-

gegengesetztesten Enden der Welt, genau dieselben Glaubenssätze übereinstimmend lehrten und pflanzten. Sodann erhalten erstere ihre Gewalt oder Autorisation von den verschiednen, einzelnen Privatgesellschaften (Jerem. XXIII, 21.), letztere aber von dem Mittelpunkt der apostolischen Gerichtsbarkeit und Kirchenverfassung; überdieß waren jene, zum weit größern Theil, Handwerker und Laien, aus den niedrigern Volksklassen, mit Weib und Kindern beschwert, mit Feuergewehren bewaffnet, ohne andre Kenntnisse, als welche sie etwa aus einer englischen Bibelübersetzung geschöpft haben mochten, — letztere hingegen waren jederzeit Priester oder Ordensleute, in den Wissenschaften und den Gebräuchen der Religion geübt, Männer von Enthaltsamkeit und Selbstverläugnung, welche kein Vertheidigungsmittel hatten, als ihr Brevier und ein Crucifix, keine andre Waffe, als „das Schwert des Geistes, welches ist das Wort Gottes“ (Eph. VI, 17.); durch keine häusliche Verhältnisse gehemmt, ohne Weib und Kinder, betraten sie ihre Laufbahn, verließen Alles, blieben nicht in den Colonien oder in ihrer Nähe, sondern warfen und vertieften sich in Wüsteneien, wo überall die größten Hindernisse, herkulische Arbeiten, außerordentliche Entbehrungen und unerhörte Mühseligkeiten ihrer warteten. Auch zeigt uns die Geschichte unter den wenigen protestantischen Bekehrten, oder selbst unter ihren Predigern, nichts von jenem lebendigen Glauben, und jener heldenmüthigen Standhaftigkeit in Verachtung der Armuth, der Marter und selbst des Todes für das Evangelium, welche so häufig die katholischen Missionen verherrlicht haben. Oder, wo hörte man je von einem Martyrer irgend einer Art, in Asien, Afrika oder Amerika, den man als eine Frucht irgend einer protestantischen Mission ansehen könnte? Dagegen giebt es wohl wenige Länder, wo die christliche Religion durch katholische Priester gepflanzt ward, die nicht mit dem Blute einiger derselben, oder ihrer Neubekehrten getränkt wären. Nicht zu gedenken der jüngern Martyrer unter den katholischen Missionen in der Türkei, in Abyssinien, Siam, Tonquin u. s. w., hat in dem chinesischen Kaiserreiche, seit beinahe hundert Jahren, fast ununterbrochen eine Verfolgung gegen die Katholiken fortgedauert, welche, abgesehen von den Bekennern des Glaubens, die verschiedne Qualen erduldeten, eine große Anzahl Martyrer, eingeborner Chinesen sowohl als Europäer, Laien, Priester und Bischöfe, erzeugte. Auf den Inseln

von Japan hatte die, durch den Neid und die Habsucht der Holländer erregte, antichristliche Verfolgung, mit einer Heftigkeit gewüthet, wovon die Annalen des heidnischen Roms kein Beispiel liefern; sie begann mit der Kreuzigung von sechsundzwanzig Martyrern, größtentheils Missionären, schritt dann zu andern, noch schrecklichern Martern, und endigte mit der Ermordung einer Unzahl von Christen. Auch die zahlreichen und glänzenden Siege des Evangeliums in den Provinzen von Südamerika wurden nur durch Ströme katholischen Blutes errungen.

Der ausgezeichneten Verdienste des Jesuitenordens, um die Ausbreitung des Christenthums in den entlegensten Weltgegenden, haben wir bereits früher erwähnt. In neuerer Zeit wurden von P. Buchet allein, während der zwölf Jahre seiner Bemühungen in Madura, zwanzigtausend Indianer unterrichtet und getauft, während der P. Britto, in nicht mehr als fünfzehn Monaten, achttausend bekehrte und taufte, worauf er seine Mission mit dem Martertod besiegelte. Aus den Berichten der Missionäre im Orient an die Vorsteher der franz. Congreg. für auswärtige Missionen, ergiebt sich, daß in den J. 1795 bis 1800, in dem westlichen Theile von Tonquin, über viertausend Erwachsene und siebenundzwanzigtausend Kinder, durch die Taufe in die Kirche aufgenommen, auch in einer einzigen Provinz des chinesischen Kaiserreichs im J. 1795 über fünfzehnhundert Erwachsene getauft und gegen dreitausend Catechumenen waren dem Christenthum gewonnen worden. Nach neueren Berichten des Martyrers Dufresse, Bischofs von Tabarka und apostolischen Vicars zu Sutschu, wurden im J. 1810, ungeachtet einer strengen Verfolgung, über neunhundert sechzig Erwachsene, und im J. 1814, obgleich die Verfolgung zunahm, über achthundert — die sehr vielen Kinder nicht mitgerechnet — durch ihn getauft. Der Bischof Lamote von Fokien bezeugt, daß während des J. 1810 in seinem Sprengel zehntausend dreihundert vierundachtzig Kinder, und eintausend sechshundert achtzig Erwachsene getauft, und zweitausend sechshundert siebzig Catechumenen angenommen wurden.

Nach den neusten genaueren Zählungen befinden sich dermalen in Asien 7 Patriarchate, 10 Erzbisthümer, 36 Bisthümer und 13 apostolische Vicariate; auch Afrika hat, obgleich hier durch die außerordentliche Versunkenheit der Bewohner die Religion nur den

schwierigsten Eingang findet, dennoch in all' seinem weiten Umfang zahlreiche Patriarchate, Bisthümer und apostolische Präfekturen. Amerika zählt, auf 25 Millionen katholischer Christen, 1 Patriarchat, 10 Erzbisthümer, 59 Bisthümer und 4 apostolische Vicariate; davon kommen auf die Vereinigten Staaten, wo im Jahr 1789 erst Ein Bisthum bestand und die katholische Bevölkerung kaum achtzehntausend Seelen betrug (welche dann bis zum Jahr 1828 auf fünfmalhunderttausend sich vermehrte, nach dem amerikanischen Almanach von 1833, bereits auf achtmal hunderttausend gestiegen war, und sich gegenwärtig, laut näherer Angabe im „Courier der Vereinigten Staaten", auf anderthalb Millionen beläuft), 1 Erzbisthum und 12 Bisthümer. In sämmtlichen Vereinigten Staaten von Nordamerika befinden sich 574 katholische Kirchen und Kapellen; zweiundachtzig sind noch nicht ausgebaut; folglich im Ganzen 656. Die Anzahl der Priester steigt auf 572. Im verfloßnen Jahre zählte man neunzehn neue Geistliche, diejenigen ungerechnet, welche die Verstorbnen ersetzen mußten; vierunddreißig neue Kirchen wurden erbaut, davon vierzehn in dem einzigen Staate New-York. Unter diese gehört auch die für die französisch-katholische Bevölkerung erbaute Kirche in New-York selbst. Beinahe in allen Städten der Union findet man barmherzige Schwestern, deren Anzahl sich auf 247 beläuft, und welche namentlich auch während der Cholera, die wichtigsten Dienste geleistet hatten. Die Jesuiten unterhalten Collegien und Missionen in verschiedenen Gegenden. Die Dominicaner errichteten neue Convente am Ohio und Wabasch. Die Niederlassungen der katholischen Missionäre erstrecken sich über zweihundert Meilen aufwärts des Missouri. Im J. 1811 ward auch von fünfzig Trappisten eine Colonie am Mississippi angelegt. Canada hat, auf fünfmalhunderttausend Katholiken, zwei Bisthümer. Im J. 1831 übersandten einige Häupter der Algonkiner, Nipislings und Irokesen dem Papste, als ein Zeichen ihrer Verehrung, einen Halsschmuck und ein Paar Sandalen, beides von rohrförmigem Glas, von seltsamer und merkwürdiger Arbeit, begleitet von zwei Schreiben voll kindlicher, rührender Einfalt. Darin heißt es unter Anderm: „Du, der Hüter aller Getreuen, hast uns gelehrt, Jesum Christum zu erkennen. Du hast uns den Mann im schwarzen Kleide gesendet. Du sagtest ihm: Gehe und suche den Indier; er ist mein Sohn; eile, ihm beizustehen. — —

Du bist unser Vater; nie werden wir einen andern erkennen. Wenn unsre Nachkommen je Dich vergäßen und fehl giengen, so zeige ihnen diese Halsbinde, und sie werden schnell wieder zu Dir zurückkehren.“ In den Ländern der freien Indianer fand neuerlich die katholische Religion bedeutenden Eingang, besonders unter den Huronen und Illinesen. Für den Bezirk von Nord-Canada, oder der Hudsons- und James-Bay, besteht ein eignes General-Vicariat; in ganz Canada befinden sich dermalen 180 katholische Pfarrer und Missionäre. Auch Neu-Schottland und Neu-Braunschweig besitzen apostolische Vicariate, sowie die Prinz-Edward-Insel und Neu-Foundland. Das östliche Grönland, diese Polargegend, wo die Nordlichter die langen Winternächte erhellen, war seit vier Jahrhunderten durch die vielen Eisfelder und Eisberge, welche bis zum Jahr 1815 einen Flächenraum von zehntausend Quadratmeilen einnahmen und es völlig unzugänglich machten, ganz verloren. Aber im Mai des Jahres 1831 gelang es einer, von Copenhagen abgegangnen, Expedition, bis an diese Küste wieder vorzudringen, wo sie die Abkömmlinge der Urcolonie noch in dem katholischen Glauben fanden, den ihre Voreltern zu einer Zeit dahin gebracht hatten, als es noch nirgends einen Protestantismus gab. Selbst in Australien, diesem fünften Welttheile, hat die römisch-katholische Kirche Bestand gewonnen. In verschiednen Theilen sowohl des Festlandes von Australasien, als der weiten südindischen Inselwelt, finden sich katholische Australier, und außer dem, was von den Katholiken in England und Spanien aus geschieht, läßt es sich insbesondere die in Paris vom Abbé Coudrin, mit Genehmigung des Papstes gestiftete Congregation, welche ihr Seminar in der Straße Pic-Pus hat, angelegen sein, die Missionen im stillen Ocean zu unterhalten und auszudehnen. Zwei australische Bischöfe stehen bereits an der Spitze dieser fernen Kirche, der eine auf dem Festlande, der andere auf den Inseln; außerdem steht ein Theil der letztern noch unter einem asiatischen Erzbischofe. Unter den katholischen Priestern Australiens befinden sich übrigens Franzosen, Engländer, Irländer, Spanier und Chinesen. Australasien oder Neu-Holland hat das apostolische Vicariat von Neu-Süd-Wales, welches zugleich auch die Nordküste und Van-Diemensland umfaßt. Der apostolische Vicar und Bischof (Dr. Polding) zählt in seinem Sprengel bereits schon mehr als dreißigtausend Katholiken, deren

Zahl noch immer in der Zunahme begriffen ist. Zu Sidneytowe, auf der Küstenterrasse an den blauen Bergen, woselbst auch der bischöfliche Generalvicar seinen Sitz hat, befindet sich eine schöne katholische Kirche. Nebst einem andern Priester wirkt dort gegenwärtig auch der, als trefflicher Kanzelredner geschätzte Franziskaner, P. Vincenz Dowling. Eine daselbst bestehende Bruderschaft beschäftiget sich Sonntags mit der Catechisation der Kinder. Zu Paramatto, im Bezirke Cumberland, hatte man, nach den neusten Nachrichten, den Bau einer katholischen Kirche begonnen. Von vier katholischen Schulen ist eine für Mädchen und drei sind für Knaben bestimmt. Auf's rühmlichste zeichnet sich der Priester Therry aus, welcher sich vornämlich den Kranken und Sterbenden aufopfert. Mit dem Bischofe hatten sich im April 1835 noch fünf Priester und sieben Alumnen des geistlichen Standes dorthin eingeschifft. Ost-Oceanien ward, durch ein päpstliches Decret vom Jahr 1833, der Congregation von Pic-Pus anvertraut, und bildet ein eignes apostolisches Vicariat, unter welchem die apostolischen Präfecturen von Süd-Polynesien und den Sandwich-Inseln stehen, in welch' beiden Sprengeln, während dieses ablaufenden Decenniums, die katholischen Missionen unglaubliche Fortschritte machten; so zwar, daß nach umständlichen Berichten aus Valparaiso vom Oktober des vorletzten Jahres, trotz aller Verfolgung der Methodisten, die Mission von P. Maigret auf Sandwich bereits achttausend Neubekehrte zählte, und nach dem eignen Geständnisse der protestantischen Prediger, in kurzer Zeit die ganze Bevölkerung des Sandwich-Archipels in der Südsee, wenn den Eingebornen völlige Freiheit gelassen werde, dem katholischen Glauben huldigen dürfte. Bekanntlich hatten sich früherhin daselbst protestantische Missionäre aus den Vereinigten Staaten von Nordamerika festgesetzt, wo sie — wie die Zeitschrift „das Ausland" vom J. 1835 besagt — als Regenten sich betrugen und ihren Willen zum Gesetz erhoben. Abgesehen von ihrem Verfahren und ihrem Erziehungssystem — welche von Protestanten selbst vielfach scharf getadelt wurden —, und nur in Beziehung auf das Verhalten derselben rücksichtlich ihrer eignen lieben Persönlichkeit, im Gegensatz zu demjenigen der Apostel und selbst noch der heutigen katholischen Glaubensboten, verdient hier die Aussage des, als Augenzeuge sprechenden, preußischen Naturforschers Meyer erwähnt zu werden: „Die Klagen," schreibt

dieser, „welche wir über das, wovon der eigene Anblick uns überzeugte, vernommen hatten, blieben noch weit hinter der Wahrheit zurück. Der Despotismus dieser Missionäre ist unglaublich. Auch betheure ich, daß die Urbewohner, in Folge schändlicher Bedrückungen, zur äußersten Dürftigkeit herabgesunken sind, daß sie die, von den Missionären ihnen auferlegten, ungeheuren Abgaben nicht aufzubringen vermögen. Bei allem dem klagte nämlich Bingham — der Chef dieser Missionäre — daß sie vom Weine keinen Gebrauch machen können. Es ist aber dabei zu bemerken, daß diese strengen Eiferer sich mit großen Kosten aus Nordamerika ein vortreffliches Bier verschaffen, welches in Polynesien theurer bezahlt wird, als in Preußen der Wein. Einige dieser bescheidnen Menschen haben, binnen zwei Jahren, ein Vermögen von mehr als 10 bis 15,000 Piastern zusammenzubringen gewußt.“ Die schändlichen Mittel, wodurch die amerikanischen Missionäre des Protestantismus auch im Sandwich-Archipel das arme Volk hinsichtlich der Kirche Gottes zu berücken strebten, haben Protestanten selbst aufgedeckt, zum ehrenden Zeugnisse, daß die Edleren und minder Befangnen unter ihnen solch fanatisch-finsteres Treiben verabscheuen. Der bereits erwähnte Commodore Downes liefert hievon rühmliche Beweise in seiner angezeigten Schrift; sowie auch das, in London erscheinende, wegen seiner Mäßigung und Unparteilichkeit sehr geschätzte Asiatic Journal vom Novembermonat 1834, Nr. 59, wo von dem brittischen Gesandten zu Woahu (Sandwich-Archipel), Richard Charleton, den katholischen Missionären das entschiedenste Lob gespendet, dagegen aber die bitterste Klage geführt wird über die Bosheit und den Fanatismus, sowie über die niederträchtigen Lügen, welche sich die protestantischen Missionäre gegen die katholischen zu Schulden kommen lassen. — Nachdem nun in neuerer Zeit die Dazwischenkunft der französischen Regierung den Katholiken des Sandwich-Archipels die unterdrückte Religionsfreiheit und den katholischen Geistlichen gleiche Rechte mit den protestantischen verschafft, in Folge dessen die katholische Religion sich dort immer mehr verbreitet, müssen zwar die Sektenprediger von den öffentlichen Verfolgungen und Gewaltthätigkeiten abstehen, die giftigen Mittelchen aber werden stetsfort noch in Anwendung gebracht, — wie aus dem Septemberheft 1842 der Annales de la propag. de la foi sattsam hervorgeht. —

Ueber den Erfolg der französischen Missionen wurden sehr umständliche und documentirte Berichte durch französische Zeitschriften, noch in den jüngst verflossenen Monaten, bekannt gemacht. Diesen zufolge waren von der, in Paris befindlichen Gesellschaft unlängst neuerdings vier Missionäre nach China abgeordnet worden, und ebensoviele stunden im Begriff, dahin nachzufolgen, indem die feste Absicht waltet, jene Niederlassungen, trotz der seit einigen Jahren überhand genommenen bittersten Verfolgungen von Seite barbarischer und grausamer Regierungen, möglichst auszudehnen. (Vergl. die gehaltvollen, authentischen Berichte in der Allg. Augsb. Zeitung vom 16. Juli, 14. Sept., 30. Nov. und 21. Dez. 1839, besonders vom 31. März und 8. Dez. 1840, 5. Nov. 1841 und 24. Mai 1842; welchen zufolge die ganze Geschichte der katholischen Kirche in China und Cochinchina eine wahre Martyrergeschichte war, und man von nichts als enthaupteten und flüchtigen, fremden und einheimischen Priestern und eingeäscherten christlichen Dörfern hörte.) Zu den, in diesem asiatischen Kaiserreich bisher bestandnen, drei apostolischen Vicariaten und drei Bisthümern kamen im Lauf dieser letzten Jahre noch zwei apostolische Vicariate hinzu. Diese französischen Missionen gehören übrigens drei verschiednen Congregationen oder Vereinen an, deren Fonds — so weit sie die Missionen betreffen — gemeinschaftlich sind, und von den Beiträgen für das Collége de la propagation de la foi herrühren, welches nur Eine Verwaltung, aber zwei Sitze hat, nämlich in Paris und in Lyon. Die Fonds nahmen in den letzten Jahren sehr beträchtlich zu, genügen aber doch kaum für die gesteigerten Bedürfnisse, da der apostolische Vicar für West-Oceanien allein im letzten Jahre sechszehn neue Missionen verlangte. Im Jahr 1837 hatten die Einnahmen nur 927,000 Fr. betragen; im J. 1838 1,343,640 Fr.; im J. 1839 laut offizieller Rechnungsablegung in den Annales de la foi 1,895,682 Fr., wozu Frankreich allein 1,238,809, Baiern 111,000, England 93,000, Italien 266,381, die Schweiz 25,167, Belgien 100,664, Preußen 25,167 Fr. beitrugen. Im folgenden Jahr stiegen sie bereits auf 2,500,000 Fr., wovon 1,379,000 aus Frankreich selbst, dann 207,400 aus Baiern, 163,000 aus Irland, 62,000 aus Preußen, 30,400 aus der Schweiz, 60,000 aus Augsburg, 72,000 Fr. aus München u. s. w. floßen. Noch günstiger stellte sich das Resultat im J. 1841 heraus, indem die Totalein-

nahme 2,752,217 Fr. betrug, wozu Frankreich selbst mehr als die Hälfte beisteuerte; Baiern kommt mit 210,000 Fr. zum Vorschein, Belgien mit 159,000, England mit 33,000 — das arme Irland hingegen mit 195,000, Portugal 46,000, Sardinien 206,000, Kirchenstaat 77,000, Neapel 61,000, Preußen 85,000, die Schweiz mit 33,700, Toskana 41,000, Asien und Amerika mit 110,000 Fr. — Die Vertheilung geschah an die Missionen in Europa, Asien, Afrika, Amerika und Oceanien; sie belief sich auf 2,583,718 Fr. laut umständlicher Rechnungen in den Annalen der französischen Missionsgesellschaft, wovon im Ganzen 141,100 Exemplare in acht Sprachen verbreitet werden, nämlich 70,000 in französischer, 20,000 in deutscher, 15,500 in englischer, 3000 in spanischer, 4000 in flammändischer, 26,000 in italienischer, 2000 in portugiesischer und 600 in holländischer Sprache, und wofür die Druckkosten 210,162 Fr. betrugen. Diese Annalen der, erst im J. 1821 zu Paris für Verbreitung des christlichen Glaubens gestifteten, Gesellschaft liefern, nebst der genauesten Rechnung über die Ausgaben, auch die reichhaltigsten Nachrichten über die segensvolle Wirksamkeit der einzelnen Missionen. Die Einnahmen sind übrigens in stetem Wachsthum begriffen, so zwar, daß sie sich im letztverfloßnen Jahre 1842 (s. Maiheft der Missionsannalen) auf 3,792,889 Fr. beliefen, zu welcher Summe Frankreich 1,670,447, Baiern 202,075, Belgien 162,000, Brittanien 240,194, Preußen 119,250, die Schweiz 44,932 Fr. beigetragen hatten. (Als im laufenden Jahr 1843 der Erzbischof von Lyon in seinem Fasten-Mandat das Werk für Verbreitung des Glaubens behandelt hatte, übermachte ihm, am Tage nach der Erscheinung dieses Mandements, eine einzige Person zu diesem Behuf 10,000 Fr.) — Nach allgemeinem Zeugniß zeichnen sich die Missionäre dieses Vereins durch große Selbstverläugnung aus; und der Muth, mit welchem sie beständige Gefahren und das härteste Leben ertragen, kann nicht genug gelobt werden. An regelmäßigem Gehalt bezieht ein Missionär 500 Fr., ein Bischof das Doppelte, und nur unter besondern Umständen, bei Verfolgungen u. s. w., werden ihnen weitere Fonds gegeben, um sich aus Verlegenheiten zu ziehen, welche den Fortbestand ihrer Gemeinden gefährden würden. Wer sich noch umständlicher und gründlicher mit diesem Gegenstand bekannt zu machen wünscht, den verweisen wir auf die gehaltvolle Darstellung in der außer-

ordentl. Beil. zur Allg. Augsb. Ztg. Nr. 150 vom Jahr 1843, an deren Schlusse es heißt: „Die Organisation dieser Missionsgesellschaft ist in der That bewunderungswürdig; die Ordnung in der Verwaltung und die Disciplin sind durchaus löblich, und der Muth, welchen die Missionäre unter Aufopferungen aller Art und unter Verfolgungen, wie in Cochinchina und bisweilen in China und Siam, an den Tag legen, kann nicht übertroffen werden.“ —

Während all' dieß von katholischer Seite geschieht, ertönen hingegen immer stärkere Klagen über den geringen Erfolg der protestantischen Missionen. Ja die englische Regierung selbst ist zu dieser Einsicht gelangt; und sie, die einst so heftig die katholischen Glaubensprediger verfolgte, und besonders viele Jesuiten martern ließ, verlangte nun im Jahr 1834 vom päpstlichen Stuhl katholische Missionäre für Indien, worauf derselbe einigen Jesuiten diese Sendung übertrug, welche dermal schon in Callicut und Madura mit segensreichem Erfolge wirken. Nähere Angaben enthält N. Wisemanns, Prof. der oriental. Sprachen und Mitgl. der kön. Ges. der Wissensch. in London, gründliche, mit Urkunden belegte Abhandlung, „über die Unfruchtbarkeit der, von den Protestanten, zur Bekehrung ungläubiger Völker unternommenen Missionen, dargethan aus den eignen Berichten der Missionäre, Augsb. bei Kollmann, 1835.“ Und wie viele der neueren und angeseheneren protestantischen Schriftsteller äußern sich ganz entschieden in gleichem Sinne! Wir beziehen uns dießfalls auf die Bd. I, Abth. 2, „über die Bibelgesellschaften“ angeführten Zeugnisse, sowie auf Hebers Berichte über Indien, 1828; die Revue protestante von 1830; White's Betr. über den Zust. des britt. Indien; Hörschelmann's Handb. d. Geogr., 1834; Ritter's Jahrb. d. Ges. zur Verbreitung des Glaubens, 1834; auf die englischen Missionsberichte u. a. m. Das Journal des Missions evangéliques von 1840 giebt durch folgenden Auszug einen, nicht sehr erbaulichen Begriff von der Thätigkeit protestantischer Missionäre. Ein solcher meldet aus Südamerika über seine täglichen Verrichtungen: „Den 10. d. M. in der Schmiede gearbeitet. Die Fensterrahmen fertig gemacht. Den 12. d. M. Gemüse gesäet. Den 13. gemauert. Den 14. ein Kärrlein zurecht gemacht, Bäume gepflanzt und Reben geschnitten. Den 16. Sonntag. Wir haben eine schöne Versammlung gehabt. Man hat der Predigt über die Worte: Selig die

weinen, denn sie werden getröstet werden, aufmerksam zugehört. Möchte die Traurigkeit, die man nie bereut, unter unsern armen Bechuanas allgemeiner werden! Den 17. das Rad an einem Wagen, das brechen wollte, wieder geflickt. Den 26. und 28. an Schiffen gearbeitet." Seinen Bericht endet der Missionär mit den Worten: „Ich kann Ihnen die freudenvolle Nachricht ertheilen, daß meine Frau am 19. d. glücklich einen kleinen Knaben zur Welt gebracht hat. Er wird Johann Eugen getauft werden. Mutter und Kind sind vollkommen gesund." Unter solchen Umständen ist sich dann wahrlich nicht sehr zu verwundern, wenn die Basler Missionsgesellschaft in ihrem Berichte vom Jahr 1842 Klage führt, daß in den nächsten Jahren, wenn die Beiträge nicht ansehnlich sich vermehren, ein Deficit von ungefähr 30,000 Fr. sich herausstellen müsse. Es ist in der That schmerzlich, aus diesem Berichte zu sehen, wie durch so große Opfer dennoch so wenig ausgerichtet wird, wie — nach jahrelangem, eifrigem Bemühen — oft kaum 10 bis 20 Heiden sich haben taufen lassen; und fast wie eine Ironie klingt es, wenn jene Schrift es als ein Wunder Gottes darstellt, daß achtzehn Missionäre mit zwei Frauen, unterstützt von neun Catecheten, in sieben vollen Jahren es dahin brachten, daß die Christengemeinde, Kinder und Taufbewerber mit eingeschlossen, gegen zweihundert Mitglieder zähle; ein Verhältniß, nach welchem jährlich, von einer, für das Reich Gottes arbeitenden Person nicht einmal ein Heide wäre bekehrt worden. Und doch bringt die Gesellschaft für die Neubekehrten die beträchtlichsten Opfer, indem sie ihnen Hütten bauen, zum Ackerbau u. s. w. nachhelfen, Schulen errichten und Gehalte für die Schullehrer aussetzen muß. Ist bei solchen Unterstützungen nicht große Gefahr vorhanden, daß Eigennutz, Bequemlichkeit u. s. w. eine wichtige Rolle spielen? Der Stuttgarter Beobachter in s. Nr. 222 vom Jahr 1842 fügt die bedeutsame Bemerkung hinzu: „Man versuche es nur bei uns, ob nicht in jeder Gemeinde sich Leute finden, welche um Haus und Hof, Aecker, Vieh, Geld und Gut jeden beliebigen Glauben annehmen?!"

Alle die oben berührten, verschiednen und zuverlässigen Geschichtsquellen stimmen hauptsächlich dahin überein, daß die protestantischen Missionäre der Schrift gleiche Kraft wie dem Worte beimessen, und daher die Verbreitung der Bibel in den mannig-

faltigsten Sprachen, als das wesentlichste Hülfsmittel zu Begründung und Befestigung des Christenthums betrachten und für hinlänglich halten, — daß dießfalls die katholischen Missionsvereine, welche sich hauptsächlich auf den mündlichen Unterricht verlegen und daher als lebendige Bibelgesellschaften sich darstellen, einen entschiednen Vorzug behaupten; — daß die maßlose Verbreitung der Bibel von Seite der protestantischen Missionäre (welche übrigens fälschlich die Zahl ihrer Bekehrungen nach derjenigen ihrer ausgetheilten Bibeln zu berechnen pflegen) nicht selten die bedauerlichsten Mißbräuche herbeigeführt und dem Hauptzwecke bisweilen mehr Schaden als Vortheil gebracht habe, — und daß die Wirksamkeit der protestantischen Missionäre in der neueren Zeit, vorzüglich in Asien und Afrika, nur sehr gering gewesen sei, auch denselben großentheils „gierige Habsucht, Scheinheiligkeit und glühender Durst nach Ruhm" beigelegt werde; während die katholischen Missionäre im Allgemeinen als Männer „von gelehrter Bildung, unsträflichen Sitten, ächter Religiosität und würdevoller Leutseligkeit" sich große Achtung erwarben. — Sehr reichhaltige Angaben hierüber finden sich auch in den „Blättern für literar. Unterhaltung" 1834, und im „Ausland" 1835, auf welche wir unsere, durch obige Darstellung noch nicht hinreichend befriedigten, Leser verweisen.

Wir schreiten nun zu einem Gegenstand, welcher die gründlichste, sorgfältigste Erörterung verdient, da derselbe einen, nicht unerheblichen Theil der, gegen die katholische Kirche erhobnen, Beschuldigungen bildet, nämlich den

Ceremonien,

oder gottesdienstlichen Gebräuchen, über deren Zweck und Bestimmung wir von der Kirche selbst den richtigsten Aufschluß vernehmen werden.

Im Sinne des heil. Augustinus de lib. arb. 3, 10. erklärt sich das Concil von Trient, Sess. 22, C. 5: „Da die Natur des Menschen so beschaffen ist, daß sie sich nicht leicht ohne äußere Hülfsmittel, zur Betrachtung göttlicher Dinge erheben kann, so hat die Kirche — als fromme Mutter — einige Gebräuche

angeordnet, und Ceremonien eingeführt, damit die Gemüther der Gläubigen, durch diese sichtbaren Zeichen der Religion und Frömmigkeit, zur Betrachtung solch' erhabner Gegenstände, als die göttlichen Geheimnisse sind, angeregt werden." In ebenderselben Sess. 22 wird aber zugleich den Kirchenobern zur strengsten Pflicht gemacht, „alles zu verbieten und auszurotten, was entweder der Geiz — dieser Götzendienst (Eph. V, 5.) —, oder Mangel an Ehrfurcht — der kaum von Gottlosigkeit getrennt sein kann —, oder der Aberglaube — dieser falsche Nachäffer der wahren Frömmigkeit — eingeführt hat; auch sollen sie durchaus von der Kirche die, mehr vom abergläubischen Dienst, als von der wahren Religion herrührenden, Gebräuche entfernen." Auch der römische Catechismus lehrt P. 2, C. 1, Q. 10: „Was durch das Sakrament innerlich bewirkt wird, wird durch die Ceremonien deutlicher und gleichsam vor Augen gelegt, und dadurch zugleich die Vorstellung von der Heiligkeit dieser Gegenstände, tiefer den Gemüthern der Gläubigen eingeprägt; was aber die Gemüther derjenigen betrifft, welche diese heiligen Gebräuche sehen und sorgfältig beobachten, so werden sie zum Nachdenken über so erhabne Dinge ermuntert, zugleich der Glaube und die Liebe in ihnen rege und lebendig gemacht."

Nach der Absicht der Kirche zielen also diese gottesdienstlichen Gebräuche blos dahin, den Geist des Christen zu dem Himmlischen emporzuheben, ihm die erhabnen Lehren der Religion stets gegenwärtig zu halten, das Herz dafür zu erwärmen, das Gemüth und Gefühl anzuregen, damit der religiöse Sinn in's thätige Leben übergehe, und Früchte ächter Gottesfurcht trage. Und solch' geistigen, christlichen Zweck sollte der gesunde Menschenverstand mißbilligen können? Die Kirche betrachtet diese Ceremonien keineswegs als Gottesdienst an sich, ganz und gar nicht als Zweck, sondern blos als Mittel zur Beförderung der Religiosität. Sie will, daß die innerliche Anbetung Gottes, als Schöpfers und Erhalters des ganzen Weltalls, im Geist und in der Wahrheit, sich zugleich auch durch äußerliche Zeichen kund geben soll. Nur der Unwissende, der die Bedeutung dieser Ceremonien nicht kennt, oder der Verläumder, der solche absichtlich mißkennt, können behaupten, daß sie keinen dem Zweck angemeßnen Sinn haben. Nur der höchste protestantische Aberwitz könnte wohl den Gedanken sich beifallen lassen, daß eine so angesehene — über

den ganzen Erdkreis sich erstreckende — Kirche ein heiliges Gaukelspiel erfunden hätte, um all' ihre Bekenner zu äffen, und mit ihrem ewigen Seelenheil solch' leichtfertigen, grausamen Scherz zu treiben! Nein, die katholische Kirche enthält nicht nur kein Dogma, welches nicht von dem Stifter des Christenthums selbst, oder dessen ersten Verkündigern herrühre, sondern auch keine Disciplinar-Einrichtung, welcher nicht Glaube, Hoffnung und Liebe, — und somit ächte Religiosität — zum heiligen Grund läge. Oder man nenne uns auch nur eine einzige Ceremonie der katholischen Kirche, welche nicht ihre geschichtliche Bedeutung habe. Wie die Ceremonien des alten Bundes auf Christum, als den kommenden Messias, hinwiesen, so weisen die Ceremonien der katholischen Kirche auf ihn, als den Gekommnen und zur Rechten des Vaters Herrschenden, zurück. Alles hat nur auf ihn Bezug; und da er der Punkt ist, von welchem Alles ausgeht, und auf welchen Alles zurückführt, so ist die Klage höchst ungegründet, daß Christus unter der Menge der Formen erstickt und vergessen werde; so wenig, als man, unter den Millionen mannigfaltigster Formen und Erscheinungen in der Welt, Gott vergißt, welchen sie offenbaren. Um sich aber von der religiösen Bedeutung all' dieser Lehren und Gebräuche zu überzeugen, prüfe man sie nicht etwa nach abgeschmackten Legenden, oder nach Lästerschriften protestantischer Querköpfe, sondern nach gründlichen Lehrbüchern wahrhaft katholischer, ächt aufgeklärter Schriftsteller. (Z. B. kath. liturg. Lehr- und Erbauungsbuch von K. W. Weininger, Wien 1823; Binterims Denkwürd. der kathol. Kirche, Mainz 1825; Andachtsüb., Gebr. und Cerem. der kath. Kirche, Wien; Rerum liturgic., libri 2, auct. J. Bona. Col. Agr.; Winters Versuch eines deutschen Meßbuchs, und seine öffentlichen Gottesverehrungen, Landshut 1810; der römische Catechismus, herausgegeben auf Befehl des Kirchenraths von Trient und Papst Pius V., übersetzt von Fellner, Mainz 1828, — worin das Ganze der christkatholischen Glaubens- und Sittenlehre enthalten ist; Handbuch zum großen, in den k. k. österreichischen Staaten eingeführten Catechismus der christkatholischen Lehre, mit Beweisen, Erläuterungen und Beispielen. 3 Thle., 3te Aufl., Insbruck 1836; u. a. m.) Ueberdieß sorgt auch die Kirche hinlänglich dafür, daß die Gläubigen mit der Bedeutung und dem Zweck der Ceremonien auf's genaueste bekannt gemacht werden. Dieß ist ganz ausdrücklich

den Bischöfen und andren Seelsorgern von der Kirche aufgetragen, Conc. Trid. Sess. XXII, C. 8. Ja, die Kirche erklärt diesen Unterricht als einen wesentlichen Bestandtheil des öffentlichen Gottesdienstes, ibid. S. V, C. 2, und XXIV, C. 4. Der römische Catechismus empfiehlt den Seelsorgern die größte Sorgfalt, Fleiß und Eifer, damit die Gläubigen die Bedeutung der Ceremonien, mit welchen die einzelnen Sakramente verwaltet werden, deutlich fassen und erkennen. Ueberhaupt wäre es in der That kaum möglich, für den religiösen Unterricht mehr zu thun, als in der katholischen Kirche wirklich geschieht. Die Eltern werden dringend aufgefordert, den ersten Samen des göttlichen Worts in die noch zarten Herzen ihrer Kinder zu streuen, und auch in der Folge dem öffentlichen Unterrichte zu Hause nachzuhelfen. Ueberall sind Schulen errichtet, in welchen die Seelsorger wöchentlich den versammelten Kindern der Gemeinden durch mehrere Stunden Religionsunterricht ertheilen. In der Kirche wird der in den Schulen gegebne Unterricht fortgesetzt, erweitert und auf die verschiednen Verhältnisse des Lebens angewendet, auch in allen öffentlichen Erziehungs- und Bildungsanstalten auf den Religionsunterricht die gehörige Rücksicht genommen, so daß es gewiß jedem, der über seine Religion unterrichtet werden will, von frühester Jugend an möglich gemacht ist, seine Religionskenntnisse vollständig auszubilden. Und hier bemerken wir noch, als einen gewiß sehr schätzbaren und eigenthümlichen Vorzug bei dem öffentlichen Unterricht in der katholischen Kirche, daß man die dogmatischen Lehren des Christenthums, welche der ganzen Moral zum Grunde liegen und ihr, durch die Eröffnung angemeßner Beweggründe, erst Leben, Kraft und Wirksamkeit ertheilen, mit eben dem Fleiß und Eifer bearbeitet, wie die Sittenlehre; während man sich, außer der katholischen Kirche, bei dem öffentlichen Unterricht, fast durchgehends nur mit der Pflichtlehre beschäftigt. Es ist klar, daß die katholische Kirche hierin, wie überall, sich fest an das Beispiel Jesu und seiner Apostel hält, welche keineswegs auf den Vortrag der bloßen Moral sich beschränkten, sondern mit gleichem Eifer auch die Glaubenslehre vortrugen.

Sodann darf der wichtige Umstand nicht übersehen werden, daß die Kirche solche, von ihr angeordnete, Gebräuche und Ceremonien ganz und gar nicht für unverletzlich und unabänderlich

angesehen wissen will. Da sie nur zur äußern Kirchenzucht gehören, nur als Mittel zu betrachten sind, um dem Gottesdienst in den Augen der Menschen mehr Majestät und Würde zu verschaffen, und ihre Ehrfurcht für die Mysterien der Religion zu erhöhen, so können sie demzufolge, nach Verschiedenheit der Zeiten, Sitten und Bedürfnisse der Völker, ebenfalls verschieden sein, verändert, selbst — wenn sie dem Zweck nicht mehr entsprechen würden — auch aufgehoben werden. Nur hat freilich die Kirche ein solches Recht, eine solche Gewalt, nicht etwa, — nach protestantischer Sitte —, der Willkühr, und dem individuellen Gutbefinden jedes Kirchendieners und, zum Reformator sich berufen wähnenden, Schwindelgeists anheimgestellt; sie hat nicht die Diener der Kirche zu Herren derselben erhoben, sondern pflichtmäßige Vorsorge getroffen, um nicht in Gegenständen, welche sich auf das ewige Seelenheil beziehen, und durch ihren alterthümlichen Ursprung nur Zutrauen und Ehrfurcht erwecken, durch leichtsinnigen Wechsel die Glaubenslehre selbst zu gefährden.

Und sollte es den protestantischen Bibel- und Geschichtsforschern unbekannt sein, daß diese Anordnung der katholischen Kirche, hinsichtlich äußrer Gebräuche und Ceremonien, durch das Beispiel Christi selbst und des christlichen Alterthums, vollständig gerechtfertigt wird?!

Christus selbst, dieser tiefste Menschenkenner, verschmähte keineswegs sinnliche Handlungen, äußere Uebungen und Ceremonien, um durch sie auf das Innre der Menschen einzuwirken. So sehr er auch seine Entrüstung aussprach, über die, in Menschensatzungen und leeren Ceremoniendienst ausgeartete, ganz in Mechanismus erstarrte, Religion der Pharisäer, so fügte er doch — Matth. 23, 23. — die Bemerkung bei: das Eine, nämlich Menschenliebe, Barmherzigkeit und Treue solltet ihr ausgeübt, allein auch jenes andre, nämlich das Ceremonialgesetz, nicht unterlassen haben. Und wo hat überhaupt Christus je die, im Judenthum bei den Opfern und Feierlichkeiten übliche, und im Gesetz vorgeschriebne, außerordentliche Pracht getadelt? Er ließ sich ganz zur Fassungskraft des Volkes herab, ward dem Gesetze gemäß beschnitten, und dem Herrn dargestellt. Er feierte die Feste der Juden mit, und begab sich alljährlich auf das Osterfest nach Jerusalem. Die Ceremonien des alten Bundes waren von Gott selbst ange-

ordnet, also konnte auch der Sohn Gottes nicht die Absicht haben, einen Tadel dagegen zu erheben. Es waren daher nicht die Ceremonien **an sich**, sondern **die Art**, wie solche von den Juden beobachtet wurden, was den Unwillen des Heilandes rege machte. Sie erfüllten nämlich mit ängstlicher Genauigkeit alle äußeren Gebräuche, nicht um ihre frommen Gesinnungen darin auszudrücken, sondern gerade so, als müßte Gott an diesen Gebräuchen selbst Freude haben, auch ohne daß dieselben von einer innern Frömmigkeit begleitet seien. Uebrigens waren sie auch in ihrem sonstigen Leben keineswegs so gewissenhaft, wie sie es in der Beobachtung jener äußeren Vorschriften waren; und während sie sich ja keine Unterlassung irgend welcher Ceremonie zu Schulden kommen ließen, machten sie sich hingegen kein Gewissen daraus, Wittwen und Waisen zu berauben, oder ihre Nebenmenschen zu bedrücken. Gegen die Scheinheiligkeit also, welche durch bloße Beobachtung äußerer, frommer Gebräuche Gott dienen und vor den Menschen sich empfehlen wollte, waren die bittern Vorwürfe des Erlösers gerichtet, welcher vielmehr aufs nachdrucksamste darauf drang, daß Gott „im Geiste und in der Wahrheit“, — im Innersten des Herzens und nicht bloß mit äußerem Schein —, solle angebetet werden.

Durch alle die mannigfaltigen äußeren Zeichen, deren Jesus selbst sich bediente, gedachte er wohl das Geistige seiner Lehre keineswegs umzustoßen, sondern vielmehr zu bekräftigen. Er bediente sich, bei der Ehebrecherin, einer ganz besondern und umständlichen Ceremonie; über den Aussätzigen streckte er die Hand aus, rührte ihn an, und sprach: ich will; sei rein! Er ließ es zu, — der große Herold der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit —, und lobte das Weib, welches seine Füße mit Thränen benetzte, mit Salbe begoß, sie küßte, und mit ihren Haaren trocknete. Er betete, bei der Auferweckung des Lazarus, die merkwürdigen Worte, welche dem Ceremoniendienst eine wichtige Bedeutung geben: „Vater! ich danke dir, daß du mich erhört hast; zwar wußte ich wohl, daß du mich allezeit erhörest; aber ich habe es um des umstehenden Volkes willen gesagt, damit sie glauben, daß du mich gesandt habest.“ Er heilte den Blinden, indem er auf die Erde spuckte, mit dem Speichel einen Teig bildete, und diesen auf des Blinden Augen strich; er legte seine Finger in die Ohren des Taubstummen, berührte mit Speichel seine Zunge, und blickte

empor gen Himmel; er betete und kniete dabei nieder; er hauchte seine Jünger an; er heilte die Kranken durch Auflegung seiner Hände u. s. w. Aehnliche Beispiele kommen in den Evangelien häufig vor. Auch die Apostel verrichteten das, was die katholische Kirche die heilige Firmung nennt, unter Gebet und Auflegung der Hände; eben so ertheilten sie die Priesterweihe unter Fasten, Beten und Händeauflegung. (Diese Ceremonie der Händeauflegung haben selbst auch Protestanten hin und wieder beibehalten, sowie auch das Niederknien bei'm Abendmahlsgenuß und bei'm Gebet des Vater Unser erst im Jahr 1769 in einem Theile der protestantischen Schweiz beseitigt und abgeschafft ward.) Wer nur immer in der Geschichte des christlichen Alterthums bewandert ist, oder sich nicht geflissentlich unwissend stellt, dem kann es nicht unbekannt sein, daß überhaupt auch der, in der katholischen Kirche dermal noch übliche Cultus, aus dem sogenannt apostolischen Zeitalter herstammt. Justins erste Apologie, welche ungefähr 140 Jahre nach Christus geschrieben ward, liefert hiefür den klaren Beweis, und zeigt zugleich, daß sowohl die Hauptheile der heiligen Messe, als auch die Ceremonien bei der Taufhandlung schon größtentheils zur Zeit dieses Martyrers und Kirchenvaters in Uebung waren. Ueberhaupt beruht der ganze kirchliche Ritus, in all' seinen Theilen, auf der verläßlichsten Tradition. Von den Taufceremonien handeln nächst Justin auch die spätern Basilius, Tertullian, Cyrill, Gregor und Augustin; von der Confirmation Clemens, Schüler des Petrus, — Ignaz, Schüler des Johannes, — Tertullian und Cyprian; die letzte Oelung findet sich vorgeschrieben Jak. V, 14., und überdieß noch in allen Kirchenvätern; über das Chrisma und das Kreuzzeichen handeln sehr gründlich Dionysius, Tertullian, Cyprian und Augustin; über den bischöflichen Segen und die Weihe Dionysius, Clemens, Anaklet; über das Weihwasser Clemens, Justinus Martyr, Basilius, Ambrosius; über die Weihe der Altäre, Becher, Schüsseln u. s. w. Dionysius, Chrysostomus, Augustinus, Leo u. a. m.

Freilich sollte das Göttliche keines, vom Irdischen erborgten, Hülfmittels bedürfen; aber die Menschen, als Sinnenwesen, benöthigen Sinnliches, um sich daran zum Uebersinnlichen emporzuheben; ihr Geist ist an eine sinnliche Natur gebunden. Und da die Religion nicht für reingeistige Wesen, sondern für solche

bestimmt ist, die geistiger und sinnlicher Natur — Geist und Leib zugleich — sind, da Gott der Schöpfer von beiden ist und ihm durch die Religion die gebührende Huldigung dargebracht werden soll, warum sollte dieß nicht von Seite des Geistes und Körpers, innerlich und äußerlich, geschehen? Fühlt nicht der redliche Mensch sich gedrungen, durch äußere Zeichen seine innere Neigung kundzugeben? ist er nicht — als Glied einer religiös=moralischen Gesellschaft — verpflichtet, durch gutes Beispiel diese äußere Verehrung an den Tag zu legen? Der Mensch bedarf Erinnerungsmittel, um Vorstellungen im Geiste festzuhalten, vorzüglich bei übersinnlichen Religionswahrheiten, die in den vielen Zerstreuungen des Lebens so leicht ihre Kraft verlieren, wenn sie nicht durch äußere Zeichen dem Geist oft vorgehalten und eingeprägt werden. Die bloße Belehrung, die bloße Verstandes=Entwicklung, so nothwendig und unentbehrlich sie auch ist, vermag doch den Menschen noch nicht gut, edel und tugendhaft zu machen; er besitzt nebst dem Erkenntniß= auch noch ein Gefühls=Vermögen, welches auf seinen Willen und seine Thätigkeit einen wichtigen und unläugbaren Einfluß ausübt. Die Religion also muß, um an den Menschen ihre wohlthätige Wirkung hervorzubringen, den ganzen Menschen durchdringen; sie muß Sache des Verstandes und Gemüths werden, muß im Kopf und Herzen zugleich wohnen. Wie wohlthätig wird daher nicht durch angemeßne, mit dem öffentlichen Religionsbekenntniß im Einklang stehende Kirchengebräuche, auf das Volk eingewirkt, welches so manchen guten Gedanken und frommen Vorsatz daran zu knüpfen sich veranlaßt findet!

Wenn übrigens bei den Andachtsübungen der katholischen Christen auch etwelche Mißbräuche unterlaufen sollten, so werden solche von ihrer eignen Geistlichkeit höchlich mißbilligt, und manche derselben möchten wohl auch beim protestantischen Cultus ebenfalls anzutreffen sein, wie z. B. das gedankenlose Herplappern der christlichen Gebetsformeln, von Seite der Geistlichen sowohl, als der Laien u. s. w. Da sollen übrigens — nach der Paulinischen Vorschrift — die Stärkeren auch die Gebrechen der Schwächeren ertragen lernen. Wenn die Protestanten, durch Abschaffung der Ceremonien, den Gottesdienst — um uns ihres Ausdrucks zu bedienen — vereinfacht und nur auf Unterricht und Gesang beschränkt haben, so sei uns dagegen auch die Frage erlaubt: ob der

religiöse Sinn dadurch gefördert worden? ob ihre Tempel jetzt häufiger und eifriger besucht werden? ob die eigentliche Erbauung, die Gottesfurcht, dadurch gewonnen habe? Selbst die preußische Regierung klagt in einer Verordnung vom Jahr 1814, „daß die Form des Gottesdienstes, in den neusten protestantischen Kirchen, nicht das Erbauliche und Feierliche habe, was die Gemüther erregen und ergreifen, sie zu religiösen Empfindungen und frommen Gesinnungen stimmen und erheben könnte;“ sie tadelt darin, „daß die Predigt als der wesentliche Theil des Gottesdienstes angesehen werde, da sie doch, obgleich höchst wichtig, eigentlich nur die Belehrung und Ermunterung zum Gottesdienst sei; daß die Liturgien theils so unvollständig, theils so verschiedenartig seien; daß Vieles der Willkühr einzelner Geistlichen überlassen bleibe, und daß die Gleichförmigkeit der kirchlichen Gebräuche, eine der Hauptbedingungen ihrer wohlthätigen Wirkung, beinahe ganz vermißt werde.“ (Bekannt ist auch Friedrichs des Großen Ausspruch über die verschiednen Arten des christlichen Cultus, bei Anlaß eines, von dem Cardinal v. Zinzendorf in Breslau gehaltnen, feierlichen Hochamtes: „Die Calviner und Reformirten,“ sagt er, „behandeln Gott wie ihren Untergebnen, die Lutheraner wie einen ihres gleichen, die Katholiken aber wie einen Gott.“) Und in der That, wem sollten die kahlen, von allem Aeußern so ganz entblößten, und den Versammlungen der Quäcker und Mennoniten ähnlichen, gottesdienstlichen Einrichtungen gefallen können? welchen Protestanten sollte nicht ein feierlicher Gottesdienst weit eher ansprechen? In den sächsischen Ländern erinnern auch jetzt noch das Kyrie, das Credo, das Agnus und die Responsorien an die altchristkatholische Messe. Selbst in dem gut protestantischen Preußen, im Mecklenburgischen, Hannoverschen, Lüneburgischen u. s. w. wurden viele Feierlichkeiten beibehalten; Lichter werden bei Haltung des Abendmahls angezündet, die Einsetzungsworte und Collecten werden abgesungen, man segnet Brot und Wein mit dem Zeichen des Kreuzes, — eben so die Kinder bei der Taufe —, der Segen wird mit dem Kreuzzeichen ertheilt; auch sind hin und wieder noch Chorhemder und Casels im Gebrauch. Und dieß alles geschieht, ob man gleich vollkommen überzeugt ist, daß mit dem Anzünden der Lichter nicht der heilige Geist erscheint und mit dem Auslöschen wieder sich entfernt, daß ein Kreuzschnitt mit zwei Fingern durch die Luft dem

Segenswunsche des Geistlichen keine größere Kraft giebt, daß die besondren geistlichen Kleidungen keine besondre Heiligkeit an sich haben. Aber man berücksichtigt, daß der Mensch ein sinnliches Geschöpf ist, daß äußere und sinnliche Dinge ihn rühren, Andacht und Ehrfurcht in ihm erwecken, und sein Herz für die, ihm zu verkündenden Wahrheiten empfänglicher machen; man sieht gar zu wohl ein, daß die Zahl der Menschen, welche allein durch Gründe und Räsonnements, als Philosophen geleitet werden, zu klein ist, um in irgend einigen Anschlag zu kommen. Ganz anders als Luther dachte hingegen Zwingli, welchem jede Erinnerung aus seinem Klosterleben widerlich war; daher findet man in Staaten, welche der Helvetischen Confession zugethan sind, alle und jede Spur von feierlichem Kirchengepränge verschwunden, und statt dessen ein „wildes, verworrenes, geist- und herzloses (— wie sich selbst einer der angesehensten, schweizerschen, reformirten Theologen ausdrückte —) Gekreisch jüdischer Psalmen in Knittelreimen und erbärmlichen Melodien“ in Uebung.

Wen sollte aber die kindliche Gottesverehrung des ächt-katholischen Christen nicht rühren! Oder wie? ist es nicht kindlich, die Hände dem Vater bittend entgegenzustrecken, um eine Wohlthat von ihm zu erhalten? ist es nicht kindlich, den Vater knieend um Verzeihung zu bitten, über dessen, mit Undank vergoltne, Liebe man Reue und Schmerz empfindet? (die Kniebeugung wird in den protestantischen Liturgien noch gar häufig angeordnet und empfohlen, aber nicht in Anwendung gebracht) ist es nicht kindlich, bei gewissen besondren Veranlassungen, auf festliche Weise die Gefühle dankbarfroher Anhänglichkeit und Ehrfurcht zu äußern, dem geliebten, liebenden Vater, Herrn, Wohlthäter?! Wie könnte ein — nicht ganz herzloser — Familienvater noch zweifeln, daß sinnliche, äußere Gebräuche sich sehr gut mit kindlicher, innrer Achtung und Liebe vertragen? ja daß vielmehr gerade die Verbindung solch' innrer und äußrer Huldigung, sogar eigenthümliches Bedürfniß der kindlichen Natur sei? (Und wie viele Beispiele solcher äußrer Zeichen bietet uns nicht das bürgerliche, gesellschaftliche und häusliche Leben dar! Wer hat je die Hauptentblößung, die Verbeugung, den Händedruck, die Umarmung u. s. w. anstößig oder ärgerlich gefunden?) Nur vergesse man nie, daß die Kirche weit von der Meinung entfernt ist, durch solch' äußere Ceremonien und Uebungen Gott

gewissermaßen für sich gewinnen, oder dadurch seine besondre Gunst erwerben zu wollen. Solch' unwürdige, alberne Vorstellungen kann nur Bosheit oder Unverstand der Kirche andichten. Wollte man aber die Ceremonien als Krücken ansehen, oder als das Gerüste, und dann daraus folgern, daß, wer allein gehen könne, dieser nicht mehr bedürfe, und, wenn das Gebäude einmal stehe, das Gerüste überflüssig geworden sei; so würde man dadurch ernsten Folgerungen das Thor öffnen, welche sich auch auf Kirchenbesuch, und die ganze sogeheißene äußere Religion erstrecken müßten. Die Bibel z. B., — so könnte man mit eben so gutem Grunde sagen —, ist in Jedermanns Händen; wozu dann noch Prediger! man trinkt ja aus der Quelle selbst, und bedarf also der fremden Canäle nicht. Beten kann man am besten — wie Christus selbst sagt — im stillen Kämmerlein, denn der Vater sieht in's Verborgne. Gott ist ein Geist, zu dessen Anbetung man weder Kniebeugung, noch Worte, noch Händefalten nöthig hat. Der Weltenraum faßt ihn nicht, warum sollte man ihn in Tempel einschließen. Die ganze Schöpfung, und vorzüglich das Menschenherz ist sein Altar, wozu bedürften wir noch äußeren Cultus! Zu solch' bedenklichen Folgerungen müßte jene Ansicht führen.

Ganz aus der Luft gegriffen ist auch die Behauptung, daß der Katholik nicht nach eignem Herzenstrieb beten dürfe, daß die Worte abgezählt werden, u. dergl., wie protestantische Lästerer vorgeben. Vielmehr ist die häusliche Andacht seiner eignen Neigung gänzlich freigestellt. Selbst im Gotteshaus mag er sich meistens nach seinem Herzen erbauen; nur will die Kirche, daß der Gegenstand und die Art der Erbauung dem Glauben angemessen sei. Dafür wird gesorgt, durch Unterricht, — gerade wie bei den Protestanten —, durch zweckmäßige, von kirchlichen Oberhirten anerkannte Andachtsbücher, welche dem Unvermögen des Volks zu Hülfe kommen, da wohl der größte Theil — der Katholiken oder Protestanten — nicht aus dem Herzen zu beten im Stande ist. Auch für jene, welche nicht aus einem Buch, und vielleicht auch nicht aus dem Vorrath des Herzens beten können, ist die, unter dem Namen des „Rosenkranzes“ bekannte Andachtsübung eingeführt, von welcher schon im vierten Jahrhundert bei dem jüngern Makarius, einem katholischen Mönch in Aegypten, sich Spuren finden, — sowie nachwärts in Italien, England und den Niederlanden, — deren jetzige Gestalt

aber sich vom dreizehnten Jahrhundert herschreibt. Es war nämlich der heil. Dominicus, Stifter des Predigerordens, der Mann der Sanftmuth und Geduld, welcher damals, durch seine Predigten und Persönlichkeit, zahlreiche Bekehrungen unter den Albigensern bewirkte, die im mittäglichen Frankreich gräßliches Unwesen trieben. Von diesen Häretikern lästerten die Einen die Geheimnisse, welche die Grundlage der christlichen Religion bilden, während Andere in finstrer Unwissenheit sie gar nicht kannten. Dieß bewog den heiligen Mann, die Christen diese Geheimnisse auf eine leichte und für alle Menschenklassen faßliche Weise zu lehren; und so setzte er während seiner Mission in Languedoc diese Andachtsübung ein, die noch jetzt unter dem erwähnten Namen besteht. Dieselbe ist übrigens Niemandem bei Verlurst des Seelenheils vorgeschrieben und bildet ganz und gar keinen Glaubensartikel; allein der fromme Gedanke des Heiligen wurde in der katholischen Welt mit einem wahrhaft volksthümlichen Erfolge gesegnet. Die Brüderschaften vom Rosenkranze vervielfältigten sich in's Unendliche, und als im Jahr 1573 die berühmte Schlacht von Lepanto, welche die Christenheit vor den Türken errettete, an eben dem Tage, an welchem diese Bruderschaften ihre besondren Andachten um Verleihung des Sieges des Kreuzes über den Halbmond hielten, gewonnen ward, setzte Papst Gregor XIII. das Rosenkranzfest ein, welches jährlich am ersten Sonntag des Octobers begangen wird. Ob Christus bei dieser Andacht in den Hintergrund gestellt werde, kann nur derjenige besorglich fragen, welcher ihren eigentlichen Inhalt nicht kennt. Daß in demselben mit der Verehrung Mariens zugleich die Anbetung ihres göttlichen Sohnes nicht nur verbunden ist, sondern recht eigentlich Alles sich auf Christi Leben, Leiden und Auferstehung bezieht, geht ganz klar aus dem Gebete hervor, welches die Kirche in die heil. Messe und in die Tagszeiten des Rosenkranzfestes aufgenommen hat. Auf die dreifache Eintheilung der Geheimnisse, in die freudenreichen, die schmerzhaften und die glorreichen, hat selbst die Benennung „Rosenkranz" Bezug. Gleichwie die Rose aus grünen Blättern, scharfen Dornen und einer herrlichen Blume besteht, so sind auch hier die grünen Blätter durch die freudenreichen, die Dornen durch die schmerzhaften, und die Blumen durch die glorreichen Geheimnisse, welche darin gefeiert werden, angedeutet; daher diese Verflechtung in Kranz-Rosen oder Rosenkranz.

Wird übrigens dieß Gebet hier und dort mit ärgerlicher Gedankenlosigkeit hergeschnalzt, so wolle der protestantische Splitterrichter nicht vergessen, daß der größre Theil seiner Glaubensgenossen es nicht um ein Haar besser macht, — daß auch er an Rituale und Psalmgesänge aus dem XVI. Jahrhundert u. s. w. gebunden ist, — daß überhaupt Schimpf und Hohn in Sachen des Glaubens, immer nur den höchsten Grad leidenschaftlicher Verblendung und ein unedles Herz verrathen (vergl. Bd. I. Abth. 2. S. 165.), und daß es den Protestanten am wenigsten geziemt, übermüthig der gottesdienstlichen Gebräuche einer Confession zu spotten, zu welcher sich ihre eignen Voreltern, von den ersten Zeiten des Christenthums an, bis noch vor wenigen Jahrhunderten bekannten, und welcher auch jetzt noch der weit größte Theil der Christenheit und der gebildeten Völker zugethan ist.

Ganz anders urtheilt der weise, große Leibnitz. „Ich bin," sagt er, „keineswegs der Meinung derjenigen, welche, — uneingedenk der menschlichen Schwachheit —, alles im Gottesdienst, was in die Sinnen fällt, unter dem Vorwand der Anbetung im Geiste und in der Wahrheit, verwerfen. Vielmehr verdient Alles unsern Beifall, was nur immer unsern Geist zur Betrachtung der göttlichen Größe und Liebe mächtig emporhebt, was in uns fromme, heilige Gefühle erregt, die unsern Geist von diesem Erdenleben ablenken und ihn in höhere Regionen, über Welt und Zeit hinaus, zur Gottheit selbst versetzen, und was überhaupt unsre Andacht zu befördern geeignet ist." Ja selbst Diderot, der bekannte Naturalist, konnte sich, in einer ruhigen Stunde, des Geständnisses nicht enthalten: „Manche abgeschmackte Rigoristen in Religionssachen kennen die Wirkungen äußerlicher Religionsgebräuche auf das Volk nicht. Nie sahen sie unsre Kreuzesanbetung am stillen Freitage, nie die Begeisterung der Menge am Frohnleichnamsfeste, — eine Begeisterung, die sich selbst meiner zuweilen bemächtigte. Jene, in andächtiger Stille daher wogende Menschenmasse, konnte ich nicht betrachten, ihre feierlichen Gesänge nicht hören, ohne daß meines Herzens Innerstes erschüttert, mein ganzes Wesen in religiöse Gefühle aufgelöst, und meinen Augen heiße Thränen entlockt worden wären. Es liegt in diesen kirchlichen Gebräuchen," — fährt der, sonst entschiedne Gegner der christlichen Religion fort —, „etwas unbeschreiblich Melancholisches, Rührung Erweckendes und zu an-

dächtigen Gefühlen Hinreißendes.“ „Entblößet die Kirchen ihres Schmuckes,“ sagt Bergier in s. Dict. theol., „und sofern das Volk in der Religion nicht die Herrlichkeit, die es in bürgerlichen Ceremonien beobachtet, findet; sofern es sieht, daß man Gott nicht mit der nämlichen, prachtvollen Ehrfurcht behandelt, die man den Mächtigen dieser Erde darbringt, — welchen Begriff soll es sich dann von jenem großen Machthaber bilden, den es anbetet?“ Nach der Meinung des geistvollen Mirabeau „wird jede Religion, die bloß auf den geistigen Dienst ohne Ceremonien beschränkt ist, bald in das Gebiet des Mondes verwiesen sein.“ In gleichem Sinne urtheilt der gelehrte Fleury, und selbst de la Mennais. „Philosoph! lache,“ schreibt dieser in seinen Essais sur l'indiff. en mat. de relig., „über unsre Kniebeugungen und Geberden, wenn es dir einen Spaß macht; allein nachdem du gelacht hast, sage uns, was aus dem menschlichen Geschlecht geworden wäre, wenn es sich nicht vor dem Kreuz auf die Knie geworfen hätte.“

Aus der Reformationsgeschichte wissen wir übrigens, daß auch Luther und Melanchton nie die Ceremonien ganz aufheben wollten, und daß letztrer sie vielmehr ausdrücklich beizubehalten gewünscht hatte. Luthers Taufbüchlein vom Jahr 1523 verwirft nicht nur nicht, sondern verordnet noch das „unter die Augen blasen, Kreuz anstreichen, Westerhemd anziehen, das Legen des Salzes in den Mund des Kindes, und Austreiben des Teufels“; und erst nach vielen Kämpfen hat sich die Lutherische Kirche zu einer angemeßnen Symbolik dieser heiligen Handlung entschlossen. Melanchton schreibt, bei Anlaß des, auf Befehl des Kaisers herausgekommnen Buches über das Interim, an Carlowiz: „Ich nehme auch sehr gerne die Ceremonien an, die das Buch vorschreibt, denn ich weiß, daß diese ein Theil der Kirchenzucht sind, und ich meine, daß mein ganzes Leben bezeugt, daß ich ein Freund der Zucht und Ordnung bin, und aus meinen Schriften erhellet, daß darin immer die Jugend dazu eingeladen wird. Als Knabe habe ich in den Tempeln mit besonderm Vergnügen alle Kirchengebräuche beobachtet, und meine Natur ist von jenem cyclopischen Leben, das alle Ordnung verkennt und Gebräuche als einen Gefängnißzwang hasset, ganz entfernt. Ich bin aber nicht nur für mich also gesinnet, sondern bemühe mich auch, andern ebendieselben Gesinnungen einzuflößen.“

Von neueren, protestantischen Gelehrten, welche die Ceremonien und Sakramente eifrigst in Schutz nehmen, führen wir, als einen der ansehnlichsten Gewährsmänner, Göthe an, welcher im 2. Theil seiner „Dichtung und Wahrheit" zugleich das tiefste Bedauern über die nackte, leere, von aller Feierlichkeit entblößte Gestalt des protestantischen Cultus ausspricht. Aehnliche Klagen äußert der dänische Theolog und Prof. Clausen, den wir oben bereits als einen der vorzüglichsten Wortführer des Rationalismus kennen lernten, in seinem Werke: Lehre, Verfassung und Ritus, 1829, woraus wir folgender Stelle hier einen Platz gönnen: „Es ist gewiß, daß für den Protestanten viel von dem Anstande und der äußern Ehrfurcht zu lernen ist, womit das Sakrament in der katholischen Kirche behandelt wird. Es gilt da als erstes Gesetz, dem Heiligen die Ehre zu erweisen, die demselben gebührt, auch wenn es aus dem Heiligthum tritt und durch das Getümmel des weltlichen Lebens in Privathäuser wandert; und keine Rücksicht der Bequemlichkeit und der Sparsamkeit kommt dabei in Betracht. In feierlichem Zuge führt der Priester, mit dem Meßgewand angethan und von Kirchendienern begleitet, das Sakrament zur Stelle, spricht bei seinem Eintritt, mit der schönen Formel: „Friede sei mit diesem Hause und all seinen Bewohnern," den Segen über das Haus, und fängt in dem Krankenzimmer die heilige Handlung mit einem Gebete an, während dessen alle Anwesenden niederknien. Vergleicht man damit die Weise, wie die Privatcommunion in den protestantischen Ländern vorgenommen wird, wo vasa sacra in Taschenformat im Rockschooße hingebracht werden, und keine Feierlichkeit der Handlung zu Hülfe kommt, so möchte man wohl nicht leicht vermuthen, daß ein Sakrament unter dieser Gestalt verborgen läge, und namentlich eben dasjenige, welches dort mit solch' großer Feierlichkeit verwaltet wird. Leichter könnte man dahin verfallen, Schlüsse gegen die Lehre selbst zu ziehen, welche eine solche Verweisung des feierlichen Aeußern zur Folge gehabt hat." An einer andern Stelle lesen wir folgende Geständnisse: „Die reformirte Kirche bewahrt eine, wirklich manichäische Scheu vor aller äußern Feierlichkeit, vor allem, was in dem Feierkleid der Schönheit, den Menschen dem Uebersinnlichen näher führt; es ist, als wenn die Reinheit der Gottesverehrung dadurch in Gefahr käme, wenn man die weißen Wände mit heiligen Bildern schmückte, — wenn man den Altar

vor einem gewöhnlichen Speisetisch der Privatleute auszeichnete, — und wenn man in dem äußern Betragen etwelche Ehrfurcht vor der Heiligkeit des Ortes bezeigte. — Bei den Katholiken werden die besten Erzeugnisse der Kunst zur Verschönerung der Kirchen verwendet, während die Protestanten innerhalb ihrer Kirchen Gefallen an einer Dürftigkeit und einer unschönen Trockenheit zu finden scheinen, die an jedem andern Orte Anstoß erregen würde, und während sie hingegen Kunst und Sorgfalt an die Verschönerung ihrer Privatwohnungen wenden. Die katholische Kirchenmusik wird als ein wesentlicher Theil der liturgischen Feierlichkeiten unterhalten und ausgestattet, während in den protestantischen Ländern die Musik überall florirt, außer in den Kirchen, wo niemand daran denkt, die schreienden Mißtöne in Wohlklang zu verwandeln. Endlich mit der Modernisirung der kirchlichen Architectur ist es so weit gekommen, daß die höchste Aufgabe der Kunst zu sein scheint, jede Spur des kirchlichen Styls zu verbannen, und Kirche, Schloß und Theater in einerlei elegante Form zu gießen. Dieser Vorwurf ist ganz und gar nicht aus der Luft gegriffen, und unsre katholischen Gegner haben hier festen Fuß, ohne daß ihnen der Boden streitig gemacht werden kann; denn die Erfahrung bestätigt ihre Bemerkungen, und der Schluß von den unästhetischen Kirchen auf die unästhetische Kirche, von dem Aeußern der Kirche auf das Prinzip der Kirche, scheint durchaus einleuchtend und folgerichtig zu sein. Wie sollte man von einer Gottesverehrung, die allein durch das Wort der Predigt erbauen will, und die ihr Verdienst in der Ausschließung aller ästhetischen Einwirkung auf das Gemüth sucht, mit Wahrheit rühmen können, daß sie das Gepräge des Christenthums trage? Es ist ja doch nicht Sitte des Christenthums, das zu trennen, was Gott und die Natur vereint, das Verknüpfungsband des Geistes zu zerschneiden. Das Evangelium, welches in jenen Jahrhunderten, wo die Kraft des Glaubens so mächtig zur Kunst wie zur Heldenthat begeisterte, sich in dem heiligen Style der Architectur, in den Tönen des Gesanges, und in der Bilderpoesie der Malerkunst abprägte, baut sich gewiß keine Kirchen, die sich kalt, öde und nackt dem Widerschein Gottes verschließen, — es bildet sich gewiß keine Gottesverehrung, welche die Menschen als reine Intelligenzen behandelt, und die Forderungen der sinnlichen Natur gänzlich abweist, statt sie zu läutern und zu veredeln. — Im Munde

des Erlösers lautete das Wort in seiner ganzen wundervollen Macht, und doch mußte ja auch da die Wunderkraft der Werke hinzukommen, um die trägen Seelen zu wecken. Wir handeln aber von der Rede des Menschen, wie sie in unsern Kirchen lautet; und wenn das Wort im Munde des Menschen nicht sein kann, was es sein sollte, und auch selten ist, was es sein könnte, wie kann es denn verständig und richtig sein, die Rede des Geistlichen zu dem Alleinigen in der Gottesverehrung zu machen? Wenn es nun aber der Fall ist, daß der geistliche Wortführer, entweder durch seinen Lebenswandel die Achtung seiner Zuhörer verloren hat, oder durch die Verkehrtheit seines Vortrags zum Anstoß wird, oder durch unkluge Behandlung einzelner Glaubenssätze, seine Gemeinde verwundet, oder von sich stößt, — und diese Fälle wird kaum Jemand unter die seltenen Ausnahmen zählen —, welches Mittel bleibt dann in solchen Kirchen noch übrig? Auch nicht die letzte Zuflucht, Beschäftigung mit eignen frommen Betrachtungen, steht dem Zuhörer offen; denn so lange das Wort vor unsren Ohren tönt, behält es das traurige Recht, uns an den Vortrag zu binden, der vielleicht niederreißt, was wir selbst etwa aufbauen könnten, wenn es uns erlaubt wäre, uns in uns selbst zurückzuziehen.“ So lautet das unbefangne Urtheil eines Mannes, welcher bei seinen protestantischen Glaubensgenossen den Ruf eines aufgeklärten, freisinnigen Gottesgelehrten behauptet. Auch manche andre, ausgezeichnete Schriftsteller der protestantischen Confession haben sich in gleichem Sinne ausgesprochen. So sagt z. B. Ullmann in s. theol. Stud. und Crit.: „Wer zu sehr von unsrer Kirche eingenommen sein sollte, der trete des Sonntags in manche Gemeinde der Landschaft. Ein Local ohne Schönheit und Würde, vielleicht feucht und unbehaglich; ein Gesang, der nichts weniger als christliche Sanftmuth und Heiterkeit athmet, und dem Geschrei oft viel näher steht, als der Harmonie himmlischer Chöre; ein moralisirendes Lied; ein nüchternes, erzählendes Gebet, und dann eine Predigt, die nicht von Herzen zu Herzen, sondern vom Buch zu Ohr geht; — wahrlich, es ist mir immer einer der stärksten Beweise von der unzerstörbaren Grundlage der Religion im Gemüthe des Volks gewesen, daß sie durch solch einen Gottesdienst nicht ganz zu Grunde gerichtet wird.“ Pustkuchen-Glanzow sagt: „Man hat bei uns so viel von der Anbetung Gottes im Geist und in der Wahrheit gesprochen, bis

Geist und Wahrheit fast ganz verschwunden sind.“ „Was sind,“ sagt Feßler, „unsre Blumen, unsre Bäume, ja was ist die ganze Welt anders, als ein Bild Gottes; und wem könnte in den Sinn kommen, irgend etwas dieser Dinge zerstören zu wollen, um die Anbetung Gottes im Geiste und in der Wahrheit zu befördern? Wahrlich der treibt nicht Abgötterei, der vor einem Bilde kniet, und in dem Wandel des Heiligen, den es vorstellt, die Macht der Gnade und die Herrschaft des Geistes über die Sinnlichkeit betrachtet.“ Der anglik. Theol. S. Wix fühlte sich zu dem Geständniß gedrungen, noch nirgends eine demüthigere, unverstelltere und wahrhaftere Andacht gefunden zu haben, als bei den Katholiken, und daß die, bei ihnen während der Messe herrschende Aufmerksamkeit und Rührung, allen Protestanten wahrhaft zum Beispiel aufgestellt werden könnte. So derb und launigt, als treffend schreibt Joh. Ernst Wagner in seinen Reisen aus der Fremde in die Heimath, Th. 1. S. 318.: „Ihr Menschen (und hauptsächlich meine ich hiemit euch Lutheraner und uns Reformirte), gebt doch der Religion und den Heiligthümern der Kirche ihre Würde und Herrlichkeit zurück, die ihr täglich mehr entweihet und verkleinert! Wo sind dann die Millionen, mit welchen ihr durch die Abschaffung der Festtage das Vaterland bereichern wolltet? Ißt nun etwa der Arme sein Brot um so viel wohlfeiler, wie damals euere Prediger vorspiegelten? Ha, wie läutern so manche dieser Bequemen noch immer den Gottesdienst! Alljährlich ein Lied weniger, die Predigt um etwas kürzer. Wo hört der Landmann noch in den Frühkirchen jene herrlichen Priestergesänge, jenes herzerhebende Gloria, dem der volle Chorus so majestätisch folgte? Sie verachten die liebliche Kunst, sie mögen den Gesang nicht erlernen und üben, den ihr Luther und Melanchton doch so hoch in Ehren hielten. Fürwahr, wenn die Aufklärung, so wie bisher seit zwanzig Jahren, noch länger fortschreitet, so wird in nicht gar ferner Zeit in den protestantischen Kirchen Jedermann recht gemüthlich — seine Pfeife Tabak schmauchen können. Die Frauen werden mit ihren Spinn- und Strickgeräthen da sitzen, und aufmerksam auf den neuen Walzer horchen, den der Cantor statt des ehemaligen Gesanges orgelt. Dann wird der Lehrer auf die sonstige Kanzel treten und eine geschriebene Abhandlung über die Bienenzucht und einige andere für den Bürger und Landmann nützliche Gegenstände ablesen. Ha! sagt mir

doch Bescheid auf die einzige Frage: Worin soll endlich die öffentliche Religionsübung noch bestehen bleiben?“ In gleichem Sinne äußern sich Hanstein, Börne, Beger, Wohlfahrt, v. Meyer, Horst u. a. m., aus welchen wir hier noch einige Stellen anzuführen, uns nicht enthalten können: „Vom Secteneifer verblendet, haben die Stifter unsrer Kirche die meisten Allegorien der römischen verworfen; irrig glauben sie, in der Sache das Schädliche zu finden, welches nur in dem Mißbrauche lag, den die Personen davon machten. Die protestantische Kirche ist leer und unerquicklich, und die Erscheinung unsers protestantischen Mysticismus ist der beste Beweis, daß das Gemüth von den kahlen Dogmen sich immer zu tieferen und lebendigeren hinsehnen wird. Gerade das Poetische ist es, was an den katholischen Cultus fesselt; er ist in der That ein, im Lichte des Glaubens spielender Diamant. Wer das Wesen der Poesie ahnet, wer das ewige Bedürfniß empfindet, ihre Ahnungen, ihren sehnsuchtsvollen Geist in allem wieder zu finden, und es weiß und empfindet, wer der König ihres Reiches ist, der muß sich zum Katholicismus hingezogen fühlen. Ewig rührend wird das Mütterliche, Zugängliche und Poetische des Katholicismus bleiben, und das Gemüth stets eine Ruhestätte in den stillen Kapellen, vor den Weihnachtskerzen, in der sanften, läuternden Atmosphäre des Weihrauchs, in den tragenden Armen der Musik und der himmlischen Mutter finden, und vor dieser in Kindlichkeit, Demuth und Beschauung der Liebe des Heilands versinken. Die katholische Kirche, mit ihren stets geöffneten Thüren, ihren immer leuchtenden Lampen, den stets rufenden Stimmen ihres Lobgesanges, mit ihren stets dankbaren Gedächtnißtagen und Festen, sagt mit rührender Treue, daß hier mütterliche Arme offen stehen, Jeden zu erquicken, der mühselig und beladen ist, daß hier Allen das süße Mahl der Liebe bereitet steht, und eine Zuflucht bei Tag und Nacht. Wenn man diese stäte Geschäftigkeit der Priester, dieß Heraus- und Hereintragen des Heiligen betrachtet, die Fülle der Sinnigkeit, den täglich, gleich dem Blumenflor, sich verändernden Schmuck, so erscheint die katholische Kirche wie ein tiefer, stets wasserreicher Quell in der Mitte einer Stadt, der alle ihre Bewohner um sich versammelt, und Alles rastlos labt, erfrischt, weiht und durchdringt. Bei uns Protestanten hingegen fehlt es an allem Eifer für Religion;

Kirche und Bänke stehen leer; die äußere Religion schwindet allmählich, und mit den kirchlichen Gebräuchen ist auch die Frömmigkeit erkaltet. Unter die gerechten Vorwürfe, welche uns die Katholiken machen können, gehört auch der, daß wir ihren sinnlichen Gottesdienst verachten, und doch unsern geistigen nicht besuchen. Auch ist nichts gewöhnlicher, als bei unsren Theologen und Predigern diesen antirituellen Geist zu finden, und denselben als das richtige Kennzeichen des wahren und aufgeklärten Protestanten preisen zu hören. Bei manchen aus ihnen gilt sogar das Bild des Kreuzes als das privilegirte Symbol des Aberglaubens, nur weil man weiß, daß es die Kirchen und Kapellen der Katholiken ziert. Wer es aber diesen verargen wollte, daß sie sich mit dem Kreuze segnen, möchte ihnen ebensowohl andre unschuldige, würdige und nützliche Gebräuche der Ueberlieferung, so auch das Knien verargen, welches doch unter allen Stellungen der Anbetung wohl die schicklichste ist." „Wenn der Pilger," heißt es bei Clausen in einer andern anziehenden Stelle, „nach vollendeter Wallfahrt müde, aber voll frommer Freude und Andacht, auf den Treppen der Kirche kniet und seinen Dank dem darbringt, der seinen Weg ebnete und seine Schritte leitete und schirmte; wenn die Mutter in dem stillen, leeren Tempel, am Fuße des Altars hingesunken liegt und ihren Säugling dem Schutze des erkorenen Heiligen übergiebt; wenn die Abendsonne in der dunkeln Farbenpracht der gothischen Fenster spielt und ihr letztes Strahlenlicht den Einzelnen zusendet, welche die stilleren Stunden nach dem vollendeten Tagewerk zu ihrer Andacht wählen; wenn die Lichter des Altars bei der Vesper unter den dunklen Gewölben strahlen und die Orgeltöne in den heiligen Chorgesang rauschen; wenn selbst die Mitternachtsstunde und der Aufgang der Sonne durch die Klosterglocke verkündigt wird, welche die Mönche aus ihren Zellen ruft, um den Herrn der Nacht und des Tages zu preisen und für Leidende nah und fern zu beten; — so wird es klar und anschaulich — und die katholische Kirche hat das Verdienst, diese hohe Wahrheit anschaulicher zu machen —, daß das Leben eine fortgesetzte Anbetung Gottes sein muß, daß die Natur und die Kunst eine ewige und allgemeine Sprache zur Aeußerung und Erweckung des höchsten Gefühls in der Menschenbrust besitzen, und wir müssen die Kirche, welche es vermag und in der Lage ist, sich diese Sprache

in ihrem ganzen Umfang zuzueignen, wahrhaft glücklich preisen." Eine sehr gemüthliche Erzählung Klopstocks, in seinem Schreiben an Denis, mag hier auch noch eine Stelle finden. „Statt der" — so lauten seine Worte — „im protestantischen Deutschland üblichen Grußformeln: Guten Morgen! Ihr Diener! u. s. w., grüßt der katholische Bewohner Deutschlands mit dem, vom Papste Benedikt XIII. empfohlenen, katholischen Bundesgruße: Gelobt sei Jesus Christus! welcher mit dem Gegengruße: In Ewigkeit, Amen! erwidert wird. Ich erinnere mich, wie sehr ich einst auf meiner Reise nach der Schweiz dadurch gerührt wurde. Einige gute Landleute begegneten mir, und jeder von ihnen sagte zu mir: Gelobt sei Jesus Christus! Ich wußte nicht, daß dieß ein Gruß war, und eben so wenig konnte ich wieder grüßen. Nicht genug kann ich sagen, wie sehr dieser Gruß mich rührte. Der Gegengruß, den ich nachher erfuhr, kam mir so natürlich vor, daß es mich wunderte, wie ich nicht sogleich auf die Antwort verfallen war." (Vgl. Bd. I. Abth. 2. S. 136.)

Wir schließen mit einer Stelle aus der Allg. Kirch.-Ztg. von Bretschneider, 1837, Nr. 86: „Nach der neuen preußischen Agende muß der evangelische Pfarrer bei Beerdigungen (wie dieß bei den Katholiken in Oberhessen geschieht) drei Schaufeln Erde mit den Worten: „„Mensch! bedenke, daß du Staub und Asche bist, und wieder zu Staub und Asche werden wirst!"" auf den Sarg werfen. Warum sollte diese schöne, symbolische Handlung nicht in der ganzen evangelischen Kirche allgemein werden? Aber schon höre ich sagen: „„dieß riecht ja nach Katholicismus!"" und mit diesem Schlagworte haben wir allen Verbesserungen unsrer Liturgie ein ewiges Hinderniß entgegengesetzt." Wir antworten auf diese Bedenklichkeit durch Mittheilung einer andern Stelle aus eben derselben Allg. Kirchen-Ztg., 1830, Nr. 89: „Gar häufig ist die angebliche Verwandtschaft mit dem Katholicismus nur ein Schlupfwinkel, in welchem die Unthätigkeit und Theilnahmslosigkeit derer sich versteckt, die selbst kalt sind, wie Eis, und nun auch um sich her einen höhern Grad von Wärme nicht dulden wollen. Studire man die menschliche Natur und ihre Bedürfnisse; und was als heilsam erscheint, das gebrauche man! Durch Phrasen und Namen läßt nur ein Thor sich schrecken; und wer sich von dem Gebrauche eines bewährten Mittels darum abhalten ließe,

weil der Katholik sich desselben bedient, der wäre in der That des Guten nicht werth.“

Wie wir übrigens bereits angedeutet haben, befinden sich die Protestanten in gewaltigem Irrthum, wenn sie meinen, daß die katholischen Gläubigen über die Verrichtungen ihrer Geistlichen großentheils in Ungewißheit gelassen werden. Dadurch, daß die Kirche bei'm Gottesdienst die lateinische Sprache beibehält, welche nicht mehr der Veränderlichkeit unterworfen ist, und daß sie den Gebrauch der mannigfaltigen und unstäten Volkssprachen beseitigte, somit durch Einheit und Unveränderlichkeit der Kirchensprache, auch die Einheit und Unveränderlichkeit der katholischen Religion zu bewahren sucht, entgeht doch wahrlich der Erbauung und dem Seelenheil der Laien nicht das mindeste, indem ihnen durch den sorgfältigsten Unterricht die nöthige Kenntniß ertheilt wird, so zwar, daß sie in ihren Andachts= und Gebetbüchern, sowie in den Catechisationen und Predigten, jede Bedeutung der liturgischen Handlungen des Priesters finden und hören. — Oder wer könnte läugnen, daß gerade durch Beibehaltung dieser Normalsprache die Einigkeit, die Allgemeinheit der Lehren der katholischen Religion, — wodurch sie auch ihren heftigsten Widersachern Achtung abgewinnt —, wesentlich gefördert, und ihrer Gefährdung auf's wirksamste vorgebeugt werde? Wer sollte es nicht ganz passend finden, daß die große Kirche des Abendlandes, die lateinische Kirche, welche von den Aposteln zu jener Zeit gegründet ward, als die lateinische Sprache die in Europa gewöhnliche war, in ihrem öffentlichen Gottesdienst dieselbe beibehielt, — welche übrigens auch heute noch in der europäischen Bildung ihren verdienten Ehrenplatz behauptet. Hat nicht selbst die griechische und morgenländische Kirche die uralte Sprache beibehalten, ob sie gleich dem gemeinen Volk eben so unverständlich, als unsre lateinische, ist, und folglich eben so sehr einer erklärenden Beihülfe bedarf? Weit entfernt, das Volk durch eine schlechte und grausame List in Unwissenheit erhalten zu wollen, — wie ihr so häufig von unsren protestantischen Idioten vorgeworfen wird —, befiehlt vielmehr die Kirche ihren Seelsorgern überall auf's strengste (Conc. Trid. Sess. XXIV, 7.), „das Volk an allen Sonn= und Festtagen des Jahres in dem Worte Gottes und den Lehren des Heils in seiner Muttersprache zu unterrichten, und ihm das Wesen und den Sinn ihres Gottesdienstes so oft als

möglich zu erklären." Wo es sich nur um Belehrung handelt, bedient sich die katholische Kirche überall der Volkssprache, weil da allerdings richtiges Verständniß die Hauptsache ist. (Der berühmte protestantische Theolog Schleiermacher schloß die Belehrung von der Predigt aus, wofür er jedoch von der ref. Schweiz. Kirch.-Ztg., 1836, Nr. 14, bitter getadelt ward.) Nie wird und kann aber die Kirche den Grundsatz zugeben, daß alles, gar alles, was zum Umfange der Religion gehört, nur belehren und aufklären, nur für den Verstand berechnet sein müsse, daß die Religion und alle religiösen Anstalten, selbst die durch eine positive und unmittelbare Offenbarung angeordneten, nur insofern wohlthätig auf den gläubigen Menschen einwirken können, als sie geradezu belehren, als sie verstanden und begriffen werden. Eine, von solchem Grundsatze ausgehende Kirche, müßte freilich überall, und bei jeder religiösen Verrichtung, auf die Volkssprache dringen. Aber eine solche Kirche trüge auch den Keim zur Vernichtung alles Positiven in sich; mit diesem Prinzip ist auch das immerwährende Streben zum Rationalismus deutlich ausgesprochen, weil man ja die Geheimnißlehren in keiner Sprache — auch in der Volkssprache nicht — begreiflich machen, und hinlänglich erklären kann. Und wenn es nun wirklich so wäre, daß die Religion mit allen ihren Anstalten, nur insofern an dem Menschen eine Wirkung hervorzubringen vermöchte, als sie verstanden und begriffen wird, könnte man alsdann wohl auch neugebornen Kindern die Taufe, oder blödsinnigen Menschen die Kommunion reichen, was ja doch auch bei den Akatholiken geschieht, obgleich bei diesen Geschöpfen keine Sprache zum Verständniß wirken kann? — Ganz irriger Weise berufen sich in dieser Angelegenheit die Protestanten auf die Paulinischen Stellen 1. Cor. XIV, wo aber von außerordentlichen Geistesgaben die Rede ist, und der Weltapostel keineswegs das Reden in fremden Sprachen mißbilligt, sondern verlangt, daß man es den Gläubigen in ihrer Muttersprache erkläre und verständlich mache. Eben dieß will und verordnet auch die Kirche, deßnahen ihr keinerlei Widerspruch mit der Gesinnung des Apostels zur Last gelegt werden kann. Die erwähnte Schriftstelle spricht vielmehr, genau besehen, kräftig für die Praxis der katholischen Kirche. Zu Corinth hatten nämlich mehrere Gläubige die, — in den ersten Zeiten des Christenthums, begreiflicher Weise, nicht seltene — Gabe, in

fremden, unbekannten Sprachen zu reden. Der Apostel untersagte nun keineswegs, bei den gottesdienstlichen Versammlungen davon Gebrauch zu machen, und in den fremden Sprachen ihre Andacht laut werden zu lassen. Die Gläubigen sollten nämlich dieser Gnadengabe sich freuen. Aber weil es Sprachen waren, die dem griechischen Ohr der Corinther ganz fremd klangen, so vermißte man dabei die Erbauung, welche doch der Zweck ihrer religiösen Zusammenkünfte war, so ungefähr, wie man beim Gebrauche der lateinischen Sprache im katholischen Gottesdienste, die Erbauung zu vermissen klagt. Deßwegen verbot nun aber der Apostel ganz und gar nicht allen Gebrauch jener Sprachengabe; er begnügte sich, ihn zu beschränken, indem er verordnete, daß niemals Mehrere in einer fremden Sprache reden sollten, als etwa Zwei oder Drei, und daß alsdann ihre Worte immer mit einer Auslegung oder Erklärung verbunden sein sollen, entweder von ihnen selbst, oder von andern, welche die Gabe der Interpretation besitzen. (V. 27.) Sollten aber, weder sie noch ein anderer, die Worte erklären können, so möchten sie lieber vollends schweigen, wobei es ihnen gleichwohl unbenommen bleibe, in der fremden Sprache — im Stillen — zu beten. (V. 28.) Diese Erklärung des heiligen Paulus wird auch bekräftigt durch die früheste Geschichte. Zu den Apostelzeiten gab es vorzüglich drei berühmte Sprachen: nämlich die hebräische oder syro-chaldäische in Jerusalem und im Morgenlande, — die griechische in Antiochien, Alexandrien und andern griechischen Städten, — und die lateinische in Rom und im ganzen Abendlande. Hilarius schreibt: „In Mitte der hebräischen und griechischen Sprache, steht die römische oder lateinische, weil vorzüglich in diesen drei Sprachen der göttliche Wille und die Erwartung des himmlischen Reiches verkündigt wird;“ daher bezeichnete auch Pilatus Jesum als den König der Juden in dieser dreifachen Sprache. (Joh. 19, 20.) Die lateinische Uebersetzung der heiligen Bücher reicht, wo nicht in das erste, doch gewiß in das zweite Jahrhundert, und verbreitete sich mit der evangelischen Lehre im ganzen Abendlande, obschon daselbst bekanntlich verschiedene Landessprachen in Uebung waren. Offenbar ist auch die lateinische Kirchensprache bestimmte Praxis der ältesten Kirchen selbst; dieß sehen wir aus den alten, noch vorhandenen Liturgien. Im Abendlande finden sich nämlich keine anderen alten Liturgien, als nur lateinische vor. Nicht

die Kirche hat demnach eine fremde Sprache unter dem Volke eingeführt, sondern das Volk hat vielmehr seine alte Sprache vergessen. Daraus wird klar und einleuchtend, — wie Bona in s. Reb. liturg. sagt —, daß die Kirchenväter, alle bei Darbringung des Opfers beobachteten Formeln und Gebräuche, mit gewissenhaftester Treue und Sorgfalt bewahrten, damit, wie der Glaube nur Einer ist, so auch nur eine gemeinschaftliche Sprache wäre, durch welche viele Nationen mit einander in Verbindung treten und sich vereinigen könnten, denn die, anfänglich in chaldäischer, griechischer und lateinischer Sprache verfaßten Messen wurden auch, nachdem diese Sprachen außer Uebung kamen, dennoch in gleicher Weise fortgefeiert; und jene Völker des Abendlandes, welche in Folge der Zeit sich zum christlichen Glauben bekannten, als die Deutschen, Franken, Engländer und andere nördliche Stämme, brachten das Opfer in lateinischer Sprache dar, ob ihnen gleich dieselbe unverständlich war. So erhielt sich auch der Gebrauch dieser Sprache bei der Feier der heiligen Geheimnisse selbst in Afrika, obschon das Volk — wie Augustin bezeugt — diese Sprache nicht verstund. Das nämliche Schicksal hatte die griechische und chaldäische Sprache im Morgenlande, auf welche, nach ihrer Erlöschung, die türkische, arabische und viele andere folgten; sowie auch in Italien, Gallien und Spanien die lateinische Sprache, im Lauf der Zeiten, durch die neuern Mundarten verdrängt ward. Damit aber die Religion von solchen Wechseln und Veränderungen unangetastet fortbestehen möge, hat die katholische Kirche jederzeit, und überall beim Gottesdienste, die alte, überlieferte Sprache, wie solches auch die Würde und Majestät der heiligen Geheimnisse erfordert, beibehalten, indem leicht etwas Fehlerhaftes oder Fremdartiges sich einmischen konnte, wenn es erlaubt gewesen wäre, die Liturgien aus den alten Sprachen, in welchen sie von den Aposteln und den apostolischen Männern waren überliefert worden, in andre neuere, von den ursprünglichen ganz verschiedene Sprachen zu übertragen. Ja, wenn die griechische und lateinische Sprache nicht wären von jeher erhalten und durch ihren liturgischen Gebrauch bis auf uns fortgepflanzt worden, so würden selbst die Canone der ersten Concilien, sowie die Auslegungen und Werke der heiligen Väter, die in griechischer oder lateinischer Sprache geschrieben haben, jetzt für uns ganz unnütz sein, indem wir dieselben weder lesen noch verstehen könnten, sowie wir die

alten spanischen, auf Münzen erhaltenen Schriftzeichen nicht mehr kennen, noch zu enträthseln vermögen. So würde z. B. unläugbar eine deutsche Uebersetzung der Messe aus dem achten, neunten oder zehnten Jahrhundert uns heutzutag eben so unverständlich sein, wie den Unstudirten das Lateinische. Mit der unwandelbaren Religion kann eine wechselnde Sprache nimmer sich vertragen. Ohne diese Gleichförmigkeit der Kirchensprache wäre die, zur Einheit des Glaubens so nothwendige, wechselseitige Theilnahme der Kirchen längst schon aufgehoben; ohne dieß gemeinschaftliche Band würden die, auf einem allgemeinen Concilium versammelten Väter so vieler Nationen, sich gegenseitig kaum verstehen, und es könnte weder der italienische Priester in Frankreich oder Deutschland, noch der deutsche und französische Geistliche in Italien, das heilige Opfer verrichten. Von einem Pole zum andern ist der Katholik, wo er in eine Kirche von seinem Ritus tritt, zu Hause, und nichts ist seinen Augen fremd. Wie er ankömmt, hört er, was er sein ganzes Leben hindurch hörte, er vereinigt seine Stimme mit derjenigen seiner Brüder. Der Brudersinn, welcher aus einer gemeinsamen Sprache hervorgeht, ist ein geheimnißvolles Band von unendlicher Stärke. Nichts kömmt der Würde der lateinischen Sprache gleich. Sie war die Sprache des königlichen Volkes. Der Ausdruck „Majestät" gehört der lateinischen Sprache an. Griechenland kennt ihn nicht. Sie ist die Sprache der römischen Eroberer, und der Missionäre der römischen Kirche, welche sie in die heißesten Weltzonen trugen. Sie ist die Sprache der Bildung, Vergeistigung und Verbrüderung. Das europäische Abzeichen ist die lateinische Sprache. Denkmünzen, Grabmäler, die ältesten Annalen, die Reichsgesetze, die Kirchensatzungen, alle Denkmäler und Urkunden sind in lateinischer Sprache verfaßt. Soll sie dann der Vergessenheit anheimfallen? Nein, sie wird fortleben! Sie lebt fort in den herrlichen Denkmalen der Literatur; sie lebt fort in der Liturgie der römischkatholischen Kirche! — (Wir verweisen übrigens noch auf die kleine, gehaltvolle Schrift: über Reform in Ritus und Liturgie der katholischen Kirche; Luzern 1839.)

Auch die von den Protestanten so sehr bestrittene und verdächtigte

Beichtanstalt

werden wir, bei näherer Untersuchung, dennoch in der Vernunft, im Worte Gottes und in der Geschichte der ersten christlichen Jahrhunderte fest begründet finden. —

Und wer sollte in der That den hohen Werth der Selbstprüfung, der Selbsterkenntniß bezweifeln können, welche schon jener Weltweise des heidnischen Alterthums, durch seinen vollgültigen Wahlspruch *γνῶθι σεαυτόν*, zu verdientem Ansehen brachte! Oder wie kann der Mensch sich vervollkommnen, wenn er nicht oft sich selbst prüft, gleichsam mit sich selbst zu Gerichte geht? Um aber seine Eigenliebe und Selbstsucht zu beseitigen, ward schon in den frühesten Zeiten die Nothwendigkeit eingesehen, zu solcher Prüfung einen, durch Einsicht und Tugend ausgezeichneten Mann beizuziehen, und diesem traulich das Herz aufzuschließen, um durch ihn in der wichtigen Heilsangelegenheit Trost und Zurechtweisung zu erlangen. Und wem konnte man sich wohl, zur Zeit des Urchristenthums, in jeder Hinsicht eher anvertrauen, als den Kirchenvorstehern, welche durch Bildung des Geistes und Reinheit der Sitten vor all' ihren Zeitgenossen sich auszeichneten, denen kraft ihres Amtes, die Prüfung des Sündenbekenntnisses, mit der Gewalt zu lösen oder zu binden, ganz ausdrücklich vom Stifter des Christenthums selbst, — der „nicht gekommen war, die Gerechten zu berufen, sondern die Sünder“, — gekommen, um zu suchen und „selig zu machen, was verloren war“ —, war übertragen worden (Matth. XVI. XVIII., Joh. XX.), welche auch überdieß zur unbedingtesten Verschwiegenheit verpflichtet waren, und unter keinen Umständen gegen den Willen des Beichtkindes irgend etwas aussagen durften! Gewiß hätte auch kein bloß menschliches Gesetz je die Christen vermocht, alle Vergehungen, welche sie mit so viel Klugheit und List vor ihren Mitmenschen verbargen, ja ihre geheimsten sündhaften Gedanken, zu den Füßen eines Priesters — der doch auch nur Mensch ist — zu entdecken, und auf diese Weise alle Schamhaftigkeit und Eigenliebe zu überwinden.

Dieser psychologische Grund war es auch vorzüglich, welcher den König Heinrich VIII. von England bestimmte, sich ganz ent-

schieden zu Gunsten der Beichtanstalt zu erklären. In seiner Schrift de septem sacramentis contra Lutherum schreibt er: „Da ich sehe, daß aus der Beicht so viel Gutes, und hinwiederum ganz und gar nichts Nachtheiliges hervorgegangen ist; da ich sehe, daß alles Volk so viele Jahrhunderte hindurch seine Vergehungen den Priestern entdeckte, so würde ich in der That, — wenn auch die Schrift und die heiligen Väter hierüber keinen Ausspruch enthielten —, dennoch nicht anders denken oder glauben können, als daß diese Anstalt keineswegs eine menschliche Erfindung, sondern auf göttliche Anordnung gegründet, und auch durch dieselbe erhalten worden sei. Gott selbst ist Stifter dieses Sacraments, und beschützt solch' heilbringende Anstalt mit seiner Huld und Gnade. Wahrlich kein bloß menschliches Ansehen vermöchte je die Völker zu bewegen, ihre geheimsten Vergehungen, — deren inneres Bewußtsein schon mit Schrecken sie erfüllte, und an deren Geheimhaltung ihnen so viel gelegen sein mußte —, dennoch fremden Ohren zu entdecken und anzuvertrauen."

Die *Confessio helvetica* spricht sich im C. XIV. über die Beicht folgendermaßen aus: „So Jemand mit einem Last der Sünden wäre beladen, oder mit verworrenen Versuchungen verstrickt, dem wollen wir nicht dawider sein, so er Bericht, Rath und Trost suchte, besonders bei dem Diener der Kirche, oder sonst etwa bei einem Bruder, der im Wort Gottes wohl bewandert und unterrichtet wäre." (Noch bestimmter drückt sich die Zürchersche Prädicanten-Ordnung vom Jahr 1758 hierüber aus, indem sie den Predigern die strengste Geheimhaltung zur Pflicht macht, „damit Niemand von offenherzigem Geständniß seiner begangnen Sünden abgeschreckt werde, sondern Jedermann ein herzliches Vertrauen zu seinem Seelsorger gewinne." Ja selbst über todeswürdige Verbrechen war dem Geistlichen unbedingte, lebenslängliche Verschwiegenheit auferlegt, „wenn das ihm geoffenbarte Verbrechen vorlängst war begangen worden, und keine nachtheilige Folgen weiter nach sich zog, oder wenn aus dessen Bekanntwerdung neues Aergerniß entstehen könnte." Als einen merkwürdigen Umstand haben wir auch noch anzuführen, daß diese vorerwähnten Bestimmungen durch ein neuerliches Gesetz vom Jahr 1803 auf's genauste waren bestätigt worden!)

Wie sehr Luther für die Beicht eingenommen war, ersehen wir aus seinen Tischreden S. 160, seiner Kirchenpostill und seiner

Sermon von der Beicht, wo er sagt: „Um die Schätze der ganzen Welt gäbe ich die Beicht nicht hin, denn ich weiß, was ich ihr für Stärke und Trost zu verdanken habe. Es weiß Niemand, was die heimliche Beichte vermag, denn der mit dem Teufel oft zu kämpfen hat. Ich wäre von dem Teufel überwunden und erwürgt worden, wenn mich diese Beicht nicht erhalten hätte. Lieber wollte ich die Tyrannei des Papsts wieder leiden, als in die Abschaffung der Beicht willigen. Auch soll man die Leute vor allen Dingen wohl lehren, daß man nicht einem Menschen, sondern Gott und dem Herrn Christo beichte, item daß nicht ein Mensch, sondern Christus absolvire durch den Mund des Dieners; denn Christus sagt: Wer euch höret, hört mich, und wer mich hört, hört den Vater." An einer andern Stelle fordert er eine genaue Aufzählung der begangenen Sünden vor dem Beichtvater. In seinem letzten Lebensjahre 1546 erklärte er sich in seinem kleinen Catechismus also: „Vor Gott soll man sich aller Sünden schuldig geben, auch die wir nicht erkennen, wie wir im Vaterunser thun; aber vor dem Beichtvater sollen wir allein die Sünden bekennen, die wir wissen und fühlen im Herzen." In seiner Abhandlung von der Buße heißt es: „Es ist kein Zweifel, daß die Beicht der Sünden nothwendig, und von Gott geboten sei. Die heimliche Beicht aber, welche jetzt gebraucht wird, gefällt mir auf alle Weise, und ist sie nicht nur allein nützlich, sondern nothwendig; ich wollte auch nicht, daß es nicht wäre; ja ich erfreue mich, daß es in der Kirche Christi ist, weil es den bedrängten Gewissen das einzige Mittel ist. Daß wir willig und gerne beichten, dazu sollen uns zwei Ursachen reizen. Die erste, das heilige Kreuz, das ist, die Schand und Scham, daß der Mensch sich williglich entblößet vor andern Menschen, und sich selbst verklagt und verhöhnet, das ist ein köstlich Stück vom heiligen Kreuz. O wenn wir wüßten, was Strafe solche willige Schamröthe fürkäme und wie gnädigen Gott sie macht, daß der Mensch ihm zu Ehren sich selbst so vernichtiget und demüthigt, wir würden die Beicht aus der Erde graben, und über tausend Meilen holen; die ganze Schrift bezeugt, wie Gott den Demüthigen gnädig und hold ist. Und wollte Gott, es wäre ein Brauch, öffentlich vor aller Welt, alle heimlichen Sünden zu bekennen, wie Augustinus gethan hat."

Hauptsächlich aber berufen wir uns auf die, über alle andren

weit erhabene, protestantische Autorität jenes Mannes, der durch das Außerordentliche seines Geistes Europa in Erstaunen setzte. „Es ist in der That," sagt der große Leibnitz in s. Syst. der Theol., „eine große Wohlthat Gottes, daß er seiner Kirche die Gewalt gegeben hat, die Sünden nachzulassen und zu behalten. In dem Bußsacramente ist befohlen, daß, wer gereinigt sein will, sich dem Priester zeige, die Sünden beichte, und überdieß, nach dem Urtheil des Priesters, einer Züchtigung sich unterziehe, welche für die Zukunft als Warnung dienen könne. Und da Gott die Priester als Aerzte der Seelen eingesetzt hat, so wollte er auch, daß ihnen die Uebel des Kranken entdeckt, und das Gewissen entschleiert werde. Die Arzneimittel aber sind die Vorschriften, welche der Priester dem Büßenden auferlegt, damit derselbe sowohl das vergangene Uebel fühle, als das zukünftige vermeide; und dieß wird mit dem Namen Genugthuung bezeichnet, weil dieser Gehorsam des sich selbst Züchtigenden Gott angenehm ist, und die zeitliche Strafe lindert oder aufhebt, welche er sonst von Gott zu erwarten gehabt hätte." Und an einer andern Stelle sagt er: „Es kann nicht geläugnet werden, daß diese Beichtanstalt der göttlichen Weisheit würdig sei; und gewiß, wenn etwas schön und lobenswerth ist in der christlichen Religion, so ist es dieses, was auch selbst Sineser und Japaneser bewundert haben. Denn die Nothwendigkeit zu beichten schreckt viele, besonders jene, welche noch nicht verhärtet sind, von der Sünde ab, und gewährt den Gefallnen großen Trost; so daß ich glaube, ein frommer, besonnener und kluger Beichtvater sei ein großes Werkzeug Gottes zum Heil der Seelen, denn sein Rath nützt uns zu Regelung unsrer Neigungen, zur Wahrnehmung unsrer Fehler, zur Vermeidung der Gelegenheiten zur Sünde, zur Wiedererstattung des Entwendeten, zum Ersatze des Schadens, zur Zerstreuung der Zweifel, zur Aufrichtung des niedergebeugten Geistes, endlich zur Tilgung oder Linderung aller Seelenübel; und wenn man auf Erde kaum etwas Vortrefflicheres, als einen treuen Freund finden kann, wie wichtig wird er erst dann für uns, wenn derselbe, durch die unverletzbare Heiligkeit eines göttlichen Sacraments, zur Haltung der Treue und zur Hülfeleistung verpflichtet wird?"

In gleichem Sinne äußerten sich noch viele andre, angesehene, protestantische Gelehrte. Montague versichert, daß die dem

Priester abgelegte heimliche Beicht ein, schon in der alten Kirche bestandner, sehr nützlicher Gebrauch sei. Fitzwilliam äußert die feste Ueberzeugung, daß ohne den Richterstuhl der Beicht es nicht möglich sei, Tugend, Gerechtigkeit und Moral auf irgend welche dauerhafte Weise zu begründen, weil dieser Richterstuhl, als der ergreifendste, welcher sich nur immer denken lasse, sich des menschlichen Gewissens bemächtige, und ihm zum wirksamsten Zaum diene. Augusti in s. System der christl. Dogm. vertheidigt die Annahme der Buße als Sacrament aus dem Grunde, weil ihr kein wesentliches Merkmal des Sacraments fehle; er hält es für unbestreitbar, daß mit dieser Religionshandlung die Verheißung und wirkliche Mittheilung der göttlichen Gnade verbunden sei. In seinen Denkw. der christl. Archäol. heißt es: „Nicht nur katholische, sondern auch protestantische Ausleger (wie z. B. Hugo Grotius) finden in dem Neuen Testamente nicht allein ein allgemeines Sündenbekenntniß, sondern auch die Privatbeichte. Grotius bewährt auch hier seinen richtigen Takt, in den Sinn der Schriftsteller einzudringen, — namentlich bei Erklärung der Worte bei Act. XIX, 18." Bretschneider sagt in s. Handb. der Dogm.: „Die Privatbeicht giebt dem Lehrer die beste Gelegenheit zu individuellen Belehrungen, zur Berührung häuslicher Verhältnisse, über welche er kaum an einem andern Orte so schicklich und eindringlich sprechen kann; sie vermittelt eine Vertraulichkeit zwischen Lehrer und Gemeinde, welche der Wirksamkeit des Lehrers eben so förderlich ist, als dem moralischen Bedürfnisse des Beichtenden. Durch die allgemeine Beicht ist das engste Band, das bei uns zwischen Hirten und Herden bestand, aufgelöst worden; viele, weil sie dabei nichts zu sagen und zu thun haben, gehen ohne irgend welche moralische Vorbereitung von der Arbeit zur Beicht. Die Beichtrede ist aus einem vertraulichen, individuellen Zweigespräche eine Predigt geworden, die auf Alle passen muß, und gerade deßwegen Keines Individualität trifft; die Beichtenden, welche vorher Theil nahmen an der Handlung durch ihr Bekenntniß, sind nun unthätig, oft zerstreut, und die Handlung hat mit ihrer Individualität auch den größten Theil ihrer moralischen Wirksamkeit verloren. Mit der Privatbeicht ist der letzte Rest der alten Kirchenzucht in moralischem Sinne verschwunden, und die Pfarrer sind auch in dieser Rücksicht zu bloßen Predigern, — wie man sie in manchen Ländern fast aus-

schließlich nennt —, geworden, welche aber gerade auf diejenigen, deren sittliche Mängel die Ermahnung und Lehre am meisten bedürfen, nichts wirken können, weil diese die Kirchen nicht besuchen, und die Predigt nicht hören." Nicht weniger kräftig hat sich auch der berühmte v. Ammon in s. Handb. der christl. Sittenl. über die Beichtanstalt ausgesprochen: „Durch den Einfluß des Calvinismus, dessen Anhänger der Beicht immer abhold waren und sie als päpstlich verwarfen," sagt er, „dann des Deismus, der alles Positive durch Abstractionen zu entfernen sucht, vielleicht auch durch die Bequemlichkeit der Geistlichen in den Städten, ist nun zwar die Privatbeicht an vielen Orten verdrängt, und in eine allgemeine Vorbereitung und Andachtsübung, — denn mehr als dieß ist doch wahrlich die allgemeine Beicht kaum —, verwandelt worden. Aber die Erfahrung hat dagegen auch schon gelehrt, daß sich seit dieser Zeit die Zahl der Communicanten sehr vermindert, daß man mit der Privatbeicht der evangelischen Kirche das letzte Mittel einer moralischen Disciplin aus den Händen gewunden, und den Geistlichen den Weg zu der ihnen anvertrauten, besondern Seelsorge beinahe verschlossen hat." Auch Wachler klagt in seinen neuen theologischen Annalen, daß Geistliche durch Einführung der allgemeinen und Abschaffung der Privatbeicht, selbst der Frivolität des Landvolks Vorschub gethan, und sich dadurch von den Herzen der ihnen anvertrauten Seelen selbst entfernt haben, — daher dann jetzt die Geistlichen nicht mehr als Beichtväter und Seelsorger, sondern bloß noch als Prediger betrachtet werden können. Eben so bündige Stellen ließen sich noch aus Kirchhoff, Steffens, Winer u. a. m. anführen. Letzterm zufolge — in s. Darstell. des Lehrbegr. d. versch. christl. Kirchenpart. — sprachen schon viele reformirte Theologen den Wunsch aus, daß die Privatbeicht (also die katholische Ohrenbeicht), als vorzügliches Mittel zur Belebung der Tugend in ihrer Kirche wieder eingeführt werden möchte. Auch Nitzsch in s. theol. St. und Kr. hält die Vortheile und Segnungen der Privatbeicht, welche die Protestanten nur zu eilig über Bord geworfen haben, für unersetzbar.

Der berühmte Plank, Prof. der Theol. und Gen.-S.-Intend. in Göttingen, sagt in s. Worten des Friedens: „Die Anstalten des katholischen Beichtwesens, welches Mittel konnten sie nicht in der Hand des weisen, eifrigen und von reiner Menschenliebe beseelten

Religionslehrers werden! Wer kann die Tausende zählen, welche allein durch diese Anstalt gerettet, zur Besinnung über sich selbst und über ihren Zustand gebracht, und dadurch noch vielleicht vom Rande eines Abgrundes gezogen wurden, in welchen sie sich zu stürzen im Begriffe waren? Oder wer vermag jene Tausende zu zählen, welche Belehrung für ein irrendes, Stärkung für ein zweifelndes, Heilung für ein verwundetes, Beruhigung für ein beängstigtes Gewissen, und gerade dasjenige erhielten, wodurch sie allein im Guten unterhalten und befestigt werden konnten?" Wahrlich, kein Katholik würde den Nutzen der Beichtanstalt richtiger beurtheilen, und treffender schildern können, als es von diesem ausgezeichneten und fruchtbaren, protestantischen Kirchenschriftsteller geschah!

Selbst Rousseau in s. Emil fühlte sich zu dem Geständnisse gedrungen: „Wie viele Werke der Barmherzigkeit sind nicht durch das Evangelium erzeugt worden! Zu wie vielen Zurückstellungen, zu wie vielen Schadenvergütungen wurden nicht die Katholiken durch die Beicht gebracht! Wie sind nicht bei Annäherung der Communionszeit Alle bereit, sich zu versöhnen! wie viele Almosen werden nicht bei dieser Gelegenheit gespendet!" Und eben so unverholen bezeugt Voltaire: „Die Beicht ist eine vortreffliche Anstalt, ein Zaum für das Laster; sie ist bewunderungswürdig berechnet, Herzen, die der Haß entzweite, zur Vergebung zu stimmen, und diejenigen, welche sich der Ungerechtigkeit schuldig gemacht haben, zum Ersatz zu bewegen." In s. Annales de l'Emp. T. I. p. 41. sagt dieser Patriarch der Philosophen: „Die Feinde der römischen Kirche, die sich gegen eine so heilsame Einrichtung, als die Ohrenbeichte ist, erhoben haben, scheinen den Menschen gerade den vorzüglichsten Zügel genommen zu haben, den man ihren geheimen Verbrechen anlegen kann. Schon die Weisen des Alterthums fühlten ihre Wichtigkeit."

Einen nicht unwesentlichen, geschichtlichen Umstand können wir übrigens hier auch nicht mit Stillschweigen übergehen, — daß nämlich im XVI. Jahrhundert, nach erfolgter Abschaffung der Beicht, das Sittenverderbniß in verschiednen protestantischen Staaten ungemein und in solchem Grade überhand genommen hatte, daß die Regierungen hie und da um Wiedereinführung der Beicht angegangen wurden. — Und wohl mögen auch heutzutage noch manche

protestantische Geistliche die Aufhebung der Beichtanstalt beklagen; die Reformatoren jedoch wußten gar zu gut, was sie thaten, und verstunden sich vollkommen auf den Vortheil ihrer Partei. Mit der Einführung und Herrschaft des Protestantismus konnte sich nun einmal die Beibehaltung der Beicht nicht vertragen. Durch Beseitigung solch' unbequemer Zwangsanstalt wurden für die Kirchenreform viele Anhänger gewonnen. Ohne Zweifel wären, da Jedermann seinen Beichtvater, wie seinen leiblichen Arzt, frei zu wählen berechtigt ist, die katholischen Priester den verheiratheten, weniger verschwiegnen und weniger geachteten, neuen Prädicanten vorgezogen worden. Und hätte man vollends, — wie zu erwarten stund —, nicht nur die Uebertretung des sechsten — oder nach protestantischer Rechnung des siebenten Gebots, sondern eben hauptsächlich die Vergehungen gegen den Glauben, den Aufruhr gegen das rechtmäßige Ansehen der Kirche, die Theilnahme an den vorgefallenen Entweihungen und Gewaltthaten u. s. w. gebeichtet, so hätte die Lossprechung, unter Bedingung der Besserung und Anerkennung der kirchlichen Autorität, erfolgen können. Die Reformatoren konnten somit nicht umhin, die leidige Beicht als eine schlimme und gefährliche Erfindung zu verdächtigen, oder vielmehr zu verdammen. Solch' boshafte Lästerung und Verläumdung erlaubte sich auch Viret, einer der schweizerischen Reformatoren, und fügte bei, „daß die Beicht von den Heiligen nie weder gelehrt, noch beobachtet worden sei." — Wohlan, man beweise uns, wann, wo und von wem die Beicht sei erfunden worden, welcher Papst vermocht habe, sie so allgemein einzuführen, daß nicht nur Kaiser und Könige, sondern auch die Bischöfe und sogar die Päpste selbst sich solch' demüthigem Gebrauch unterwarfen und noch unterwerfen; man nenne uns jene vorgeblichen Heiligen, welche die Beicht verwarfen oder nicht beobachteten, — und wir werden die ganze katholische Lehre als untauglich erkennen und erklären! Oder aber, man gestatte uns den entgegengesetzten Beweis, daß nämlich die Beicht im Alten und Neuen Testamente gegründet sei, und von den Zeiten des Urchristenthums an bis auf unsre Tage geübt wurde, mit der Verpflichtung zu gegenseitiger Anerkennung der katholischen Lehre, wenn unsre Beweise vollständig geleistet werden! —

Die kräftigsten Beweise für die göttliche Einsetzung der Beichtanstalt bietet uns allerdings die heilige Schrift selbst dar.

Immer dringen die Protestanten so sehr auf klare Aussprüche des Evangeliums. Die Stelle bei Joh. XX, 23. könnte doch unmöglich noch deutlicher sein, und immer hat sie das christliche Alterthum ganz einfach verstanden, immer sie als klar und deutlich angenommen, sowie diejenige bei Matth. XVIII, 18. Denn wie kann man Sünden vergeben, wenn man sie nicht weiß, also ohne vorhergegangnes Sündenbekenntniß? — Eben war Christus von den Todten auferstanden; die Jünger waren in engster Traulichkeit bei verschloßnen Thüren versammelt; der ganze Hergang trägt das Gepräge des Außerordentlichen, des hehren Ernstes. Jesus haucht die Jünger an, spricht mit Kraft und Feierlichkeit jene eindringenden Worte: „Friede sei mit euch! Wie der Vater mich gesendet hat, mit der nämlichen Machtvollkommenheit, die Sünden zu vergeben, eben so sende ich nun auch euch. Nehmt hin den heiligen Geist! Welchen ihr die Sünden vergebet — denen sind sie vergeben, welchen ihr sie aber behaltet — denen bleiben sie behalten.“ Dieß sprach Jesus, nachdem er längst vorher schon ihnen erklärt hatte: Was ihr auf Erde binden werdet, soll auch im Himmel gebunden sein, und was ihr auf Erde lösen werdet, soll auch im Himmel los sein. Diese, ihnen vom Herrn verliehene besondre Gewalt der Sündenvergebung, welche sie ihn vorher selbst oft ausüben sahen (hatten ihn ja schon die Engel dem heil. Joseph als denjenigen angekündigt, „welcher sein Volk erlösen wird von dessen Sünden,“ und hatte Johannes — als er ihn zu sich kommen sah — sogleich als das Lamm Gottes ihn begrüßt, „welches hinnimmt die Sünden der Welt“), mußten doch wohl die Jünger auch in Anwendung bringen, und dieselbe mußte, wie Predigtamt und Taufe, auch auf ihre Nachfolger übergehen. Andre bekräftigende Beweisstellen finden wir Matth. III, 6. Marc. I, 5. Act. XIX, 18. Jac. V, 16. 1 Joh. I, 9—10. Levit. V, 5—6. Num. V, 7. Prov. XXVIII, 13. Ueber die Hauptstelle bei Joh. XX, 19—23. verdient die treffliche Schrift von H. Klees, Dr. der Theol. und Prof. in Mainz: „Die Beicht; eine histor. crit. Untersuchung, Frankfurt bei L. Reinhart“ nachgelesen zu werden.

Ziehen wir nun auch das Zeugniß der Urchristen zu Rath, so werden wir uns leicht überzeugen, daß die kirchliche Beichtanstalt immer fester geregelt ward, und daß in allen Jahrhunderten ihre

segensvollen Wirkungen auf die Sinnesänderung und Lebensverbesserung, neben allen Mißbräuchen, immer sichtbar blieben. Schon Clemens von Rom, der dritte Nachfolger des heiligen Petrus, dieser apostolische Mann, „dessen Name im Buche des Lebens steht" (Phil. IV, 3.), sagt in s. zweiten Br. an die Cor.: „So lange wir in der Welt sind, müssen wir von allen Sünden, die wir begangen haben, von ganzem Herzen umkehren, daß wir von Gott selig gemacht werden, da wir noch Zeit zur Buße haben; denn wenn wir von dieser Welt abgeschieden sind, können wir dort nicht mehr beichten, oder Buße thun." Und könnte wohl in unsrer Zeit ein Prediger die katholische Lehre von der Beicht deutlicher aussprechen, oder nachdrücklicher an's Herz legen, als es schon im zweiten Jahrhundert der Kirche von Tertullian, Aeltesten von Carthago, geschah! „Wenn ihr euch der Beicht entziehet," sagt er in s. B. von der Buße, „so denket an das Feuer der Ewigkeit, welches durch die Beicht ausgelöscht wird. Wenn wir der Kenntniß eines Menschen etwas entziehen, werden wir es deßwegen auch vor Gott verbergen können? Ist es besser, durch Verheimlichen verdammt, als durch Offenbarmachen losgesprochen werden? Wehe denen, welche die Beicht von einem Tage zum andern aufschieben, und mehr auf ihre Schamhaftigkeit, als auf ihr Heil bedacht sind!" (Schon der Weise des alten Bundes sagt — Eccl. IV, 24. —: „Scheue dich nicht für deine Seele die Wahrheit zu reden; es giebt eine Beschämung, welche die Sünde zur Begleiterin hat; es giebt auch eine Beschämung, welche Ruhm und Gnade erzeugt.") Auch Cyprian lobt diejenigen Büßer, die bei den Priestern des Herrn selbst ihre Gedanken reumüthig bekennen, ihr Gewissen entfalten, und das vorbringen, was sie beschwert. Dann fügt er noch bei: „Es bekenne ein jeder, geliebte Brüder! seine Sünden, so lange er in der Welt ist, und sein Geständniß angenommen werden kann, so lange die Genugthuung und die, durch den Priester erhaltene Nachlassung bei dem Herrn angenehm ist." Ebenso lassen uns Origenes und Augustinus, diese großen — auch bei den Protestanten in Achtung stehenden — Kirchenväter, gar keinen Zweifel über die göttliche Einsetzung dieses Bußsacraments mehr übrig. Ersterer zergliedert in der 2. Hom. auf den 37. Ps. diesen Gegenstand gründlich; und aus seiner Darstellung geht zugleich der merkwürdige Umstand klar hervor, daß die

allgemeine Beicht aus der Ohrenbeicht entstanden sei, und keineswegs umgekehrt die letztere aus der erstern (wie die Protestanten behaupten.) Durch das unverwerfliche Zeugniß dieses ehrwürdigen Kirchenschriftstellers wird die Meinung, daß die Beicht nur eine kluge menschliche Anordnung späterer Jahrhunderte sei, und daß sie nur auf einzelne gröbere Laster und Verbrechen sich beschränkt habe, siegreich widerlegt. Auch in der 17. Homilie über Luc. kommt eine wichtige Stelle als Bestätigung vor, daß wir unsre Sünden „nicht nur Gott, sondern auch denen, die unsre Wunden und Sünden heilen können, offenbaren sollen". Nicht weniger klar spricht sich hierüber Augustinus aus: „Wenn man sagt, ich bereue meine Sünden im Geheimen vor Gott, es ist hinlänglich, vor Gott zu bekennen, so machen wir das Evangelium, das Wort Gottes, zu nichte. Wenn dieß genügte, wozu wäre dann der Kirche Gottes die Schlüsselgewalt gegeben worden! Warum hätte Jesus gesagt: was ihr binden oder lösen werdet, soll auch im Himmel gebunden oder gelöst sein?" Ueber den 86. Ps. sagt der nämliche Kirchenlehrer: „Erröthe nicht, vor einem Menschen zu bekennen, was du nicht erröthest, vor vielen zu thun; besser ist's, vor einem Menschen hier ein wenig Scham zu leiden, als dort vor so vielen Millionen vor Scham zu vergehen am Tage des Gerichts."

Eben so klare, bündige, unzweideutige Aussprüche finden wir bei Irenäus, Athanasius, Ambrosius, Joh. Chrysostomus, Leo dem Großen, und andern Lehrern der lateinischen und griechischen Kirche, jenen ausgezeichneten, wahrhaft aufgeklärten Männern der christlichen Vorwelt, welche Zeitgenossen dieser Beichtanstalt waren, deren Zeugnisse daher entscheidend und unverwerflich sind.

Daß übrigens in der Stelle bei 1 Joh. I, 9. eben die Beicht unter jenem Bekenntniß verstanden werde, geht schon daraus klar hervor, weil nie ein anderes Bekenntniß, seit ihrer Einsetzung nach Christi Auferstehung geübt ward. Wohl lesen wir ganz deutlich und unmißverstehbar, daß Christus die Lösungs- und Bindungsgewalt den Aposteln verliehen, nirgends aber, daß er die Sündenvergebung mit einem, blos vor Gott abgelegten Bekenntniß verbunden habe. Zur Zeit des Urchristenthums mußten schwere, notorische Sünden öffentlich gebeichtet werden, um das gegebene

Aergerniß gut zu machen, wobei der Büßende, beim Eingang der Kirche, mit abgeschornem Hauptbaar, in Trauerkleid gehüllt stand. Immer gieng das von Christo eingesetzte Sacrament der Beicht vorher; das von der Kirche eingeführte, öffentliche Bekenntniß folgte manchmal darauf, und war immer nur Folge des erstern. Die eine, — immer unerläßliche —, stille, geheime Beicht, entschied über die zweite, öffentliche, welche nur Hülfsanstalt war. Die erste, — göttlichen Ursprungs —, bestand von jeher, und wird auch ewig fortbestehen; die zweite, — kirchliche Einrichtung —, erhielt sich nur wenige Jahrhunderte hindurch, und erlosch auf Anordnung der nämlichen canonischen Autorität, durch welche sie war eingeführt worden.

Daß es aber dem Katholik so leicht gemacht sei, sich von der Schuld zu reinigen, und von zeitlicher und ewiger Strafe loszukaufen, kann nur protestantische Bosheit oder Unwissenheit behaupten. Um die priesterliche Lossprechung zu erlangen, muß der katholische Christ nicht etwa nur sein Gewissen streng erforschen, um dadurch seinen moralischen Zustand auf's gründlichste kennen zu lernen, — nicht nur tiefe, innige Reue über seine Fehltritte und Vergehungen empfinden, durch welche er sich der Vaterliebe Gottes unwürdig machte, — sondern er muß auch den ernsten, festen Vorsatz fassen, jede Gelegenheit zur Sünde zu meiden und zu fliehen, jeden seinem Nächsten zugefügten Schaden wieder gut zu machen, und an der Besserung seines Herzens redlich und unverdrossen zu arbeiten. Diese Erforschung des Gewissens, diese Reu und Leid, und dieser ernste Vorsatz sind nun eigentlich die Beicht vor Gott, wo wir unsre Sünden ihm bekennen, sie vor ihm bereuen, und ihm Besserung geloben. Sodann muß aber der katholische Christ ferner aufrichtig und vollständig alle Vergehungen, wie er sie bei gründlicher Gewissenserforschung erkannt hat, mit Angabe aller mildernden oder erschwerenden Umstände beichten, bei Strafe der Ungültigkeit seiner Beicht und der Vergrößerung seiner Sündenschuld, im Fall vorsätzlicher Täuschung; er muß endlich gewissenhaft die, ihm vom Seelsorger zur Buße oder Genugthuung auferlegten Werke verrichten, welche vermöge kirchlicher Vorschrift (Conc. Trid. Sess. XIV, c. 8.) zugleich strafender und heilender Natur sind, indem sie theils Abbruch der Sinnlichkeit, theils Bes-

serung des Herzens bezwecken. Wenn daher Krummacher behauptet, daß, während der Protestantismus eine tiefe innere Buße, einen völligen Untergang des alten Menschen, ein Gekreuzigt- und Begrabenwerden mit Christo fordere, dagegen die römische Kirche nur äußere Buße und Beicht verlange, so befindet er sich in gewaltigem Irrthum. Der Katholik hält die Buße ebenfalls für etwas Innerliches — wie wir bereits sattsam gezeigt haben, — und auch das äußere Sündenbekenntniß gründet sich auf die Erforschung des innern Gewissenszustands und auf die Anerkennung der Strafwürdigkeit; und die Reue — dieser nothwendige Theil der Buße — faßt die Meidung der Sünde und den Anfang eines neuen Lebens, laut der ausdrücklichen Lehre der Kirche (Trid. Sess. 14. c. 4. de contritione) in sich. Eben so macht sich Goes der gröbsten Unwissenheit oder sträflichen Bosheit schuldig, wenn er sich nicht entblödet, zu behaupten, „daß die katholische Kirche dem argbefleckten Sündenknecht bei der größten sittlichen Verworfenheit durch ihre Gnadenschätze, durch die Verdienstlichkeit äußerer Werkheiligkeit u. s. w. entgegeneile, und so den größten Bösewicht ohne innere Buße und Bekehrung, der Höllenpein entreiße.“

Die oben erläuterte Verpflichtung der Katholiken ist doch wahrlich schwerer, als — nach Art der Protestanten — lediglich ein allgemeines Bekenntniß herzusagen, und eine Versicherung der Sündenvergebung anzuhören! („Eine allgemeine Beicht ist gar keine,“ sagt treffend der berühmte Prof. Steffens in Göttingen.) Und bei solchen Forderungen der katholischen Kirche an ihre Gläubigen sollten diese Gefahr laufen, in die Knechtschaft der Sünde zu fallen, oder einer äußern Werkheiligkeit sich schuldig zu machen!?

Nach protestantischem Lehrbegriff genügt die Reue und Anklage vor Gott, um Vergebung der Sünden zu erlangen. Dadurch wird allerdings dem Sünder jede ängstliche Verlegenheit erspart; er wird seiner eigenen Discretion überlassen, und der Demüthigung enthoben, seinem Seelsorger die geheimen Falten eines verdorbenen Herzens aufzudecken. Nach dieser Ansicht verlöre jedoch die Beicht allen Werth, sie wäre ganz zwecklos, und würde wohl auch gleich von ihrer Entstehung an ohne allen Erfolg geblieben sein; Jesus Christus hätte ganz umsonst seinen Jüngern die Befugniß zur Lossprechung ertheilt, da diese wohl nie Gelegen-

heit zur Ausübung solcher Gewalt würden gefunden haben, und Jedermann den bequemern Ausweg vorgezogen hätte, seine Sünden Gott, statt einem Nebenmenschen, zu beichten. Eben so hätte der Heiland unrichtig gesprochen: was ihr auf Erden bindet, soll auch im Himmel gebunden sein, da die Sünder sich um solche Bindungsgewalt ihrer Lehrer ganz und gar nicht zu bekümmern gehabt, sondern schlechtweg durch ein bloßes, zu Gott gesprochenes Wort sich unmittelbar von ihm selbst die Erlassung ihrer Sünden ausgewirkt hätten.

Allein ganz anders verfuhren die Apostel und ihre Nachfolger, und nie hatten, in jenen schönen Zeiten der Kirche, die Sünder auf solch' freie Wahl Anspruch gemacht.

Nein wahrlich, die Einführung der — auch bei den Griechen und allen orientalischen Christen, als göttliche Anstalt ausgeübten — Beicht kann nur darin gesucht werden, daß in Kraft göttlichen Befehls keine Vergebung der, nach der Taufe begangenen Sünden zu hoffen sei, als unter Beding eines, den Dienern Gottes gemachten, freiwilligen Geständnisses derselben. Alle Christen von jeher, — denn alle sündigten —, müssen die Nothwendigkeit erkannt haben, entweder die Schande dem Heil, oder das Heil der Schande vorzuziehen; und sehr richtig bemerkt daher Schwarz in seinem Handb. der christl. Religion: „Die Beicht ist in der positiven Anstalt Jesu gegründet; ohnedem wäre schwer zu begreifen, wie die specifische Beicht bei allen Kirchen, die sich schon im vierten Jahrhundert von der römischen getrennt haben, nicht blos als ein Rath, sondern als ausdrückliches Gebot Jesu angesehen ward."

Noch können wir nicht unbemerkt lassen, daß — nach dem Zeugnisse berühmter Reisender — die Beicht bei den verschiedensten Volksstämmen, in Peru, bei den Brachmanen, bei den Türken, in Tibet und in Japan, sich noch vorfindet (S. auch Fellers phil. Catech. 3. Thl.); und daß für das Beichten, bei den Katholiken nirgends in der Welt etwas bezahlt wird, — am allerwenigsten bei den Jesuiten, welche kraft ihres Instituts für ihre geistlichen Verrichtungen lediglich nichts annehmen dürfen. Ganz anders verhält es sich bei den Lutheranern, indem mehrere ihrer angesehensten Theologen das Beichtgeld zwar allerdings als eine lästige Abgabe ansehen, über dessen Abschaffung oder Beibehaltung aber noch immer in ganz ungleichen Ansichten stehen. (S. Schröder,

Oberdompred. in Brandenburg, über die jetzige Gestalt des discipl. Buß- und Beichtwesens in der Evang. Kirche.)

Und wer könnte in Abrede stellen, daß Millionen Christen den Antrieb zur Sinnesänderung, Trost und Seelenruhe aus dieser Anstalt schöpften, — daß Millionen an der Hand eines menschenfreundlichen Führers auf die Bahn des Heils, von welcher sie durch Leichtsinn und Leidenschaft sich entfernt hatten, wieder zurückkehrten! Was die kräftigsten, öffentlichen Lehrvorträge nicht zuwege brachten, gelang oft der vertraulichen Zurechtweisung. Mißbräuche aber, welche mit dieser Heilsanstalt getrieben wurden und noch werden, können nicht ihr selbst zum Vorwurf gereichen, da von jeher selbst das Heiligste durch Wahn entstellt und durch Mißbrauch entweiht ward.

Auch in Betreff des

Ablasses

walten unter den Protestanten verschiedene irrige Ansichten ob, deren Berichtigung eben nicht schwer fallen wird.

Nach der, einzig zulässigen Auslegung hat man unter Ablaß keineswegs, — wie viele der Unsrigen wähnen —, Vergebung der Sünden, weder der vergangenen, noch viel weniger der zukünftigen, sondern nur eine — gänzliche oder theilweise — Erlassung der zeitlichen Strafen zu verstehen, welchen der Gläubige noch unterworfen wäre, nachdem er durch reuevolle Beicht, Communion und Erfüllung aller dabei vorgeschriebenen Bedingungen, bereits Verzeihung seiner Sündenschuld erlangt hat.

Niemand, der in der Bibel bewandert ist, wird läugnen wollen, daß darin viele Beispiele vorkommen, wo Gott die wesentliche Schuld der Sünde und die ewige Strafe, welche sie verdient, nachgelassen, und dennoch den büßenden Sünder mit einer zeitlichen Strafe belegt hat. Ja schon unsere Stammeltern traf, nach erlangter Vergebung ihrer Sünde, doch noch eine zeitliche Strafe, Gen. III., sowie auch die Israeliten in der Wüste, selbst Moses und Aron — Num. XIV. Deut. XXXII., — und den Psalmisten David 2 Reg. XII. (der Herr hat deine Sünde hinweggenommen; aber der Sohn, der dir geboren ist, soll des Todes sterben), und

2 Reg. XXIV. So wie Schuld und Strafe nicht eins und dasselbe sind, so ist auch Erlassung der Schuld und Erlassung der Strafe nicht ebendasselbe. Damit, daß der Pfeil aus der Wunde gezogen wird, ist die Wunde noch keineswegs geheilt, sondern es bedarf nun noch der Heilmittel, wie der heil. Joh. Chrysostomus (in Heb. Hom. X. N. 1.) sagt.

Das ganze christliche Alterthum huldigte dieser Lehre, und immer hat die Kirche, — gestützt auf Christi eignen Ausspruch Matth. XVIII, 18. Joh. XX, 23. —, die Gewalt der Ablaßertheilung ausgeübt. S. 1 Cor. V, 1—5. 2 Cor. II, 10. Die Schriften der meisten griechischen und lateinischen Kirchenväter bestätigen die ununterbrochene Anwendung dieser Gewalt von den Zeiten der Apostel an, und wir sehen aus Cyprian, Chrysostomus, Tertullian, Basilius, Theodoret u. a. m., daß die obigen Schriftstellen bei Matth. und Joh. nie in einem andern Sinn verstanden wurden. Augustinus sagt in s. 124. Abh. über den hl. Johannes: „Wenn auch der Mensch nicht mehr zur ewigen Strafe für seine Sünden bestimmt ist, so werden dennoch zeitliche ihm auferlegt, theils um ihm das Unglück zu zeigen, welches er verdiente, theils um seine, stets zum Fall geneigte Natur zu bessern, theils endlich, um ihn in der so nöthigen Geduld zu üben. Das ganze Leben eines Christen muß eine unausgesetzte Buße sein.“

Um indessen die gesammte Lehre vom Ablaß besser zu verstehen, muß man den Zustand, oder die kirchlichen Verhältnisse der Büßer zur Zeit des Urchristenthums, genauer in's Auge fassen. Alle größern, öffentlich bekannt gewordenen Vergehen unterlagen nämlich der öffentlichen Buße, welcher sich oft auch jene aus Demuth unterwarfen, deren größere Vergehen nicht ruchbar wurden; auch der Rath des Priesters bestimmte — wie wir aus Origenes sehen — manchen in der geheimen Beicht zu seiner eignen, öffentlichen Anklage. Die in der geheimen Beicht auferlegten Bußen verrichteten die Büßer auch in Geheim. Bei der öffentlichen Beicht großer Verbrechen war im Urchristenthum eine besondere Einrichtung, welche uns Gregor, der Thaumaturge (Wunderthäter), Bischof von Neu-Cäsarea, gestorben im J. 265, folgendermaßen beschreibt: „Der erste Grad der Büßer ist jener der Trauer (flentium), wo der Büßer außer der Kirchenthüre steht, und die Gläubigen um ihre Fürbitte anruft. Dann kommen die Hörer (audientes), wo

der Büßer innerhalb der Thüre, in der Vorhalle hinter den Catechumenen steht. Er hört die Vorlesung der heiligen Schriften und den Unterricht, muß aber mit den Catechumenen wieder abtreten, indem er für unwürdig geachtet ist, an dem Gebet (Messe, Opfer) Theil zu nehmen. Auch im Grade der Knieenden (substrati) ist er inner der Kirche, und muß mit den Catechumenen austreten. Die Versammlung (consistentia) ist, wo der Büßer bei den Gläubigen bleibt, und mit den Catechumenen nicht mehr fortgewiesen wird. Endlich darf er an den heil. Sacramenten wieder Theil nehmen." Diese Stationen oder Grade der Büßenden dauerten oft viele Jahre hindurch, nach Maßgabe des Verbrechens, wo demnach die Aufrichtigkeit ihrer Reue und Buße streng geprüft wurde. Gab ein Büßer außerordentliche, oder unzweideutige Proben wahrer Besserung, so legte die Gemeinde Fürbitte beim Bischofe für ihn ein, der ihm alsdann die Zeit der übrigen Buße verkürzte, oder ganz nachließ, gemäß der von Jesus Christus ihm übertragnen Gewalt, alles auf Erde zu binden und zu lösen, alles nachzulassen und vorzubehalten. Diese Abkürzung, oder gänzlicher Nachlaß der übrigen Buße, wird in der Kirche „Indulgenz" oder „Ablaß" genannt, — woher auch die Benennung von Quadragen, d. i. Ablaß von vierzig Tagen Buße, oder vollkommener Ablaß, d. i. der ganzen fernern Buße, sich herschreibt. Damals ward der Ablaß Pax genannt, weil durch den Ablaß der Friede zwischen den Büßern und der Kirche wieder hergestellt wurde; als Büßer erhielten sie den Friedenskuß (pacem) nicht. Da aber die Bischöfe auf die Fürbitte der Gemeinde, oder der Frömmern in derselben, gewöhnlich Ablaß ertheilten, giengen die Büßer in die Kerker, wo die Märtyrer gefangen saßen, pflegten sie, und erhielten von ihnen Empfehlungsschreiben (libellos pacis). Den pacem konnte nur der Bischof ertheilen, der aber, in Abwesenheit, einen Priester beauftragte, welcher den vom Bischof ertheilten Ablaß, — Nachlaß oder Verkürzung der übrigen Buße —, der Gemeinde verkündigte, den Büßer wieder mit der Kirche aussöhnte (reconciliatio), und ihm den Frieden (pacem) mit den Gläubigen wieder gab.

Gegen die Gewalt der Sündennachlassung hatten schon die Montanisten, Novatianer und Donatisten gestritten, in deren Fußstapfen demnach die Glaubensneuerer des sechszehnten Jahrhunderts zu treten sich beeiferten. Luther schreibt T. II. Jen. F. 274.:

„Anfangs muß ich die sieben Sacramente verläugnen, und dermal nur drei setzen: die Taufe, die Buße, das Brot.“ Das mittlere dieser drei macht er jedoch wieder ungewiß, indem er beifügt: „Wenn wir scharf reden wollen, so sind nur zwei Sacramente in der Kirche Gottes: die Taufe und das Brot.“ Auch Zwingli beschränkt sie auf diese zwei. Ihm und Calvin entgegen, erhebt aber Luther die Buße wieder zum Sacrament im Jahr 1546, also in seinem Todesjahr, mit den Worten (Bd. VII. S. 382.): „Daß die Buße sammt der Gewalt der Absolution oder Löseschlüssel ein Sacrament sei, bekennen wir gern, denn sie hat die Verheißung und giebt Verzeihung der Sünden um Christi willen?“ Auch Melanchton zählt, in der von ihm verfaßten Apologie der Augsburger Confession, die Buße, zu den Sacramenten, Art. VII.: „Das sind rechte Sacramente, die Taufe, das Abendmahl des Herrn und die Absolution, welche das Sacrament der Buße ist.“ (Ob nun gleich die Apologie den Lutheranern als symbolisches Buch gilt, so nehmen sie heutzutage dennoch nicht drei Sacramente an, sondern nur zwei.) Ja, Melanchton erklärt die, schon zu seiner Zeit bei den Protestanten eingerissene Abschaffung derselben, L. I. Ep. 82., für einen Fehler, der wieder gutgemacht werden könne und müsse.

Wenn übrigens Luther hin und wieder auf's bestimmteste behauptet, „daß durch die Schlüsselgewalt (Matth. 16, 19.) die Sünden nachgelassen werden, nicht nur in den Augen der Kirche, sondern auch in den Augen Gottes;“ wenn er in s. Catechismus fordert, daß der Büßer in seiner Beichte ausdrücklich die Vergebung des Priesters als die Vergebung Gottes anzuerkennen erklären müsse; wenn es in s. Propos. 71. heißt: „Wer wider die Wahrheit der päpstlichen Ablässe redet, der sei ein Fluch und Vermaledeiung;“ so muß es wohl nicht wenig befremden, in Tom. VII, 162. sein Geständniß zu lesen: „Als viel Volk von Wittenberg lief dem Ablaß nach gen Jüterbok und Zerbst, und ich — so wahr mich mein Herr Christus erlöst hat — nicht wußte, was der Ablaß wäre, fieng ich an zu predigen, man könne wohl beßres thun, das gewisser wäre u. s. w.“

In der Schweiz war, wie in Deutschland, der Ablaß das Losungszeichen zur Empörung gegen die Kirche; — ein Gegenstand, worüber — nach der Meinung eines beliebten Schriftstellers —

sich nicht einmal zwei Mönche zanken, viel weniger dann ganze Völkerschaften gegen einander hätten wüthen sollen, da sich's nämlich mehr um die verschiednen Schulmeinungen, als um die eigentliche Lehre vom Ablaß handelte, — welche auch zudem kein Dogma der katholischen Kirche ist. Uebrigens war der zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts ausgeschriebne Ablaß wohl nicht so fast die Veranlassung, als vielmehr der Vorwand zu jener bedauerlichen Glaubensspaltung. Leo X. war nämlich im Begriffe, die jetzige große St. Peterskirche in Rom zu erbauen, und hielt es für angemessen, daß die Mutterkirche aller Gläubigen des weiten Erdenrunds sich auch durch Pracht und Kunstfertigkeit vor allen andern auszeichne. Um die Mittel zur Bestreitung des ungeheuren Baues aufzubringen, lud er die Gläubigen zu freiwilligen Beiträgen ein, wie auch in unsren Tagen der Papst die Christen aufgefordert hat, zur Wiederherstellung der abgebrannten St. Paulskirche beizusteuern, und wie hinwiederum bei vorkommenden Gelegenheiten er selbst den Kirchenbau armer Gemeinden nah und fern durch Beiträge zu fördern pflegt. Um indessen die Gläubigen zu größrer Wohlthätigkeit zu ermuntern, und um die Dankbarkeit des apostolischen Stuhls für die Spendung milder Gaben zu beweisen, schrieb Leo einen Ablaß aus, dessen Verkündigung er, wie auch die Sammlung der eingehenden Gelder, den Dominicanern übertrug. Wurde von einzelnen Mitgliedern dieses Ordens die Sache vielleicht falsch dargestellt, das Geld als die Hauptbedingung, die guten Werke und der Empfang der heil. Sacramente als Nebensache zur Gewinnung des Ablasses behandelt, so kann dießfalls der katholischen Kirche und dem päpstlichen Stuhl keine Schuld beigemessen werden. Vielmehr wurden die einzelnen Prediger des Ablasses, sobald die gegen sie erhobnen Vorwürfe ruchtbar wurden, vom Papste zur Verantwortung vorgefordert. Auch wäre dieß Alles wohl spurlos vorübergegangen, wenn nicht der Augustinerorden über vorzugsweise Begünstigung der Dominicaner eifersüchtig geworden wäre, und Luther — der Augustinermönch — sich nicht anfänglich gegen die Mißbräuche des Ablasses, später dann auch gegen die kirchliche Lehre vom Ablaß erhoben hätte: Dieß war das Zeichen zum Ausbruch jener, noch jetzt fortbestehenden Spaltung, welche aber zunächst nicht so fast in diesem Ablaßstreite ihre Begründung fand, als vielmehr in dem Unglauben und der Verkehrtheit gar vieler katholischer Christen

jener Zeit, die solche Streitigkeiten als willkommnen Vorwand benutzten, sich gegen die Kirche aufzulehnen und der Zügellosigkeit sich in die Arme zu werfen.

Vernehmen wir jetzt noch die Meinungen und Urtheile einiger protestantischer Schriftsteller über diesen Gegenstand. So sagt z. B. der berühmte englische Theolog Chillingworth: „Kann Jemand so unvernünftig sein, sich einzubilden, daß, als unser Erlöser auf eine so feierliche Weise seine Jünger zuerst anhauchte, und so den heiligen Geist ihren Herzen mittheilte, dann ihnen die glorreiche Sendung erneuerte oder vielmehr bekräftigte, und die Gewalt verlieh, die Sünden zu binden oder zu lösen; — kann — sage ich — Jemand so unwürdig von unserm Erlöser denken, daß diese Worte an seine Jünger ein leeres Compliment sollten gewesen sein. Ich beschwöre euch daher, ihr wollet in euerm Gebrauche nicht zulassen, daß dieser Auftrag, welchen Christus seinen Dienern gegeben hat, eine bloße, bedeutungslose Wortformel werde. Wenn ihr euch beschwert und gedrückt fühlet, so wendet euch an euern geistlichen Arzt, und entdeckt ihm ohne Rückhalt die Natur und Bösartigkeit eurer Krankheit. Kommt nicht zu ihm, als wolltet ihr blos zu einem gelehrten Manne gehen, der euch tröstliche Dinge sagen könne, sondern als zu dem, der die ihm von Gott selbst verliehene Macht besitzt, euch von euern Sünden loszusprechen und zu befreien."

Gemäß der von Eduard VI. erlaßnen Communions-Ordnung muß der Pfarrer verkündigen: „Ist einer unter euch, dessen Gewissen über etwas beunruhigt und bekümmert ist, und sich nach Trost oder Rath sehnet, so komme er zu mir, oder einem andern verschwiegnen und gelehrten Priester, und beichte, und entdecke seine Sünde und seinen Kummer in Geheim, auf daß er von uns, als dem Diener Gottes und der Kirche, Trost und Losssprechung erhalte." Mit dieser Ermahnung übereinstimmend ist in dem Ritual der reformirten Kirche Englands vorgeschrieben, daß, wenn der Geistliche einen Kranken besuche, er ihm zureden solle, eine Specialbeicht seiner Sünden abzulegen, falls er sein Gewissen mit etwas Wichtigem beunruhigt fühle, nach welcher Beicht der Priester ihn, wenn er es aufrichtig und demüthig verlangt, also absolviren solle: „Unser Herr Jesus Christus, der seiner Kirche die Gewalt gegeben hat, alle Sünder, welche wahre Reue haben

und an ihn glauben, loszusprechen, vergiebt nach seiner großen Barmherzigkeit dir deine Sünden; und kraft seiner mir verliehenen Autorität absolvire ich dich von allen deinen Sünden, im Namen des Vaters, und des Sohnes, und des heiligen Geistes, Amen."

Als Jacob I. zugleich Glied und Haupt der Anglikanischen Kirche geworden war, erklärte ihm Bancroft, Erzbischof von Canterbury, daß nicht nur die Augsburgische, Böhmische und Sächsische Confession die Absolution gutgeheißen und beibehalten, sondern auch Calvin sowohl die allgemeine, als die besondre Beicht und Absolution gebilligt haben; worauf der König erklärte: „Ich bin auf's vollkommenste damit einverstanden, denn es ist eine apostolische und göttliche Vorschrift, gegeben im Namen Jesu Christi allen denen, die zur Entlastung ihres Gewissens darnach verlangen."

Aus dem bisher Gesagten ergeben sich also folgende Sätze: Kein Katholik hat jemals den Ablaß als einen Freibrief, als eine Erlaubniß zur Begehung irgend einer Sünde betrachtet, wie so viele Protestanten fälschlich behaupten; schon die ersten Grundsätze der natürlichen Religion reichen hin, jedes vernünftige Wesen zu überzeugen, daß die Sünde unmöglich Gott angenehm sein könne; ein solcher Begriff wäre mit demjenigen seiner Heiligkeit, und folglich seines Wesens selbst unverträglich. — Noch weniger hat ein Katholik jemals geglaubt, daß der Ablaß eine Vergebung zukünftiger Sünden sei, — wie ebenfalls manche Protestanten wähnen; jeder Katholik weiß, daß Christus selbst keine Sünde vergeben kann, ehe sie begangen ist, weil er alsdann dem Sünder ohne Reue vergeben würde. — Ein Ablaß ist und enthält, nach der katholischen Lehre, durchaus nicht die Vergebung irgend einer Sünde, sie sei groß oder klein, gegenwärtig, vergangen oder zukünftig, noch auch der dafür verdienten ewigen Strafe, — wie fast alle Protestanten irrig voraussetzen. Wenn daher ein Ablaß der Sündenvergebung erwähnt wird, so ist damit nichts anders und nichts mehr gemeint, als die Nachlassung der, mit dieser Sünde verbundenen, zeitlichen Strafen. — Auch enthält der Ablaß keine Befreiung von der Reue, — wie hin und wieder gefabelt wird —; denn diese wird vielmehr bei der Verleihung des Ablasses allemal eingeschärft und vorausgesetzt, und ist zu jeder Gnadenwirkung unerläßlich nothwendig; noch enthält der Ablaß eine Befreiung von Buß- und andern guten Werken, indem die

katholische Kirche lehrt, daß das Leben des Christen eine immerwährende Buße sein müsse, und „daß wir, um in das Leben einzugehen, die Gebote Gottes halten, und an guten Werken jeder Art immerdar reich sein müssen."

Der Beschluß des Concil. Trident. lautet folgender Maßen: „Weil die Macht der Ablaßertheilung von Christus der Kirche ist verliehen worden, und dieselbe schon in den ältesten Zeiten diese, ihr von Gott gegebene Vollmacht ausübte; so lehrt und verordnet das Concilium: daß der, dem christlichen Volk sehr heilsame, und durch das Ansehen geheiligter Kirchenräthe gutgeheißene Gebrauch der Ablässe, in der Kirche beibehalten werde."

Daß übrigens in frühern Zeiten mancherlei Mißbrauch und Unfug, zum Aerger aller ächten Katholiken, mit dem Ablasse getrieben ward, läugnet Niemand, und billigt auch Niemand; daß aber in der katholischen Kirche Ablässe um Geld verkauft werden, — wie Amthor in s. lib. sing. de apostasia, Cob. 1833, Oberprediger Schmidt, L. Sackreuter in Darmstadt, die schweizerischen Theologen Fäsi, Vögeli u. A. m. vorgeben —, ist boshafte, schamlose Lüge und Verläumdung; sowie auch die Behauptung, daß Samson zur Zeit der Reformation Ablaß jener Sünden, die man erst noch in Zukunft begehen würde, um Geld angeboten habe, eine handgreifliche, verwegene Erdichtung ist. Am buntesten jedoch trieb es in neuester Zeit der englische Kanzelredner Coetlogon, Rector in Godston, in s. Abom. of the church of Rome (die Gräuel der römischen Kirche), wo folgende, erbauliche Stelle vorkommt: „In der römischen Kirche kann man die Vergebung kaufen, nicht nur für bereits begangene, sondern auch für noch künftig zu begehende Sünden, so daß jeder, wenn er nur den, für die Sünde, welche er zu begehen gelüstet, festgesetzten Preis bezahlt, sich die Straflosigkeit dafür verschaffen kann. Und es ist so wahr, daß der Papismus die Quelle aller Uebel ist, daß, wenn man nur zu bezahlen im Stande ist, man nicht nur Ablaß für seine gegenwärtigen Sünden, sondern sogar die Erlaubniß, in Zukunft zu sündigen, erhalten kann." Der Verfasser bestimmt hierauf die Geldsummen, für welche — wie er sagt — die Katholiken die abscheulichsten Verbrechen begehen zu dürfen glauben: für Meineid ...., Blutschande ...., Vater- oder Muttermord .... u. s. w. Diese merkwürdige Preisliste ist aus dem berüchtigten

Buche Taxa Cancell. Rom. gezogen, — einem Buche, welches von den deutschen und französischen Protestanten oftmals, obwohl mit großen Verschiedenheiten der Sünden und ihres Preises, gedruckt, und eben so oft von dem römischen Stuhl verdammt worden ist; sowie überhaupt die katholische Kirche, weit entfernt, solch' verabscheuungswürdige Simonie zu sanctioniren, vielmehr allem aufgeboten hat, besonders auf ihren allgemeinen Concilien von Lateran, Lyon, Vienne und Trient, um derselben auf's entschiedenste vorzubeugen. So sind aus gleichem Grunde die Ablaßprediger —, auch nur um Almosen zu sammeln —, eben zu Verhütung alles Mißbrauchs, gänzlich beseitigt worden. Die Synode von Trient rechnet die Geldforderungen bei Ablässen zu den strafbaren Mißbräuchen in dieser Sache, und bestimmt ausdrücklich deren gänzliche Abschaffung. (Sess. XXV. Decr. de Indulg.) Gewiß giebt es nicht einen einzigen Katholiken, der da wähnte, Vergebung der Sünden für Geld erkaufen zu können. Ist es dann ehrlich gehandelt, wenn protestantische Theologen ihren Pflegbefohlnen solch' schiefe, verkehrte Ansichten beibringen? und was würden wohl sie dazu sagen, wenn katholische Theologen ihre Schuljugend bezüglich der protestantischen „Beichtgroschen" belehrten, daß von dieser Seite der Wahn herrsche, Sündenvergebung für Gold und Silber zu erkaufen? Wir verweisen hier übrigens auf einen kräftigen Beleg in der gelehrten Schriftstellerin Joh. Schopenhauer Selbstbiographie (Jugendleben und Wanderbilder Bd. I. S. 176).

Von Ablässen für Sünden, die erst künftig begangen werden, faselte auch vor einiger Zeit die Berliner Haude- und Spenersche Zeitung in einem grellen, angeblich von Rom datirten Lügenartikel. Wahrlich, wenn solch' elendes Pasquill dem Publikum in der Hauptstadt der christlich-katholischen Welt bekannt würde, welchen Begriff müßte es sich von der Intelligenz an der Spree machen, wo eine Zeitung in der Hauptstadt es unternehmen durfte, ihren Lesern solchen Sand in die Augen streuen zu wollen!

Durch obige Auseinandersetzung glauben wir nun hinlänglich gezeigt zu haben, daß der Ablaß keineswegs, — wie so viele protestantische Zeloten wähnen, und Herr Bretschneider — ein Generalsuperintendent und Oberconsistorialrath — in s. Heinrich und Antonio S. 225 vorzugeben beliebt —, eine Lossprechung von allem Streben nach Tugend, und ein Surrogat (Ersatzmittel) für unter-

laßne Pflichterfüllung sei; eine Ansicht, welche dem Sittengesetze den frechsten Hohn spricht und die katholische Kirche zur liederlichsten Gesellschaft herabwürdigt. Nein, in solcher Tiefe, zu welcher dieser ansehnliche Theologe in seinen Begriffen hinabgesunken, steht die katholische Kirche nicht. Nach ihrer Lehre ist der Ablaß keine Entbindung von selbstständiger Tugendübung, keine Ersetzung derselben durch Zurechnung oder Aneignung fremder sittlicher Verdienste, sondern er ist — wie bereits gesagt — eine Milderung der zu erleidenden Sündenstrafen für diejenigen, welche sich einer solchen durch außerordentlichen Bußeifer würdig machen, so daß bei jenen, welche eines Ablasses theilhaft werden wollen, ein nicht gemeines Streben nach Genugthuung für ihre Sünden und nach sittlicher Vollkommenheit vorausgesetzt wird. Bellarmin schreibt: „Cum propter *eximiam poenitentiam,* aliave bona opera, quæ iis ipsa (ecclesia) præscripserit, e debita aliquid ipsis pœna remittit, eo dicitur indulgentia.“

Auch über den

Bilderdienst

werden wir manche, tief eingewurzelte Vorurtheile aufzudecken und zu berichtigen finden.

Schon die Geschichte des grauen Alterthums belehrt uns, daß die Völker der Vorzeit die Vorstellung eines höchsten Wesens nicht ohne Bild festzuhalten vermochten, und daher in der Sonne, — Sternen, — Feuer u. s. w. die Sinnbilder der Gottheit verehrten. Da sie nicht begreifen konnten, daß ein Einziges Wesen mit seiner Vorsehung das ganze Weltall zu umfassen im Stande sei, so entstund bald jenes Heer von Gottheiten und ihren Bildsäulen. Nie war aber ein Volk so roh und albern, um diese, von Menschenhand geformten Götzenbilder für die eigentlichen Götter selbst zu halten, welche den Sterblichen ihre Gaben spenden. Man kannte nur Einen Jupiter, obgleich seine Statuen bei Tausenden vorhanden waren. Oder wo hat je ein Weiser des Alterthums behauptet, daß seine Zeitgenossen Stein, Holz oder Erz angebetet haben? für das Gegentheil sprechen Beweise in Menge. Die Heiden behandelten ohne Zweifel ihre Götzenbilder, wie noch

dermal die katholischen Christen ihre Heiligenbilder; d. h. die Verehrung galt nie dem Bild, sondern demjenigen, welcher durch das Bild vorgestellt ward. (Schon Pythagoras sagte, er betrachte beim Eintritt in den Tempel die Abbildungen der Götter nie, ohne eine himmlische Rührung in seinem Geist und Gemüth zu empfinden.)

Das israelitische Volk war sehr zur Abgötterei geneigt, weil es in Egypten unter einem abgöttischen Volke gelebt hatte, und auch im Lande Canaan ganz von solchen Völkern, welche Bilder anbeteten, umgeben war. Darum ward ihm durch die Sinaische Gesetzestafel untersagt, von fremden Göttern geschnitzte Bilder zu verfertigen, Sonne und Gestirne (wie die Cananäer), Ochsen und andere Thiere (wie die Egyptier), oder Schlangen und Fische (wie die Philister) anzubeten. Ganz klar und bestimmt heißt es im Levit. XXVI, 1.: „Ich bin der Herr, euer Gott. Ihr sollt euch keine Götzen noch geschnitzte Bilder machen, noch Säulen aufrichten, noch Steine mit Bilderschrift in euerem Land setzen, um sie anzubeten." Nur die zur Anbetung bestimmten Bilder also, nur die Absicht der Anbetung war's, was Jehovah verwarf und untersagte. Wie oft finden wir in den Schriften des alten Bundes solcher Denkmäler, Altarsteine u. s. w. gedacht, welche der Erinnerung an merkwürdige Ereignisse geweiht waren, z. B. Jos. IV, XXII, XXIV. 1 Reg. VII, und nirgends die Ausdrücke der Freude und Verehrung vor solchen Bildern, welche blos das Andenken ehrwürdiger Personen in uns zu erneuern bestimmt sind, verboten. Auch in Exod. XXXIV, Levit. XIX und Deut. IV ist klar ausgesprochen, daß der Gesetzgeber nur immer die, von Stein oder Metall geformten, zur Anbetung und Opferdienst bestimmten, Götzenbilder der Heiden verdammte. Nach Exod. XXV befahl vielmehr Gott selbst dem Moses, ein sichtbares Bild seiner unsichtbaren Gegenwart zu verfertigen, vor welchem er angebetet sein wollte, nämlich die Bundeslade, in welcher die steinernen Gesetzestafeln — d. i. die zehn Gebote auf Stein geschrieben — aufbewahrt wurden, und über welcher die zwei goldnen Cherubim mit ausgespannten Flügeln angebracht waren. Und hier, vor diesem Bild, ward zu Gott gebetet. So lesen wir vom Kriegshelden Josue, daß er, als die Israeliten bei der Stadt Hai waren geschlagen worden, sich vor der Bundeslade auf sein Angesicht, vom Morgen

bis auf den Abend, mit allen Aeltesten Israels niederwarf, und da zu Gott rief: Ach, Herr und Gott! Auch ward von Gott befohlen, dieses sein Sinnbild, die Bundeslade, in hohen Ehren zu halten; wer sie in Ehren hielt, ward von ihm gesegnet, — wer sie aber entheiligte, ward oft mit fürchterlichen Strafen ganz augenscheinlich heimgesucht. Nach Num. XXI sprach der Herr zu Moses: „Mache eine Schlange von Erz, und richte sie zum Zeichen auf; wer gebissen worden ist, wird durch Anschauen derselben geheilt werden.“ Waren Josue und die Aeltesten Israels Abgöttrer, als sie sich vor der Arche ehrfurchtsvoll niederwarfen, nicht um sie anzubeten, oder von ihr Hülfe und Barmherzigkeit zu erwarten, sondern um Gott selbst bei diesem Sinnbild anzurufen, und von ihm Sieg über die Feinde zu erflehen? War David Abgöttrer, als er die Arche mit der, in der heiligen Schrift geschilderten, feierlichen Pracht zurückbrachte? Dann sind ja wohl auch die englischen Parlamentsglieder Abgöttrer, weil sie im Vorübergehen vor dem bloßen Thron, denselben jedesmal ehrfurchtsvoll begrüßen; dann sind auch die reformirten Christen Englands und Deutschlands Abgöttrer, weil sie in ihrem Gottesdienst, bei Aussprechung des Namens Jesu sich andächtig neigen! Oder ist es weniger abgöttisch, sich vor dem Namen zu neigen, dessen Schall die Ohren traf, als vor dem Bild, das in die Augen fällt? Nicht vor dem Schalle dieser vier Buchstaben neigt man doch wohl sein Haupt, oder biegt man sein Knie, sondern vor dem, der durch diesen Schall bezeichnet und genannt wird. Der Schall eines Wortes ist demnach ein Merkzeichen und Bild für das Ohr, so wie ein gemaltes oder geschnitztes Bildniß ein Merkzeichen und Bild für das Auge ist.

Verfolgen wir die Spuren der Bilderverehrung im neuen Bund, so finden wir sie schon in den Zeiten des Urchristenthums gegründet. Nach dem Zeugnisse des heil. Theodor Studites ist der Gebrauch der Bilder so alt, wie das Christenthum selbst. Und nach einer alten Tradition, wovon man Spuren bei Irenäus L. 1. adv. hær. c. 25 antrifft, soll Pilatus Bilder von Jesu haben verfertigen lassen. Alexander Sever hatte Jesu Bild in seinem Zimmer. Lamprid. vita Al. Sev. c. 29. 93. Unverwerfliche Beweisstellen enthält des berühmten Photius biblioth., Augustins Uebereinstim. der Evang., Basilius Lebensbesch. des Helladius, Ambrosius, Tertullian u. a. m. Athanasius, Bischof von Alexan-

drien, sagt in s. Br. an Antioch. im J. 339: Wir Christen sind weit entfernt, die Bilder als Götter anzubeten; wir beschränken uns auf den Ausdruck unsrer Liebe für das Urbild, dessen Gestalt unsren Augen vorschwebt; wir tragen daher auch gar kein Bedenken, sobald sich die Züge des Bildes ausgelöscht haben, das Holz, worauf sie eingegraben waren, als unnütz zu verbrennen. Damascenus versichert, daß die Bildnisse von der Apostel Zeiten her und auf ihren Befehl seien geehrt worden. Schon der erste Tempel, den die Kaiser Gott errichten ließen, der Constantinische Dom im Jahr 320 unter dem Papst Sylvester, ward mit dem Bildniß des Welterlösers und seiner Apostel aus gediegenem Silber, fünf Schuh hoch, jenes im Gewicht von 120, der letztern jedes von 90 Pfund, ausgeziert. Basilius, Gregor von Nyssa und Gregor von Nazianz erwähnen ausdrücklich der in den Kirchen aufgestellten Gemälde. Erstrer schreibt in seiner Ep. 205: „Ich rufe die Apostel, Propheten und Märtyrer an, daß sie Gott bitten mögen, mir barmherzig zu sein, und mir meine Sünden zu vergeben. Ich schätze und verehre ihre Bilder, weil diese Dinge durch die Ueberliefrung von den Aposteln angeordnet worden, und in allen unsren Kirchen gebräuchlich sind.“ (Aus der heiligen Geschichte wissen wir, daß schon Lucas das Bild der Mutter Gottes gemalt hatte.) Tertullian spricht, zu Ende des zweiten Jahrhunderts, ganz bestimmt von Gemälden, als allgemein angenommenem Gebrauch; auch belehrt er uns in s. Libr. de pudic. c. 10, daß es seiner Zeit gebräuchlich gewesen sei, auf den Kelchen, deren man sich beim Gottesdienst bediente, den Heiland unter der Gestalt des guten Hirten darzustellen. Eusebius erzählt uns eine höchst merkwürdige, ältere Begebenheit, woraus die volle Gewißheit hervorgeht, daß die Errichtung und Verehrung der Bilder sich unmittelbar vom apostolischen Zeitalter herschreibt. Dieser berühmte Kirchengeschichtschreiber, und Freund des Kaisers Constantin, versichert uns nämlich in s. Hist. eccl. L. 7. c. 18. — vergl. Philostorgius VII, 3. — ein Bildniß des Erlösers in Erz gesehen zu haben, welches von dem Weibe, das durch Berührung des Saumes seines Kleides geheilt worden, in der Stadt Paneas errichtet worden sei; auch meldet er, verschiedne gemalte Abbildungen davon, und Bildnisse der Apostel Petrus und Paulus gesehen zu haben, welche seit ihren Lebzeiten seien erhalten

und aufbewahrt worden. Ebenderselbe Kaiser Constantin, der die Götzenbilder der Heiden in den Staub trat, ehrte mit höchster Inbrunst das von seiner Mutter, der Kaiserin Helena, aufgefundne heil. Kreuz, und nie war zu befürchten, daß die Christen ob demselben Christum vergessen und mit dem Holze Abgötterei getrieben hätten. Clemens von Alexandrien schreibt Pæd. III, 11. von Schiffen, Ankern und Fischen — welche den Erlöser bedeuteten, als Abzeichen der Christen auf ihren Siegelringen. Ephrem bezeugt — Hom. 17. in S. Barl. und Ep. 360. ad Jul. Apost. —, daß man auf Zimmer- und Kirchenwänden Bildnisse Christi und der Heiligen hatte. Diesen Gebrauch, sowie denjenigen der Abbildung des Kreuzes auf allen Wänden und an allen Orten, bestätigt auch Joh. Chrysostomus de S. Melet. N. 1. Hom. 54 in Matth. Paulinus, Bischof von Nola, ließ in seinen Kirchen daselbst und in Fundi sowohl biblische Geschichten, als solche von den Leiden einzelner Martyrer malen. In den römischen Katakomben hat man Bilder Christi, Mariens, der Apostel Petrus und Paulus, und andrer Heiligen und Martyrer, auch Kreuze u. m. a. gefunden. Augustinus, obwohl selbst unterlaufende Mißbräuche mit Bildern rügend, heißt darum nicht minder diese selbst, c. Faust. XXII, 73., die Abbildung der Opferung Isaaks gut, und nennt an einer andern Stelle, ein Gemälde der Steinigung St. Stephans dulcissimam picturam.

Gregor der Große schreibt an Sekundinus: „Es hat seinen Nutzen, wenn wir uns durch das Sichtbare zu dem Unsichtbaren erheben. Wir werfen uns vor dem Bilde nicht wie vor Gott nieder, wohl aber beten wir Den an, welchen das Bild — sei es als neugeboren, oder als leidend, oder auf seinem Throne sitzend — uns vor Augen stellt.“ In gleichem Sinne schrieb er an Serenus, Bischof zu Marseille: „Was die Schrift für die Leser, das ist auch das Bild für diejenigen, welche nicht lesen können; die Unwissenden sehen darin, was sie zu thun haben, und die, welche die Lesekunst nicht verstehen, lesen einiger Maßen in den Gemälden.“

Nach dem merkwürdigen Bilderstreite beschloß der zweite Kirchenrath zu Nicäa im Jahr 787: „Man soll in den Kirchen, an Wänden, an Tafeln, Bilder von Christo und den Heiligen aufstellen, damit durch den Anblick und die Betrachtung derselben, die Erinnerung und Liebe zu den Urbildern geweckt werde; denn die dem Bilde erwiesene Ehre fällt auf das Urbild zurück; die wahre

Anbetung aber gebührt allein der göttlichen Natur." Und am Schlusse der letzten Verhandlung stehen die merkwürdigen Worte: „Sinnliche Wesen, wie wir sind, können zu übersinnlichen Gegenständen nur durch sinnliche Zeichen erhoben werden, nämlich durch Betrachtung der Schrift und des Ausdrucks der Aehnlichkeit in den Bildern, welche einzig dazu bestimmt sind, uns an die Urbilder zu erinnern, und auf dieselben hinzuweisen. So werden wir einerseits durch das Gehör, und anderseits durch das Gesicht, auch zu dem Uebersinnlichen und Unsichtbaren hingeführt."

Uebrigens setzte der Streit wegen der Bilder schon das VIII. Jahrhundert in starke Gährung. Allein gleich beim ersten Ausbruch der Unruhen hatten sich die gelehrtesten Männer, — der Patriarch Germanus von Constantinopel an ihrer Spitze —, vereinigt, um die Kirche gegen die ihr angedichteten, widersinnigen Begriffe zu rechtfertigen. Das zweite Concilium von Nicäa erörterte den Streit auf's gründlichste, und entschied — „fest gestützt auf die Lehren der heiligen Väter, und auf die Tradition der katholischen, vom Geist der ewigen Wahrheit geleiteten Kirche" — einmüthig, daß die Bilder in den Tempeln aufgestellt werden sollen, damit die Gläubigen, beim Anblick derselben ihren Geist, ihre Gedanken und ihre Wünsche zu den Urbildern emporschwingen mögen.

Das Concilium von Trient lehrt ganz klar, in Sess. XXV, daß es verboten sei, von den Bildern irgend eine Gnade zu begehren, oder auf sie irgend ein Vertrauen zu setzen, — wie die Heiden bei ihren Götzenbildern gethan —, indem sie keine, ihnen eigenthümliche Kraft haben, wegen welcher man sie verehren müsse, — daß sie keinen andern Zweck haben, als das Andenken an jene Personen in uns zu erneuern, welche darauf vorgestellt werden, — und daß, wenn wir unsre Knie vor denselben biegen, diese Stellung eines Bittenden immer an das Urbild gerichtet sei, an Jesum Christum selbst, um ihn anzubeten, oder an die Heiligen, um sie zu verehren." Hier ist doch wohl in den klarsten, entschiedensten Worten jedem heidnischen Bilderdienst vorgebeugt!

In dem römisch-katholischen Catechismus wird daher auf die Frage: „Beten die Katholiken zu den Bildern?" geantwortet: „Nein, das thun sie nicht, weil dieselben weder sehen, noch hören, noch auch uns helfen können." Weit entfernt, die Anbetung der Bilder gutzuheißen, pflegen die Katholiken wöchentlich den 97. Psalm zu

beten, welcher die nachdrücklichen Worte enthält: „Beschämt sollen werden alle, welche geschnitzten Bildern dienen, alle, die sich ihrer Götzen rühmen;“ und jeden Sonntag singen sie in der Vesper den 115. Psalm, welcher sich eben so stark gegen den Götzendienst erklärt, und eine Art von Fluch ausspricht, daß „den Götzen gleich seien alle, die sie machen, und alle, die auf sie vertrauen.“ Von Anbetung, oder göttlicher Verehrung der Bilder, ist also bei den Katholiken ganz und gar keine Rede; vielmehr ist sie durch obige Entscheidung des Conciliums ganz deutlich ausgeschlossen. Jene Schriftstellen, worauf sich die Reformatoren beriefen, kannte die katholische Kirche längst vor ihnen, und besser als sie; sie wußte recht gut, aus dem ganzen Zusammenhang dieser, von Gott geschärften Verbote, daß da nur von Bildern, wie sie die Heiden hatten, die Rede war, aus denen sie eigentliche Götter machten, und wodurch dem Einigen wahren Gott unzählige andre beigesellt wurden.

Zur Zeit des Glaubensabfalls war es hauptsächlich Bodenstein (Carlostadius), welcher sich wegen der Bilder ganz gewaltig ereiferte; der tollkühne Schüler ward aber von Luther — seinem Lehrer — ernst zurechtgewiesen, indem dieser ihm die bittersten Vorwürfe machte, und die Bilderstürmer eines wüthenden, blutgierigen Geistes beschuldigte. Calvin und Zwingli erfüllten dann die Welt auf's neue mit einem Lästergeschrei, das — als ihr köstliches Vermächtniß — selbst noch in unsren Zeiten forthallt. Als Zwingli's rüstiges, vorzügliches Werkzeug zur Bilderstürmerei lernen wir aus Hottingers Kirch.-Gesch. jenen Ludwig Hetzer kennen, welcher dann nicht lange nachher — im Jahr 1529 — wegen eingestandner, mit vielen Weibern verübter Ehebrüche, in Constanz mit dem Schwert hingerichtet ward. (Zwingli hatte diesen Kumpan noch im Jahr 1524 als „einen, der Sache des Christenthums sehr ergebnen, jungen Mann“ seinen Freunden empfohlen. Opp. Vol. 7. Epp. p. 345. Auch Hausschein war ihm sehr zugethan, ibid. 406. 419. 432. 440. u. a. m.) In einer zu Bern am Tage nach der Zerstörung der Altarbilder im Jenner 1528 gehaltnen, salbungsvollen Predigt ruft der hochbegeisterte Zwingli: „Da liegen die Altäre und Götzen im Tempel; es muß der Koth und Wust — das Götzennarrenwerk — hinaus; jetzt sieht man, daß diese Götzen nichts Heiliges an sich haben, sondern tetschen und bochslen, wie

andres Holz und Stein. Hier liegt einer, dem ist das Haupt ab, dem andern ein Arm; hätten sie Gewalt gehabt, so hätte Niemand sie entwegen, noch weniger enthaupten oder lähmen mögen."

So ganz Unrecht hatte der schweizerische Schriftsteller Zschokke doch wohl nicht, wenn er den Ungestüm, mit welchem Zwingli Altäre, Crucifixe und Heiligenbilder aus dem Tempeln wegschaffen und hinauswerfen ließ, mit dem Namen „Vandalismus" belegte. Auch haben wir hier zu bemerken, daß in den Zürcher'schen Chroniken älterer und neuerer Zeit, selbst die Crucifixe „Götzenbilder" genannt wurden. Solch' plumpe, alberne Vorstellungen herrschten bei einem Volke, welches hingegen zu gleicher Zeit jede Geringschätzung, oder Beschimpfung seiner bürgerlichen — doch wahrlich höchst geringfügigen — Embleme als ein ruchloses Vergehen ansah und bestrafte.

Luther und die Lutheraner lassen in ihren Kirchen die Bilder zu, da sie nirgends in den evangelischen Schriften eine Bestimmung hierüber fanden. In seinen Werken XVI, 21. sagt Luther: „Christus und seine Apostel haben auch keine Kirchen zerbrochen, noch Bilder zertrümmert, sondern die Herzen gewonnen mit Gottes Wort. Als Gedenk- und Zeugenbilder sind die Crucifixe und Bilder der Heiligen nicht nur zu dulden, sondern auch löblich und ehrlich."

Die englische Königin Elisabeth beharrte mehrere Jahre darauf, ein Crucifix auf dem Altar ihrer Kapelle beizubehalten, bis einige Puritaner ihres Hofes den Hofnarren Patch beredten, es zu zerbrechen, „da kein vernünftiger Mann," sagt Heylin in s. Ref.-Gesch., „einem solchen Dienste sich zu unterziehen wagte." Und Jakob I. gab den Schottischen Bischöfen, welche sich dagegen äußerten, daß er Bilder und Statuen in seine Kapelle zu Edinburg aufnahm, den derben Verweis: „Ihr könnt es leiden, daß man Löwen und Drachen (die Schildhalter im königlichen Wappen) und Teufel (die Greife der Königin Elisabeth) in euern Kirchen abbilde; aber den Patriarchen und Aposteln wolltet ihr nicht eben so viel Platz darin gönnen!"

Und haben dann die Carlostad —, die Zwingli —, die Calvin, etwa neue Beweise gegen die Bilderverehrung aufgefunden, welche den Bilderstürmern des VIII. Jahrhunderts entgangen waren? oder hat seitdem die katholische Kirche in ihrer Lehre und Uebung

die Gränzen überschritten? Wozu diese hirnlosen Lästerungen der Reformirten? Welcher Beweggrund kann sie antreiben, die Mutterkirche mit Verläumdungen zu überschütten, welche schon seit einem Jahrtausend vollständig widerlegt und vernichtet waren? (Doch, „gewöhnlich," sagt Göthe, „wehrt sich der Mensch so lange, als er kann, eine Thorheit, die er im Busen trägt, zu verabscheiden, um einer Wahrheit Platz zu machen, die ihn zur Verzweiflung bringen würde.") Der Katholik soll nun einmal durchaus abgöttisch heißen! Und solchen Groll, solche Feindseligkeit verübten schon die Reformatoren, welche doch, im Schooß der Kirche unterrichtet, ganz wohl gewußt haben mußten, daß in ihr keine Abgötterei weder gelehrt noch geduldet wird, auch nie von ihren Vorgesetzten hierzu verleitet wurden, und weder in den Kirchen noch Klöstern, zu welchen sie gehörten, je eine abgöttische Verehrung den Bildern selbst erwiesen hatten. Woher schöpfen sie dann diese Beschuldigung gegen die Kirche, als aus dem bittern, leidenschaftlichen Groll, der Alles, was er berührt, vergiftet, und selbst die schuldlosesten, löblichsten Handlungen zu Verbrechen stempelt, um nur der Lästerungssucht ungezügelten Lauf zu lassen?

Uebrigens ist auch wohl die Sitte, das Andenken geliebter, verdienstvoller Menschen durch ihre Bildnisse zu erhalten, fast so alt, als die Bildnerei selbst. Die Werthachtung solcher Bilder liegt schon in der Natur der Sache. Wer möchte wohl heute noch ein Bild, welches zur Erinnerung an Ehre, Rechtschaffenheit und ruhmvolle Thaten dient, — sei es ein Sokrates oder Seneka, Solon oder Cato, Franklin oder Tell —, aus seinem Gesichtskreise verbannen? Daß also Christen, sobald ihnen nur wieder freier Athem zu Theil ward, ihre Versammlungsorte mit den Bildnissen Jesu, seiner Apostel und heldenmüthiger Blutzeugen schmückten, um ihre Beispiele unvergeßlich zu machen, sollte ihnen doch wohl eben so wenig zum Vorwurf gereichen, als man es dankbaren Kindern je verargen würde, wenn sie die Bildnisse geliebter Eltern, am schönsten Platze ihrer Wohnungen aufstellen, um sich des Guten, welches sie ihnen verdanken, immer zu erinnern! Den Stiftern mächtiger Staaten, großen Gesetzgebern, Fürsten und Feldherren errichtete man Bildsäulen und Denkmäler, um ihr Andenken auf die Nachwelt fortzupflanzen und ihren Verdiensten zu huldigen; häufig prangt an den Altären Lutherischer Kirchen

das Bildniß ihres Stifters; überall werden in protestantischen Wohnungen die Abbildungen eines Luther, Zwingli, Calvin u. a. in hohen Ehren gehalten; aber Religionsfreunden will man es übel deuten, wenn sie durch ebendieselben Mittel das Andenken an die unvergleichbaren Verdienste Jesu und seiner treuen Gehülfen festzuhalten suchen!! —

Was die hin und wieder noch vorkommende Geschmacklosigkeit in schlechtem Schnitzwerk, — schwerfälligen, plumpen Engelsgestalten u. s. w. betrifft, so wird solche gewiß Niemand in Schutz nehmen; auch würde wohl die alte Kirche dergleichen Unfug nicht zugelassen haben. Der Kirchenrath von Trient, und die nachherigen besondern Synoden von Mailand — Cölln — Paris u. s. w. machen es den Bischöfen zur Pflicht, jedes Bild aus den Kirchen zu entfernen, welches nicht auf eine Weise verfertigt ist, daß es der Würde des Originals entspricht, und welches nicht bei den Gläubigen wahre Erbauung zu erwecken geeignet wäre. Wer möchte nicht wünschen, daß alle Kirchen wirkliche Kunstwerke besitzen könnten; wie alles Wirken der Menschen, so sollen ja auch die Künste die Verherrlichung der Gottheit erstreben. So lange es aber nicht Kunstwerke genug giebt, um alle christlichen Tempel damit auszustatten, und so lange man selbst die vorhandenen lieber in Museen und Sammlungen, der Neugierde der Begaffer, als in den Kirchen der Andacht frommer Beter darstellt, werden gar viele christliche Gemeinden sich auch mit dem Besitze minder werthvoller Bilder behelfen müssen. Die Hauptsache bleibt immerhin, daß die Besitzer sich daran erbauen. Wären die Abbildungen auch sehr unvollkommen, so sind dennoch viele Christen, vermöge ihres einfachen kindlichen und frommen Sinnes im Stande, sich an Bildern zur Andacht zu stimmen, an welchen andere, weniger Fromme, oder wohl eher weniger Verständige, Anstoß nehmen würden; gewiß wäre es doch sehr unbillig, nur auf das Urtheil dieser letztern zu hören und es einer Gemeinde zu verargen, wenn sie Erbauung sucht und findet an Gegenständen, woran schon die früheren Generationen sich erbauten, und welche ihr vielleicht schon um des hohen Alters willen mit Recht werth und ehrwürdig sind. Hat es doch mit der Verehrung kirchlicher Kunstwerke ohnehin eine eigene Bewandtniß; wie oft gilt solche weit eher dem Meister, als dem Gegenstand selbst! Handelt es sich von einem Muttergottesbild, oder — vornehmer

gesprochen — von einer Madonna von Raphael, so ist wohl Mancher begeistert, weil nun einmal die Mode es fordert; gilt es aber die Gottesmutter in dem Bilde zu verehren, wie manche dieser Begeisterten ziehen sich zurück und beweisen dadurch deutlich genug, daß sie nur der Kunst, nicht aber dem Gegenstand selbst ihre Huldigung zudachten. —

Wir schließen diesen Abschnitt mit einer passenden Beweisstelle aus Molanus, dessen wir auch früher schon, als eines angesehenen Gewährsmannes erwähnten: „Es ist allerdings gewiß, daß die Bilder keine eigene Kraft haben, und daß man folglich in keiner andern Absicht vor ihnen beten kann, als weil sie ein sichtbares Mittel sind, das Andenken an Jesum Christum und himmlische Dinge in uns zu erwecken. Wenn man also Gott vor einem Bild anrufen oder anbeten will, so setzt man sich in die nämliche Gemüthsverfassung, in welcher die Israeliten vor der Schlange von Erz waren, welche sie mit Ehrfurcht ansahen, aber ihren Glauben ganz und gar nicht an die Schlange, sondern an Gott selbst richteten.“ So urtheilte und erklärte sich, nicht etwa ein katholischer Schriftsteller, sondern der berühmte Molanus, das Orakel der Lutheraner im letzten Jahrhundert.

Auch ein angesehener Geschichtschreiber der neuern Zeit beklagt sehr, daß durch die Verbannung der Gemälde aus den protestantischen Kirchen, nicht nur der Kunst ein unermeßlicher Schaden zugefügt, sondern auch dem Volk eine Art des Unterrichts entzogen worden, die eben so gut darauf berechnet war, sein Gefühl anzuregen und seine Frömmigkeit zu nähren, als der mündliche Vortrag.

Ein andrer protestantischer Schriftsteller, der Kirchenrath Dr. Horst, sagt: „Die Bilderverehrung deutet jeder verständige Katholik gerade so, wie wir, wenn wir mehrere schöne, beziehungsreiche Bilder in unsern Kirchen hätten, auch denken müßten, und wie die kirchlichen Schriftsteller des Christenthums schon vor zwölf Jahrhunderten darüber gedacht haben. O du verkehrter Mensch, sagt Hieronimus zu Vigilantius, wer hat je die Martyrer oder ihre Bildnisse bei uns angebetet? wer hat je einen Menschen für Gott gehalten?“

Viele ausgezeichnete Doctoren der reformirten Englischen Kirche schrieben ebenfalls zu Gunsten der Bilder. Keiner ist, der sie nicht,

als Abbildungen geschichtlicher Gegenstände guthieße; einige haben sie aber auch in religiöser Beziehung gebilligt. Der gelehrte Montague nimmt sie auf's kräftigste in Schutz. Auch Bossuet spricht seine volle Ueberzeugung dahin aus, daß man sich im Punkt der Bilderverehrung — wie in so manch' anderm — leicht vergleichen würde, wenn man nur die Mißbräuche beseitigen wollte, welche die ächten Katholiken selbst auch verwerfen. Er hätte entschieden hinzusetzen dürfen und sollen: und welche auch das Concilium von Trient selbst verwirft, und auszurotten befiehlt.

Eine ähnliche Bewandtniß hat es mit den

Reliquien,

deren Verehrung wir nicht nur im apostolischen Zeitalter fest begründet finden, sondern auch die ursprünglichen Spuren derselben im grauen Alterthum schon erblicken.

So ist z. B. Plato de republica L. V. der Meinung, daß die, in den Schlachten gefallnen Tapfern, als „gute Geister" verehrt und ihre Gräber „angebetet" werden sollen. Eusebius de præp. evang. L. XIII. führt diese Stelle genau an, und sagt dabei: diese Ehre gebührt mit weit mehr Recht den, in der Liebe Gottes Verstorbenen, die eigentlich die tapfern Streiter der wahren Religion sind. Von daher rührt wohl auch der eingeführte Gebrauch, ihre Gräber zu besuchen, unsre Gebete und Wünsche, in Gegenwart ihrer Reliquien, zu Gott abzuschicken, und ihren Seelen unsre Ehrerbietung zu zollen, in der Ueberzeugung, daß diese unsre Verehrung auch von der Vernunft selbst gebilligt werde.

Schon im alten Testament finden wir Spuren einer solchen Verehrung. So sehen wir z. B. aus Exod. XIII, daß Moses aus Ehrfurcht die Gebeine Josephs mit sich nahm, und in IV. Reg. XXIII, wie die Gebeine eines Mannes Gottes in Ehren gehalten wurden. „Laßt ihn liegen," sprach der König, „Niemand bewege seine Gebeine. Also wurden seine Gebeine errettet, mit den Gebeinen des Propheten, der von Samaria gekommen war."

Manche Beispiele der ersten Christen in Jerusalem, Rom, Antiochien, Smyrna, so wie die Schriften der Väter Eusebius, Chrysostomus, Cyrill v. Jerusalem, Hieronimus, Ambrosius u. a. m.

liefern uns genügende Beweise, daß die Verehrung der Reliquien wirklich von den apostolischen Zeiten sich herschreibe. Mit welch' heiligem Eifer bemächtigten sich die Christen der Leiber des heiligen Petrus und Paulus, gleich nach ihrem Martyrertod, um sie an einem besondern Platz der Catacomben beizusetzen, und sie von da in die erste aller Kirchen der Welt zu übertragen, wohin die Mächtigsten der Erde wallfahrteten, um ihre Kniee vor dem Grab dieser Apostelfürsten zu beugen. Mit welch' rührendem Eifer und frommer Sorgfalt sammelten die Gläubigen von Antiochien die Gebeine ihres, zu Rom im Jahr 107, auf Befehl des heidnischen Kaisers Trajan, den wilden Thieren vorgeworfenen, großen Bischofs Ignatius, eines Schülers des heiligen Johannes, und trugen dann diese kostbaren Ueberbleibsel im Siegeszug auf ihren Schultern nach Antiochien zurück, indem sie auf dem ganzen Wege Gott und seinen gekrönten Kämpfer mit Lobliedern verherrlichten! Und wie dringend ermahnte der heilige Johann Chrysostomus diese Christen, die Gebeine ihres verklärten Bischofs und Martyrers, — welche in einer nach ihm benannten Kirche aufbewahrt wurden —, fleißig zu besuchen, indem er ihnen „die aus solch' frommer Uebung, sowohl für den Leib als die Seele zu schöpfenden Vortheile“ anschaulich machte. In einer Rede, welche ebenderselbe über die heiligen Juventius und Maximus hielt, ermahnte er das Volk, ihre Reliquien oft und mit großem Vertrauen zu besuchen, damit es einigen Segen dadurch erhalte.

Es ist bekannt, daß die sogeheißenen Natalitia Martyrum, — nämlich die Tage, an welchen sie den Martyrertod gelitten —, schon im zweiten Jahrhundert gefeiert wurden, und man an dem Orte, wo ihre Gebeine aufbewahrt lagen, gottesdienstliche Versammlungen hielt. In diesem Jahrhundert schrieb — wie Eusebius IV, 15. berichtet — die Gemeinde zu Smyrna an diejenige zu Philomelium, daß sie Willens sei, an dem Orte, wo die Gebeine des heiligen Polycarps, ihres Bischofs, beigesetzt worden, jährlich sich zu versammeln und sein Gedächtnißfest zu begehen. Polycarp, Schüler des heil. Ignatius, war nämlich in hohem Alter, unter dem heidnischen Kaiser Mark Aurel, zum Feuertod verurtheilt worden. Die Gläubigen von Smyrna beschrieben (Eccl. Smyrn. de martyr. S. Polyc. N. XVIII.) die ganze Martergeschichte dieses Heiligen, in einem schönen Briefe an ihre Brüder in Pontus, worin es unter anderm heißt: „Wir sammelten seine Gebeine, die köstlicher

sind, als Gold und Edelsteine, und verwahrten sie an geziemender Stätte, wo wir uns mit der Gnade des Herrn zu versammeln gedenken, um den Tag seiner glückseligen Geburt, d. h. seines Martertodes, zu feiern." Daß solche Verehrung sich auch auf Geräthschaften erstreckte, deren die Heiligen sich in ihrem Leben bedient hatten, geht aus der frommen Werthhaltung des bischöflichen Lehrstuhls des Apostels Jacobus von Jerusalem hervor, welche Eusebius — Hist. eccl. VII, 19. — mit dem Zusatze berichtet, „daß also erhelle, wie eifrig die Christen von Alters her die heiligen Männer wegen ihrer Liebe zu Gott allezeit verehrt haben."

Als Cyprian, Bischof von Karthago, im J. 258 enthauptet wurde, breiteten die dabei gegenwärtigen Christen Leintücher aus, um das Blut aufzufangen, damit es nicht auf die Erde fließen möchte, von welcher sie es nicht mehr hätten auffassen können.

Augustin in L. 22 de civ. Dei erzählt eine große Menge Wunder, die Gott zu Hippo und in der umliegenden Gegend, durch die, im Jahr 415 zu Kaphargamala, unweit Jerusalem, aufgefundenen Gebeine des heiligen Stephanus wirkte, und wodurch er das Vertrauen der Gläubigen, und ihre, dem heiligen Stephanus und seinen Reliquien erwiesene Verehrung, auf eine so glänzende Weise belohnte. Von vielen dieser Wunder war Augustin selbst Augenzeuge; sie geschahen alle ganz öffentlich und vor einer großen Menge Volkes, wurden auch von einer großen Anzahl, durch Kenntniß und Scharfsinn ausgezeichneter Männer bestätigt, und von den, zu jener Zeit in Afrika sehr thätigen Manichäern, Donatisten und Arianern im mindesten nicht widersprochen.

Als der heilige Ambrosius, Bischof von Mailand, bei Einweihung einer, von ihm erbauten Kirche, keine Reliquien heiliger Martyrer besaß, um sie unter den Altar zu legen, auf welchem das heilige Opfer verrichtet ward (wie es dann von den Apostelzeiten her üblich war, das heilige Opfer über den Gräbern der Martyrer zu verrichten, oder von ihren Reliquien etwas in den Altar zu legen), so offenbarte ihm Gott den Ort, wo die Leiber der heiligen Gervasius und Protasius begraben lagen. Diese wurden dann wirklich vorgefunden, und in die zu weihende Kirche versetzt. Ein blinder Mann, mit Namen Severus, den die ganze Stadt kannte, nahm sein Schweißtuch, berührte damit vertrauensvoll die Bahre, auf welcher die Reliquien ruhten, und legte es auf

seine Augen. Auf der Stelle ward er sehend. Eine unzählbare Volksmenge sah dieses Wunder, und brach in laute Lobpreisungen Gottes aus. Ambrosius hielt bei dieser Gelegenheit zwei Predigten, in welcher er dieses und noch mehrere andre Wunder, die bei denselben Reliquien geschahen, erzählte. Kranke wurden geheilt, und Besessene von den bösen Geistern befreit. Selbst die Arianer, welche die Gottheit Christi bestritten, und eben damals zu Mailand den heiligen Ambrosius und die katholische Kirche hart verfolgten, wurden durch diese Wunder so beschämt, so betroffen und zum Schweigen gebracht, daß sie von der Verfolgung abließen. Die Entdeckung dieser Reliquien geschah im Jahr 386. Wohl hatten die Häretiker behauptet, es seien Leute angestiftet worden, die sich für Besessene ausgegeben hatten; aber der allgeachtete Oberhirt widerlegte in seiner zweiten Rede so bündig die Verläumdung und zeigte das Augenfällige und Unbestreitbare der Thatsache mit so siegreichen Gründen, daß die Arianer nichts mehr zu entgegnen sich getrauten. Und hier gesteht nun der protestantische englische Gelehrte Dr. Cave selbst (vit. S. Ambr. sec. 4. p. 40.): „Die Wahrheit dieser Wunder ist hinlänglich dargethan, durch die Zeugnisse der hl. Ambrosius, Augustinus und Paulinus, welche sämmtlich an Ort und Stelle waren; sie geschahen vor den Augen der ganzen Stadt, und waren zweimal der Gegenstand der Reden des heil. Ambrosius. Ich zweifle nicht, daß sie gewirkt wurden, den Unglauben der Arianer zu beschämen."

Eusebius erzählt im 7. B. 19. C. seiner Gesch., wie der Predigtstuhl des heil. Apostels Jacob, ersten Bischofs von Jerusalem, mit höchster Ehrerbietung sei aufbewahrt worden, und zieht daraus den, bereits erwähnten Schluß, daß die Christen seiner Zeit, den heiligen Martyrern, wegen ihrer Liebe zu Gott, allzeit die schuldige Verehrung erwiesen haben.

Basilius, Bischof von Cäsarea, ermahnt oft die Gläubigen, die Feste der Martyrer zu feiern. Er bezeigt große Ehrfurcht für die Reliquien der Heiligen, vor welchen, wie er sagt, die Christen in ihren Nöthen beten, und nicht umsonst die Fürbitte dieser Freunde Gottes anflehen.

Die Reliquien des heil. Medardus trug man von Noyon in die Residenz Clotars, in einem Sarge, der mit köstlichen Stoffen bedeckt, mit Edelsteinen bereichert, und mit Goldplatten geziert war.

Der König, seine Kinder und die ausgezeichneten Personen seines Hofes wohnten der Feierlichkeit bei, und man sah Clotarn abwechselnd den Sarg mit eignen Schultern tragen.

Und wie leicht könnten wir noch viele andre Beweisstellen aus den angesehensten Vätern, der griechischen sowohl als der lateinischen Kirche, anführen. Wir gedenken hier nur noch der ernsten Antwort des heil. Hieronimus an Vigilantius. Dieser Häretiker, der unter den Vorbildern des Protestantismus einen ausgezeichneten Rang behauptet, schrieb, was man heut zu Tage Pamphlete gegen den Papismus nennen würde, in welchen er, mit einigem Humor, die von den Katholiken den Reliquien erzeigte Verehrung und ihre Anrufung der Heiligen belachte. „Sie zünden," sagt er, „am hellen Tage große Kerzen an, und machen sich ein Geschäft daraus, eine kleine Hand voll Staub zu küssen, und anzubeten, wodurch sie ohne Zweifel jenen Martyrern einen gewaltigen Dienst erweisen." Wir sehen hier, wie wenig neu das unredliche Verfahren ist, die Katholiken, — trotz aller ihrer wiederholten Verwahrungen gegen jegliche solche Abgötterei —, dennoch als Anbeter von Bildern und Reliquien anzuklagen. Die schlagende Widerlegung, womit Hieronimus die boshafte Beschuldigung des Vigilantius zurückgewiesen, fand ohne Zweifel bei den Anhängern dieses Häretikers eben so wenig Gehör, als ähnliche Erklärungen der Katholiken unsrer Tage bei den protestantischen Zeloten finden. „Wir beten," sagt der heilige Hieronimus, „die Reliquien der Martyrer nicht an, noch auch die Engel, oder die Cherubim, oder die Seraphim, um nicht der Creatur mehr zu dienen, als dem Schöpfer, der hochgepriesen sei zu allen Zeiten. Aber wir ehren die Reliquien der Martyrer, um unsern Geist zu erheben zu Ihm, dessen Martyrer sie sind. Wir ehren sie, um diese Ehre Ihm zu erweisen, der gesagt hat: wer euch aufnimmt, der nimmt mich auf." In Uebereinstimmung hiemit steht die Erklärung der Kirche (Conc. Trid. Sess. XV.).

Welch' großen Werth man übrigens auf die Gebeine der Heiligen legte, bezeugt der alte Gebrauch, in wichtigen Anlässen bei den Reliquien der Diener Gottes zu schwören. Wir lesen schon bei Augustin, daß er die Geistlichen seiner Kirche nach Nola sandte, damit sie dort auf dem Grabe des heiligen Felix, Bischof von Nola, wegen einer streitigen Sache schwören sollten.

In Rom schwur man „bei der Grabstätte des heiligen Petrus.“ Daß diese alte Uebung noch in den Zeiten des Mittelalters herrschte, ersehen wir unter anderm aus einer, vom Bischof Lütold im Jahr 1213 gefertigten Bischöflich=Basel'schen Urkunde, vermöge welcher der Decan Hartmann und das ganze Capitel der Kirche zu Basel, mit Willen und Gutheißung des Bischofs, dem Ritter Conrad von Eptingen den Ort Dietinchon mit Leuten und Rechtsamen, wie er zu der Kirche von Basel gehörte, zu Lehen übergaben. Zur Aufrechthaltung und Angelobung dieses Lehens dagegen schwört Conrad auf die Reliquien der Heiligen u. s. w. (ipse juravit tactis sacrosanctis reliquiis).

Wahrlich, die gewöhnlichen Einwürfe der Akatholiken, in welchen bald von Anbetung der Heiligen und ihrer Reliquien, von Heiligen= und Bilderdienst, bald von Zurücksetzung der Verdienste und des Mittleramts Christi die Rede ist, sind so seicht und einseitig, daß sie fast einer absichtlichen Unkunde und Verdrehung der wahren Ansicht, und mitunter einer, gleichsam geflissentlichen Vexation der Katholiken ähnlich zu sein scheinen.

Vergleichen wir das Benehmen der Protestanten und Katholiken über diesen Gegenstand! Wie oft fesseln jene ihr Herz mit innigstem Zartgefühl an jede, noch so unbedeutende Kleinigkeit, durch welche sie an eine theure, von ihnen geschiedne Person erinnert werden; sie erbauen wohl auch mit Kunst und Aufwand prachtvolle Grabmäler, unter deren Marmor oft berühmte Zerstörer des menschlichen Geschlechts modern! Der Katholik erweist Bewunderung, Dankbarkeit und Liebe jenen unsterblichen Wohlthätern und Helden des Christenthums, deren Verdienste zu schildern jede menschliche Feder zu schwach ist; er bewahrt ihre Ueberreste, ehrt ihre Asche, wallt zu ihren Gräbern und schmückt sie; er küßt die kalten Reliquien derjenigen, deren Fußtritte wir alle gewiß küssen würden, wenn sie noch hienieden weilten; beim Anblick der Reliquien der Heiligen, in der Nähe ihrer sterblichen Hüllen, wird der Katholik von tiefster Ehrfurcht ergriffen; das Andenken an all' ihre Tugenden und Wohlthaten erwacht lebhaft in seinem Geiste. Wie manches, durch den Anblick solcher Reliquien angefeuerte Gebet ward nicht an diesen Stätten erhört! Keineswegs durch eine in diesen Gebeinen oder Aschen verborgene, übernatürliche Kraft oder göttliche Macht — (denn gerade diese körperlichen

Ueberbleibsel zeigen uns ja, daß die Heiligen nur waren, was auch wir sind); aber wir glauben und wissen, daß es oft Gott gefallen hat, an seinen Dienern, durch Wunder, die er an ihren Gräbern wirkte, seine besondre Huld hervorleuchten zu lassen. S. 4. Reg. XIII, 21. Nach Act. V. 15. wurden Kranke durch den Schatten von Petrus geheilt, und nach Act. XIX, 12. wurden Kranke, wenn man Schweißtücher und Schürzen, — welche Petrus an seinem Leibe getragen hatte —, auf sie legte, gesund, und die unreinen Geister fuhren von ihnen aus. Eben so unläugbar sind die Wunder, deren Augenzeuge die ursprüngliche Kirche so oft an den Gräbern der Martyrer war. An solchen Stätten richtet der gläubige Katholik seine Danksagungen und Bitten keineswegs an die vor ihm liegenden Reliquien. Er dankt Gott für ihre Verherrlichung, erfleht sich von ihm die nämlichen Erbarmungen, und ruft ihn um die gewünschte Gnade an. Von Gott geht demnach die Verehrung der Reliquien, als von ihrer Quelle aus, und zu Gott kehrt sie, als zu ihrem letzten Ziel zurück.

Wenn es Protestanten giebt, welche die Feder Voltaire's, den Rohrstock Rousseau's, die Haarlocken d'Alembert's so hochachten, daß sie dieselben mit übermäßigen Summen bezahlten; wenn Rousseau selbst, als er zu Montbar war, und das Cabinet besah, in welchem Büffon gearbeitet hatte, vor dem Eingang niederkniete, die Schuhe auszog, und vor dem Eintritt die Thürschwelle küßte, um dadurch seine kindliche Ehrfurcht gegen den großen Mann an den Tag zu legen; wenn — wie Gorani sagt — einige Knochen von Mark Aurel, Epiktet oder Tacitus als Reliquien dem Philosophen und Geschichtskundigen die tiefste Ehrfurcht einflößen müßten, und ein Freund der Freiheit nicht ohne heiligen Schauer das Tuch sehen würde, womit Cicero sich das Angesicht trocknete, nachdem er eine Philippica oder Catilinaria gehalten hatte; wenn er gern eine weite Reise unternehmen würde, um solch' eine schätzbare Reliquie zu bewundern, — so finden alles dieses jene aufgeklärten Leute ganz in der besten Ordnung, welche hingegen lästern, lärmen und toben, wenn der Katholik Bilder in Ehren hält, welche die Helden der christlichen Tugend und Vollkommenheit vorstellen, — Helden, die allein geeignet waren, in den größten Künstlern die erhabensten Ideen, den höchsten Zauber der Kunst — die Heiligkeit — zu erwecken.

Daß Luther „kein Heiliger" war, und nicht selten der leidenschaftlichsten, verkehrtesten Handlungen sich schuldig machte, haben wir früher gezeigt, und könnten dieß noch durch viele Zeugnisse, nicht nur seiner Mitreformatoren, sondern auch neuerer angesehener Protestanten, eines Ancillon, Plank, Kern, K. A. Menzel, Novalis u. a. m. bewähren; hievon jedoch gänzlich abgesehen, bleiben wir nur bei dem einfachen Satze stehen, daß Luther weder bei Lebzeiten Wunder zu wirken vermochte, noch Gott, nach dessen Absterben, seine irdische Hülle durch solche ausgezeichnet hat. Er selbst forderte zwar von Thomas Münzer, dem Haupte der wiedertäuferschen Reformation — wie wir Bd. 1. Heft 2. S. 101 sahen — Wunder zu Beglaubigung für dessen außerordentliche Sendung, erhielt aber von diesem Sektenstifter die, auch ganz nahe liegende, collegiale Antwort, er, Luther, möge nur zuerst durch ein Wunder seine eigene außerordentliche Sendung rechtfertigen, indem er in den Neuerungen vorangeschritten sei; worauf dann Letzterer zu schweigen für gut fand. — Dennoch verehren die Protestanten seine und der übrigen, ebenfalls wunderlosen, Reformatoren Ueberbleibsel. Der Dintenfleck an der Wand auf der Wartburg, durch Luthers Wurf seines Schreibgefäßes nach dem, vermeintlich ihm erschienenen Teufel, ist nicht der einzige Gegenstand der Huldigung von Seite der Lutheraner. Götze schrieb zu Anfang des achtzehnten Jahrhunderts ein eignes Buch von Luthers Reliquien: De reliquiis Lutheri, Lips. 1703. Am Grabe Zwinglis sangen die Zürcherschen Reformirten:

„Hier ehren wir noch deß' Gebeine,
Der längst ein Chor von Engeln führt!"

Effner in s. Lebensgeschichte Luthers, Augsb. 1816, sagt: „Luthers Asche ist heilig und wird nach Jahrhunderten noch verehrenswürdig sein." — Der Darmstädter Allg. Kirchenzeitung zufolge, erhält die Predigerswittwe, welche im J. 1820 Luthers Bierkrug ablieferte, von einem norddeutschen Cabinet einen Jahrgehalt von 50 Thalern. Der Hamburger unpart. Corresp. vom August 1841 berichtet, daß am 27. Juli 1841 die Trümmer der, kurz vorher vom Sturme umgerissenen Luthersbuche — unter welchem Baum einst Luther gesessen — mit besonderer Feierlichkeit in die Kirche von Steinbach seien gebracht worden. Im Allg. Anzeiger Nr. 210 vom 5. Aug. erklärte sodann der dortige Pfarrer Ortmann, daß von der allbekannten, heilig ge-

haltenen Luthers-Buche das Holz und Reisig der Kirche in Steinbach bei Altenstein seien geschenkt worden und daselbst heilig aufbewahrt werden; er fügt zugleich bei, daß Freunde und Verehrer des heiligen Baumes, gegen eine Vergütung an die Kirche, von diesem Holze Andenken in Empfang nehmen können. — Zu solch andachtsvoller Verehrung der, mit großer Feierlichkeit in die Kirche getragnen „3¼ Klafter heiligen Holzes und 1½ Mandel heiligen Reisigs", wovon die Baumverehrer auch etwas käuflich an sich bringen konnten, bedarf es keines nähern Commentars. Mögen immerhin die Protestanten, Dintenfleck, Bierkrug, Holz und Reisig, ja Luthern selbst und seine Asche für heilig halten, — mögen sie auch Zwinglis Gebeine verehren, in der Meinung, daß er längst ein Chor von Engeln führe; — aber lassen sie auch den katholischen Christen die unverkümmerte Verehrung der ihnen angehörigen, heiligen Blutzeugen und Glaubenshelden, welche Gott selbst während ihres Erdenlebens und nach ihrem Hinscheiden bei ihren Reliquien so wunderbar verherrlicht hat! Ein Tag der Klarheit wird anbrechen, an welchem es offenbar werden wird, auf welcher Seite die begründete, und auf welcher die irrthümliche Verehrung sich befunden habe. Getrost harren die Katholiken dieser Entscheidung entgegen.

Wir haben nun oben die Grundsätze des katholischen Christen auseinandergesetzt; andre hatte er niemals; wer ihm andre aufbürdet, irrt sich. Mögen ehemals — vielleicht auch zur Zeit der Reformation — irrige, abergläubische Begriffe hierüber verbreitet gewesen sein, — man kann sie nicht der Kirche aufbürden (tadelnswerthe Ausnahmen können nur der rohesten Unwissenheit zur Last fallen, von keinem redlichen Unbefangenen aber auf Rechnung der Gesammtheit gestellt werden); die Kirche selbst bestreitet all' diese Irrthümer, und befiehlt fortwährend ihren Dienern, sie durch Verkündung der entgegengesetzten, wahren Lehre zu berichtigen. Wer kann in dieser etwas Thörichtes, Verbrecherisches finden; wer kann in der, den Reliquien der Heiligen erwiesenen Ehrerbietung und Huldigung, auch nur einen Schatten von Abgötterei entdecken!? —

Luthers Lehrmeinung ist auch in diesem Punkt, wie in den meisten übrigen, sich selbst widersprechend. Im VIII. Th. S. 277, Jen. Ausg., schreit er die Reliquien als Betrügereien aus, die

man tief unter die Erde begraben sollte, und versichert uns in seiner pöbelhaften Sprache, „er setze auf die Gebeine der Heiligen keinen größern Werth, als auf diejenigen eines Gehängten.“ In nüchternen Augenblicken gesteht er hingegen ein, „daß Gott durch seine Heiligen, bei ihren Gräbern, in Gegenwart ihrer Reliquien, vor den Augen der ganzen Welt noch große Wunder thue.“ Ibid. Tom. I, und in seiner Abhandlung über die stille Messe sagt er: „Wo sich noch die wahren Reliquien der Heiligen finden, da war und ist noch unbezweifelt die heilige Kirche Jesu Christi; da sind die Heiligen geblieben.“

Noch führen wir hier das unbefangene Urtheil einiger der neuern, protestantischen Schriftsteller über diesen Gegenstand an. So sagt z. B. der berühmte Theolog, Consist.-Rath und Oberpred. Krummacher: „Ist es denn undenkbar, und sich widersprechend, daß den Gebeinen der Heiligen, wie die Geschichte meldet, eine besondere Kraft ingewohnt habe? Ist es denn so ungereimt, anzunehmen, daß, wenn der Herr will, aus den Gebeinen, die einst eine heilige Seele bewohnte, eine nach außen hin wirksame, belebende Kraft ausgehen könne? War denn der Glaube des kranken Weibs im Evangelium, die in ihrer Demuth nur den Saum des Gewandes Christi zu berühren verlangte, Aberglaube? Und wenn freilich nicht der Saum des Kleides sie heilte, sondern die Kraft des Herrn, war deßhalb der Saum und dessen Berührung so ganz ohne alle Bedeutsamkeit? Für solche, wenn auch verstorbene und verwesliche Theile ausgezeichneter Menschen, eine Art frommer Verehrung zu empfinden, ist doch wahrlich unsrer Natur nur höchst angemessen. Wie sehr lag es Jakob und Joseph am Herzen, daß ihre Gebeine in dem verheißnen Lande ihre Ruhestätte finden möchten! Auch die Römer bewahrten ja die Asche und Ueberreste geliebter Todten wie ein Heiligthum. Nur dann liegt in diesem ein Aberglaube, wenn man weiter geht als der Glaube, wenn man vergißt, daß Gott Alles in Allem wirkt, und — in wahrem Götzendienst — die Quelle des Lebens und einer göttlichen Kraft in den todten Gebeinen selbst, und abgesehen von Gott, sucht.“ Lavater fand „nichts natürlicher, — wie unnatürlich es auch möge gemißbraucht worden sein —, als die Liebe zu Reliquien guter und frommer Menschen.“ Clausen sagt: „Die Ueberbleibsel der zerfallnen Hütte sind Mahnungen an das Leben, welches diese einst aufrecht

erhielt; und wo sollten dann diese Denkmäler passender und bedeutungsvoller aufbewahrt werden, als an dem Orte, wo die Kraft des Geistes vormals, in Wort und Werk thätig war? Das Gefühl, welches tief in unserer Seele spricht, macht hier jeden Einwurf verstummen. Von der religiösen Seite betrachtet, kann es der katholischen Kirche gar nicht schwer werden, die den Engeln und Heiligen gebrachte Huldigung als unschuldig darzustellen, und die Bedeutung derselben dem frommen Gefühle einnehmend und erhebend zu machen, und sie kann sich — außer diesem ästhetisch-religiösen Beweis — auch auf klare Stellen der heiligen Schrift berufen." Dr. J. Fr. v. Meyer schreibt in s. kritischen Kränzen 1830: „Ein gutes Heiligenbild ist eine stumme Predigt. Man hat die Bilder zu einer Zeit in den Kirchen nicht zugelassen, wo sie die Menschen zum Götzendienst verleitet hätten. Wenn man aber einen guten Gebrauch von ihnen macht, können sie den Kirchen zur angemeßnen Verzierung und denen, welche aus der gesunden Lehre nur Gott allein anbeten gelernt haben, zu großer Erbauung dienen. Die schönen Künste sind uns durch kein Gebot untersagt; wenn man aber einmal ihren Gebrauch zugiebt, so sollen sie doch eher dem Dienste des Heiligthums, als aber weltlichen Zwecken gewidmet sein, und eben dadurch Mittel der christlichen Erbauung und Belehrung werden. Die Vorschrift: „du sollst dir kein geschnitztes Bild und keinen Götzen machen," diese Vorschrift, die in einigen furchtsamen Seelen Skrupel erweckt, muß, um gehörig verstanden zu werden, mit den darauf folgenden Worten sich verbinden: „du sollst dich vor ihnen nicht niederwerfen und sie nicht anbeten." Denn sonst wäre es überhaupt verboten, was immer für einen Gegenstand abzubilden, und Moses und Salomon hätten sich gegen dieses Gebot schwer versündiget. Aaron machte ein goldnes Kalb und Jeroboam zwei, und sie sündigten wider Gott; Salomon machte deren zwölf und sündigte nicht."

Daß übrigens der Papst einen „Handel mit Leichen und Knochen" treibe, ist eine niederträchtige Verläumdung; man weiß, und es ist oft genug aufgedeckt worden, wie gewissenlose Zeitungsschreiber die protestantische Leichtgläubigkeit benutzen, um ihre Spalten bisweilen mit derartigen Mährchen auszufüllen; so gieng ja z. B. die Erdichtung, daß der verstorbene König von Sachsen fünftausend Dukaten für Reliquien nach Rom gesandt habe, trotz der öffent-

lichen Widerlegung, in gar manche Blätter — und gar Bücher — über. Der Papst verschenkt wohl Reliquien, und hat dieß auch in unsern Tagen nach Frankreich gethan; aber nirgendwo ist von einem Handel die Rede. Wahrhaft schändlich, empörend und unverantwortlich ist daher die, rein aus dem Dunst gegriffene, freche Anklage des Oberpredigers Mallet in Bremen, daß die römische Kirche die Verehrung der Reliquien aufrecht halte, nicht zur Ehre Gottes und zum Wohl des christlichen Volkes, sondern, um reiche Goldminen daraus zu gewinnen. Wie tief müßte er sich beschämt fühlen, wenn er sich persönlich überzeugen könnte, welch' ein Geist die römische Kirche beseelte, und wie er, in dem niedern Dunstkreis des erbärmlichsten Vorurtheils und blinden Hasses sich bewegend, nur lästerte, was er nicht kennt! Wir fragen: wer war es dann, der den Gräbern so mancher Heiligen die, von der Frömmigkeit der Gläubigen dort niedergelegten, kostbaren Zeichen der Verehrung geraubt hat, in den, von der Kirchentrennung des sechszehnten Jahrhunderts ergriffenen Ländern? Waren es die Päpste? Nein, unter ihrem Schirm lagen sie sicher, Jahrhunderte hindurch. Protestantische Klauen waren es, denen selbst die Gräber zu Goldminen werden mußten, wie sich aus den angesehensten protestantischen Schriftstellern zur Genüge nachweisen läßt.

Nun kommen wir zu einem wichtigen Steine des Anstoßes; wir meinen das

Kreuzzeichen

des Erlösers. Und da wird der Beweis nicht schwer fallen, daß die Reformation, indem sie das Kreuzzeichen verbot, und das Kreuz von den Altären, den öffentlichen Plätzen und Straßen verbannte, sich in offenbaren Widerspruch mit dem christlichen Alterthum setzte. In England haben die Reformirten das Kreuz einzig noch in Ertheilung der heiligen Taufe beibehalten; in Deutschland ward es sogar auch aus diesem Sacrament, welches uns doch zu Christen stempeln soll, verdrängt. Indem die Reformatoren vorspiegelten, das ehrwürdige, goldne Zeitalter des Christenthums in's Leben zurückzurufen, — indem sie vorgaben, ihr neues Gebäude blos auf der Grundfeste des alten zu errichten, und nur

den Rost wegzuräumen, welcher sich in den Tagen der Unwissenheit und Finsterniß angehäuft habe —, entfernten sie sich vielmehr, durch ihre Verwerfung des Kreuzes, gänzlich von den ursprünglichen Sitten jenes hehren Zeitalters des Christenthums. — Wie oberflächlich, wie gering mußte dann ihre Kenntniß der christlichen Vorwelt sein! —

Wir werden jene dreiste Vorspieglung Lügen strafen, durch unverwerfliche Zeugnisse der angesehensten Kirchenväter, und berufen uns zu diesem Ende auf Augustinus, Hieronimus, Ambrosius und Tertullianus für die lateinische, — sodann auf Ephrem, Chrysostomus, Cyrill von Jerusalem, Basilius, Athanasius, Origenes, Eusebius u. a. m. für die griechische Kirche.

Augustinus sagt in s. Rede über die Heiligen: „Mit dem Kreuz fängt der Unterricht der Katechumenen an, und durch dasselbe wird das Taufwasser geweiht; durch das Kreuz empfangen die Täuflinge alle Gaben des heiligen Geistes; durch dieß Zeichen werden die Kirchen und Altäre eingeweiht; kurz es ist kein einziges Sakrament in der Kirche, welches nicht durch die geheimnißvolle Kraft dieses Zeichens verliehen wird. Fragt man einen Katechumenen: glaubst du an Christum? so bejaht er es, indem er sogleich seine Stirne mit dem Zeichen des heiligen Kreuzes bezeichnet.“ Nach dem Zeugnisse eben dieses Kirchenvaters zierte das Kreuz auch die Kronen der Kaiser jener Zeit.

Hieronimus im Br. an die Demetrias schreibt: „Bewaffne oft deine Stirne mit dem Zeichen des Kreuzes, damit der Zerstörer Egyptens keine Gewalt über dich habe.“

Ambrosius in s. 45. Rede sagt: „Das Zeichen Christi ist auf unsrer Stirne, es ist in unsren Herzen; dort, um ihn immer zu bekennen, hier, um ihn zu lieben. Unser Tagwerk sollen wir immer mit dem Zeichen des Erlösers beginnen.“

Im gleichen Sinne zeugen die schönen Verse des Laktantius (der christliche Cicero genannt) über das Crucifixbild, und Tertullianus 2. B. 5. Br. und über die Krone des Soldaten 3. Cap. In letztrer Stelle heißt es: „So oft wir uns regen und bewegen, so oft wir ein- und ausgehen, wir mögen unsere Kleider oder Schuhe anziehen, uns baden oder zu Tische gehen, ein Licht anzünden, uns niederlegen oder setzen, so bezeichnen wir jedesmal unsre Stirne mit dem Zeichen des Kreuzes.“ (Die Ursache, warum

sogar bei ganz unbedeutenden Verrichtungen die Christen mit dem Kreuze sich bezeichneten, rührt wohl daher, weil bei diesen die Heiden mancherlei abergläubische Gebräuche beobachteten, desnahen die Christen darauf bedacht waren, sich in allen diesen Dingen auf das strengste und sorgfältigste von ihnen zu unterscheiden.)

Eben so wenig müssen die Reformatoren in der griechischen und orientalischen Kirche bewandert gewesen sein.

Johannes, Bischof von Konstantinopel, wegen seiner Beredsamkeit Chrysostomus genannt, sagt in seiner Beweisführung gegen die Heiden: „Fürsten und Unterthanen, Männer und Weiber, Junge und Alte, Alle bezeichnen sich mit dem Kreuz auf dem erhabensten Theil des menschlichen Angesichts. Ueberall ist das Kreuz gepflanzt und in Ehren gehalten, in den Häusern, auf öffentlichen Plätzen, Straßen, Meeren, Schiffen, Bergen, Thälern, Kleidern, Betten, Waffen, Gefässen und Gemälden. Durch das Kreuz finden wir uns schöner geschmückt, als mit Diademen und Geschmeide." An einer andern Stelle sagt ebenderselbe: „Lehret eure Kleinen, ihr Mütter! mit der Hand die Stirne bezeichnen; bevor sie es aber selbst zu thun im Stande sind, so drückt ihr ihnen das Kreuz auf." In einer, an seine Gemeinde gerichteten Predigt (in Math. Hom. 54. al. 55. Montf. p. 551.) kömmt folgende gewichtige Stelle vor: „Schäme sich Niemand des ehrwürdigen Sinnbildes unsers Heils, sondern laßt uns das Kreuz Christi gleich einer kostbaren Krone betrachten; durch dieses erhält ja alles uns Betreffende seine Vollendung. Gilt es unsre Wiedergeburt, so ist das Kreuz da; essen wir jene geheimnißvolle Speise, handelt es sich um die Weihe der Priester, kurz, was immer geschehen mag, überall wiederholt sich jenes Sinnbild des Sieges. Daher bezeichnen wir mit demselben unsre Häuser und Wände und Fenster und unsre Stirne. Ist es ja doch das Zeichen unsers Heiles, unsrer gemeinsamen Freiheit und der Barmherzigkeit des Herrn, der gleich einem Schafe sich zur Schlachtbank führen ließ. Deßwegen, wenn du dich damit bezeichnest, so erwäge die ganze Bedeutung des Kreuzes, vertilge in dir den Zorn und jede böse Neigung, und hege mächtiges Vertrauen; denn es geziemt sich nicht, daß du es so obenhin mit dem Finger über dich zeichnest, du mußt es mit Wissen und Willen und mit festem Vertrauen thun. Machst du in solcher Weise das Kreuz, so werden auch die unreinen Geister nicht wider dich bestehen können.

Schäme dich nicht eines so herrlichen Zeichens, damit Christus deiner sich nicht schäme, wenn er kömmt in seiner Herrlichkeit, und das Kreuzzeichen, leuchtender als die Strahlen der Sonne, vor ihm herschwebt; denn wirklich wird alsdann das Kreuz erscheinen und sein Anblick wird ein lautes Zeugniß ablegen vor der ganzen Welt, um die Sache Gottes zu vertheidigen, und zu verkündigen, daß er es an nichts hat fehlen lassen. Jeder senke daher tief in seine Seele die Erinnerung an dieß Zeichen. Das Kreuz hat den Erdkreis gerettet und bekehrt, den Irrthum vertilgt, die Wahrheit in ihre Rechte eingesetzt, die Erde zum Himmel und die Menschen zu Engeln umgewandelt. Um des Kreuzes willen sind die bösen Geister nicht mehr zu fürchten. Durch das Kreuz hat der Tod aufgehört, Tod zu sein; er ist Schlummer geworden. Durch das Kreuz ist Alles zu Boden geworfen, was uns feindselig entgegenstand. Fragt dich also Jemand: Verehrst du den Gekreuzigten? so antworte ihm mit freudiger Stimme und mit heiterm Blicke: „Ich verehre ihn und werde ihn ewiglich verehren.“ Belächelt er dich deßhalb, so vergieße du Thränen über ihn, und danke Gott für so viele Wohlthaten, von denen dir sogar die Kunde einzig durch seine Offenbarung zu Theil geworden ist.“

Cyrill sagt: „Beim Essen und Trinken, Ausgehen und Heimkehren, Schlafen und Erwachen bezeichnet vertrauensvoll eure Stirne mit dem Kreuz des Erlösers!“ Aus s. 13 Catech. ersehen wir auch, daß damals schon Theile des wahren Kreuzholzes in alle Länder verbreitet waren.

Basilius über den Martyrertod des Gordius sagt: „Der Blutzeuge Jesu Christi waffnete sich hierauf mit dem furchtbaren Zeichen des Kreuzes, und schritt dann mit unerschrocknem Heldenmuth — ohne nur im Geringsten die Gesichtsfarbe zu wechseln — dem Tod entgegen.“ Eben so bestimmt äußern sich für die Kraft des Kreuzzeichens Athanasius über die Menschwerdung, Origenes Hom. über den Br. an die Römer, Eusebius evang. Beweisführ. 6. B. letztes C. Justinus 118 Fr. Cyrill im 6. B. gegen Julian, und Origenes gegen Celsus im 2. B. Nicephorus, Patriarch von Konstantinopel, berichtet im 2. B. seiner Hist. eccl., daß der heilige Evangelist noch vor seinem Tode sich mit dem Kreuz bezeichnet habe.

Von den Liturgien aller Kirchen des V. Jahrhunderts ist

auch nicht Eine, in welcher nicht Gebetsformeln und Segnungen enthalten wären, die mit dem Zeichen des Kreuzes verbunden sind. In der Liturgie des heiligen Gelasius, auch Sacramentarium genannt, ist die Rede von kniefälliger Verehrung des Kreuzes am Charfreitage.

Auch hätte den anmaßenden Reformatoren der geschichtliche Umstand nicht unbekannt sein sollen, daß schon auf der Bildsäule des ersten christlichen Kaisers in Rom, Konstantin des Großen, das Kreuz prangte, und daß der höchste Enthusiasmus seine Heerschaaren ergriff, wenn sie die vornehmste Reichsfahne — das Labarum — mit dem Zeichen des Kreuzes und dem Monogramm des Namens Jesu Christi an ihrer Spitze erblickten. (Die genauere Darstellung dieses höchst merkwürdigen Zeitmomentes, wie solche von dem christlichen Geschichtschreiber Eusebius, nach Konstantins selbsteignem Berichte, aufgezeichnet ward, verdient in der That vollständig nachgelesen und beherzigt zu werden.)

Und wozu die vielen alten Kirchen in Kreuzesform? wozu die häufig aufgefundnen Alterthümer und christlichen Grabsteine mit dem Kreuze? wozu die unzählbaren alten Urkunden mit einem Kreuze bekräftigt? und warum schämen sich unsre Neuerer, die sich doch auch Christen nennen, des Zeichens ihres Erlösers, — welches sogar auf den Thürmen ihrer Tempel den (ominösen) Windfahnen und Wetterhahnen weichen mußte?! Wehe jenen, welchen das Kreuz ein Aergerniß und eine Thorheit ist, welche keine Ehrfurcht tragen gegen das Kreuz, oft wohl gar dasselbe verspotten und lästern, — das Kreuz, an welchem das Heil der Welt hieng, und zernichtet ward die Schuld- und Strafurkunde der sündigen Menschheit! —

In Chursachsen, in der Mark, und an andern Orten von Niederdeutschland ist das Zeichen des Kreuzes auch noch unter den Protestanten, bei der Taufe, bei der Consecrirung des Abendmahls, bei Ertheilung des Segens in der Kirche und vielleicht auch bei andern kirchlichen Ceremonien gebräuchlich. Wenn der Generalsuperint. Schlegel von Greifswalde in seiner Pastoraltheologie sagt, daß das Kreuzmachen bei Weihung des Brods und Weins beim Abendmahl aufgehoben sei (wahrscheinlich von ihm selbst und aus eigner Macht) und daß es auch bei der Taufhandlung wegbleiben könne; so macht hingegen hierüber der Rezensent in den Götting. gel. Anz. vom Aug. 1812 die triftige Anmerkung: „Von

der einen Seite hat man in der neuern Zeit darauf gedrungen, daß man den gottesdienstlichen Handlungen mehr Feierlichkeit geben soll, — und von der andern Seite haben andere Schriftsteller daran gearbeitet, symbolische Handlungen abzuschaffen, welche das Alterthum geheiliget und die anhängliche Liebe der Gemeinden von jeher begleitet hatte. Welch ein Widerspruch!"

Uebrigens ist die Verehrung des Kreuzes ja deswegen keineswegs irgendwo in Anbetung ausgeartet, so wenig als bei den Bildern oder Reliquien —, wie wir schon oben uns überzeugt haben.

Diese alberne, abgeschmackte Beschuldigung hatten ehemals selbst schon die Heiden gegen die katholischen Voreltern gerichtet. Gar treffend antwortete in dieser Hinsicht der heil. Athanasius dem Fürsten Antiochus: „Wenn uns die Heiden der Anbetung des Holzes beschuldigen, so können wir vor ihren Augen die zwei Theile des Kreuzes von einander ablösen, beide Theile auf die Erde werfen und mit Füßen treten, zum Beweis, daß unsre Verehrung sich nicht auf das Holz beziehe, sondern auf die Erinnerung des Gekreuzigten."

Leontius, Bischof von Neapel, im 4. und 7. Art. des zweiten Conc. von Nizäa sagt: „Wenn ihr seht, daß Christen vor dem Kreuz beten, so wisset, daß sie Jesum den Gekreuzigten anbeten, keineswegs aber das Holz. Sind die Hölzer, woraus das Kreuz besteht, getrennt, so erweisen sie ihm nicht nur keine Ehrerbietung, sondern werfen es auf die Erde, oder ins Feuer."

Die Sitte, sich mit dem Kreuze zu bezeichnen, schreibt sich demnach von den ältesten Zeiten des Christenthums her. Im Jahre 287 ward die heilige Märtyrerin Fides, nebst mehreren Genossinnen, um des christlichen Glaubens willen hingerichtet. Bei solchen Gelegenheiten versäumten die Christen nicht, alles genau aufzuschreiben, was dabei geschah, um solche Beschreibungen einander zur Erbauung und zur Befestigung ihres Glaubens mitzutheilen. In diesen Schriften nun, welche bei der Hinrichtung der hl. Fides verfaßt wurden, kommt die deutliche Bemerkung vor, daß sie Stirne, Mund und Brust mit dem Kreuze bezeichnet habe, ehe sie sich dem Scharfrichter überließ. Die Bedeutung solch dreifacher Bezeichnung ist wohl keinem katholischen Schulkinde unbekannt. Wie die Stirne offen gezeigt wird und Niemand sich seines eigenen Antlitzes schämt, so erklärt sich der katholische Christ bereit, durch seine Werke ein

öffentliches Bekenntniß von der Lehre des heil. Evangeliums abzulegen, nach dem Beispiele des großen Weltapostels (Röm. 1, 16.); durch das Kreuzzeichen auf den Mund zeigt er seinen Willen, die katholische Lehre auch mündlich überall zu bekennen und zu vertheidigen, nach Christi eignem Ausspruch: „Wer mich bekennt vor den Menschen, den werde auch ich bekennen vor meinem himmlischen Vater;“ und durch Bezeichnung der Brust wird angedeutet, daß der Christ in seinem Herzen die apostolische Ermahnung zu befolgen habe (Phil. 2, 5.): „Seid so gesinnet, wie Jesus Christus auch war.“ Zugleich drückt der Katholik durch diese dreifache Bekreuzung die Bitte aus, daß Gott durch die Kraft des Kreuzes ihm die Gnade verleihen wolle, das Evangelium mit dem Verstande zu fassen, mit dem Munde zu bekennen und mit dem Herzen zu lieben.

Wenn zuweilen in der katholischen Kirche von Anbetung des Kreuzes gesprochen wird, so ist darüber, mit den Vätern des zweiten Conciliums von Nizäa und mit allen unterrichteten und redlichgesinnten Theologen, zu antworten: Anbeten — Anbetung sind allgemeine Ausdrücke, welche beziehungsweise auf den Gegenstand, in verschiedenem Sinn angenommen und verstanden werden; beziehen sie sich auf eine der drei göttlichen Personen, so bedeuten sie unsre vollständige Abhängigkeit, die unbeschränkte Herrschaft Gottes, und die Anbetung im eigentlichen Sinn (mögen jene protestantischen Kirchenlichter, jene modernen Basilides, Carpocrates und Alogianer, welche in den neuesten theol. Annalen von 1830 die Dogmen von der Dreieinigkeit — sowie von der Gottheit Christi — als unevangelisch und unapostolisch erklären, immerhin sich hierüber ärgern!); beziehen sie sich aber auf die Heiligen, ihre Bilder, auf das Crucifix — Altar — Kreuz, — auf Regenten, ihre Statuen, — (auch die Kaiser und Könige unsrer jetzigen Christenwelt heißen ja nicht selten majestates sacratissimæ und „Angebetete“ im Curial-Styl): so bedeuten sie bloß eine relative, bürgerliche oder religiöse, Ehrbezeigung. Auf wen sonst kann und soll man sich über den Sinn eines Ausdrucks berufen, als auf jene, welche ihn gebrauchen? wollen andre besser wissen, was jene damit sagen wollten, als sie selbst? Wahrhaftig — sagt der große, treffliche Bossuet — dieß ist erbärmlich, und wenn man bedenkt, daß durch solche spitzfindige Ränke sogar die Einigkeit gefährdet und gestört wird, so ist es vollends abscheulich.

Luther in s. größern Hauspostill sagt hierüber, nach seiner widersprechenden, schwankenden Weise: „Wo Mißbrauch und Irrthum geschieht in Anbetung der Bilder und Kreuze, soll man diese zerstören und wegthun, auch die Kirchen daselbst niederreißen. Wiewohl ich die Bilder nicht gänzlich verwerfe, und sonderlich die Figur des gekreuzigten Christi. Denn wir haben dessen eine Vorstellung im alten Testament, von der ehernen Schlange durch Moses in der Wüste aufgerichtet, auf daß alle, so von den feurigen Schlangen gebissen waren, wo sie diese eherne Schlange anschauten, sollten dadurch gesund werden. Das sollten auch wir mit dem Bild des gekreuzigten Christus thun." An einer andern Stelle kommt die deutliche Ermahnung vor: „Des Morgens, so du aus dem Bette fährst, sollst du dich segnen mit dem heiligen Kreuz!"

Auf dem Titelblatt seiner, von Melanchton herausgegebenen Werke, ist Luther vor einem Crucifixe kniend abgebildet. Also hielten es doch diese beiden großen Glaubenshelden für erlaubt und schicklich, vor einem Crucifixe hinzuknien.

Auch das Alterthum beweist die verschiedene Bedeutung dieses Worts. Genes. C. XVIII. heißt es: „Abraham neigte sich bis zur Erde vor den drei Männern, und betete sie an." Gen. C. XXII: „Abraham erhob sich, und betete das Volk dieses Landes an." Gen. XLIX: „Die Kinder deines Vaters werden dich anbeten." So betete auch David den Saul an, Chusi den Jakob, Achimaas den König, Arenna den David, Adonias den Salomon, die Kinder der Propheten den Elisäus, alle Diener des Ahasveros den Aman u. s. w. Die Chroniken und Geschichtschreiber erzählen, daß Kaiser Carl der Große von Leo II. angebetet ward, nach der nämlichen Weise, wie ehemals die alten Kaiser angebetet wurden. Im Hebräischen und Griechischen kommt immer nur ein und ebenderselbe Ausdruck vor; allein die protestantischen Ausleger übersetzen es, in armseliger Schlauheit, bald mit „anbeten", bald mit „verbeugen", „niederknien", „Ehre erweisen", — je nachdem es ihnen besser dient. Die Vulgata hat überall adorare (feierliche Ehrerbietung erzeigen, verehren), der griechische Text hat *προσκύνειν*, d. h. reverenter tractare, tiefe Ehrfurcht bezeigen. Richtig bemerkt hierüber Kastner in s. Katholic. und Nichtkatholic.: „daß der Ausdruck adoratio sanctorum oder imaginum, wo er vorkommt, entweder nur uneigentlich, z. B. blos als veneratio zu nehmen,

oder blos als Bezeichnung des Ortes, der Art und der Bewegung der Gebetsverrichtung zu betrachten sei, z. B. ad sanctos oratio, ad — apud imaginem oratio ad sanctos u. s. w., sollte bei Lesern, die nicht geflissentlich unwissend sein und nicht vorsätzlich die Katholiken gleichsam nur stets vexiren wollen, nicht einmal einer Erinnerung bedürfen." In gleichem Sinne sagt — wie wir oben bereits gesehen — v. Meyer in s. krit. Kränzen: „Wer es uns verargen wollte, wenn wir mit dem Kreuze nus segnen, möchte auch eben sowohl andere unschuldige, würdige und nützliche Gebräuche der Ueberlieferung, so auch das Knien, uns verargen, das unter allen Stellungen der Anbetung die schicklichste ist." Und eben so günstig für diese Ansicht lautet das Urtheil des großen Leibnitz, wenn es in s. System der Theologie heißt: „Vor dem Bilde des Gekreuzigten sich niederwerfen, und bei dem Anblick desselben Denjenigen, welchen es vorstellt, verehren, kann nach meiner Meinung nichts Böses sein; der Nutzen aber ist offenbar, denn es läßt sich nicht bestreiten, daß die Gefühle ganz wunderbar dadurch erweckt werden."

Weit füglicher hätten die Protestanten den Katholiken den leichtsinnigen Mißbrauch des Kreuzes Christi vorzuwerfen gehabt, — die ärgerliche Flüchtigkeit, mit welcher sie sich bezeichnen, — die ungebührliche Schnelligkeit und Lauheit, mit welcher so viele Priester am Altare bei der heiligsten, erhabensten Handlung ihres Amtes dieß Zeichen hinschleudern, — das Zeichen, welches den kurzen Inbegriff unsers ganzen Glaubensbekenntnisses in sich schließt: die Dreifaltigkeit der Personen in einem einzigen Gott, — die Menschwerdung, — die Leiden und den Tod Jesu, — die Erlösung des ganzen Menschengeschlechtes —!

Aber, — dieß Glaubensbekenntniß verbieten, — einen Gebrauch, welcher so alt als die Kirche selbst ist, abschaffen, — Christen jenes ehrwürdige Zeichen untersagen, wodurch das Christenthum kund gegeben wird, — das Kreuzzeichen, welches uns gegen Versuchungen und Gefahren schirmt, den Kranken bei Annäherung des Todes, wie den Martyrer bei'm Anblick von Schwert und Scheiterhaufen ermuthigt, — das Crucifix, die Abbildung des für uns sterbenden Heilands, zum Feuer verurtheilen, — das Kreuz, das Siegeszeichen, unsern größten Ruhm und Hoffnung, dessen einzig und allein Paulus sich rühmte, das Kreuz, durch welches die Welt erlöset ward, das Kreuz, durch welches die

Welt wird gerichtet werden (Matth. XXIV, 30.), wenn es uns, in der, nach erloschnem Sonnenlicht uns umgebenden, grauenvollen Finsterniß erscheinen, und herrlicher als die Sonne strahlen wird; dieß Kreuz niederreißen und in die Acht erklären, — welche Verblendung, welch' tollkühne Vermessenheit, welcher Wahnsinn!! —

In Betreff der

Verehrung und Anrufung der Heiligen,

welche uns nun zu betrachten folgt, spricht sich der katholische Katechismus ganz klar und einfach aus, „daß die Heiligen angerufen werden, nicht als ob sie aus eigner Macht helfen könnten, sondern weil sie — laut der Schrift — Freunde Gottes sind, und weil auch sie für die Menschen zu Gott bitten."

Kein vernünftiger Katholik hat je daran gedacht, die Heiligen anzubeten, oder zu glauben, daß bei dem Anrufen der Ton zu den Ohren des Heiligen dringen müsse, um von ihm gehört zu werden. Solch' plumpe, alberne Vorstellungen kommen gar Niemanden zu Sinn. Auch schreibt die Kirche nicht vor, daß man sie laut, oder anders als im Herzen anrufen soll. Nicht nur wird die Anbetung der Heiligen von ihr nicht gelehrt und nicht gestattet, nicht nur verboten, sondern auch als ein Gräuel vor Gott verworfen und verdammt; dagegen billigt sie eine, durch Gesinnung, Wort und That sich äußernde Verehrung derjenigen, welche Gott, als seine treuen Diener, mit außerordentlichen Gnaden ausgezeichnet und verherrlicht hat. Ueber die Art und Weise, wie die Seligen in die Kenntniß der gläubigen Anrufungen auf Erde gesetzt werden, hat die Kirche nichts entschieden; sie hat solche Gott anheimgestellt, — dem Herrn des Geisterreichs im Himmel und auf Erde. Kennt man etwa das Geisterreich so genau, daß man darin eine Verbindung, eine gemeinschaftliche, wechselseitige Einwirkung als unmöglich, oder abgeschmackt erklären dürfte? Sollte nicht gerade ein wesentlicher Theil der Seligkeit der Heiligen darin bestehen, die wunderbaren Wege zu betrachten, durch welche die göttliche Weisheit und Vorsicht alle ihre Geschöpfe hier auf Erden führt? Vielmehr ist — nach dem Urtheil des großen Leibnitz — die Kenntniß der Dinge, für Geister die Quelle der größten Wonne-

empfindungen; „und da sie selbst nun,“ fährt er fort, „die göttliche Weisheit und Vollkommenheit näher schauen, so werden sie glaublich, da sie im Körper, aus der Ferne, die Rathschlüsse der Vorsehung bewunderten, zu demselben nun näher zugelassen und mit der gerechtesten Anordnung Gottes, die sie vorhin geglaubt, wirklich vertraut sein, — was nach meiner Meinung, ohne die Kenntniß der besondren Begebenheiten, welche unter den Menschen sich zutragen, nicht kann erfaßt werden.“

Keineswegs von den Heiligen hofft und erwartet übrigens der katholische Gläubige die Erhörung seiner Anliegen, sondern allein von Gott durch Jesum Christum. Sollten nicht die Seligen im Himmel ihre Bitten mit dem Gebet der gläubigen Kämpfer auf Erde vereinigen können? Nach Luc. XV, 7. 10. haben Gottes Engel im Himmel, Freude über die Bekehrung eines Sünders auf Erde. Also wissen sie nicht nur um das Thun der streitenden Kirche auf Erden, sondern nehmen auch Antheil an ihrem Schicksal. Die Engel sind aber auch nicht allwissend, und müßten folglich von Gott auf eine, uns unbekannte Weise in Kenntniß gesetzt werden. Warum sollte man dieß nicht auch auf die Heiligen, welche den Engeln gleich sind, anwenden dürfen? Wer in Betreff des moralischen Gottesreichs Erde und Himmel nicht trennt, — folglich eine Gemeinschaft unter den Bürgern dieses Gottesreichs zugiebt —, kann es nur vernunftmäßig finden, daß die seligen Himmelsbürger den ihnen gewiß angemeßnen Wunsch hegen, daß auch die, in der streitenden Kirche Gottes noch Wallenden, dieser Seligkeit theilhaftig würden; diese Wünsche nun lösen sich in Fürbitten auf, welche, — als aus reinster Liebe geflossen —, dem Gott der Liebe nur wohlgefällig sein können, um so mehr, da das liebevolle Fürbitten für einander, den Gläubigen auf Erde so nachdrücklich in der Schrift empfohlen, und als eine Gott wohlgefällige Sache dargestellt wird. (Hebr. XIII; Jak. V; 2 Cor. I; 1 Tim. II.) So lange die Heiligen auf Erden lebten, waren sie möglichst für ihr eigenes und ihrer Mitbrüder Heil besorgt. Diese Gesinnung begleitete sie in die Ewigkeit, und konnte dort in näherer Vereinigung mit Gott, dessen Antlitz sie allezeit schauen (Matth. XVIII, 10.), nur gekräftigt werden. Nach dem Drang ihrer Liebe müssen sie wünschen, daß die gläubigen

Kämpfer hienieden zu eben derselben Seligkeit gelangen. Dies ist ja schon kräftige Fürbitte! Was ist von unsrer Seite billiger, als daß wir solches freudig und dankbar anerkennen; welche Empfindung dann, wie unwillkührlich, in trauliche Anrufung übergeht. Im Gefühl unsrer Unmacht und Unwürdigkeit, vereinigen wir unsre Bitten mit den Bitten derjenigen, welche — ehemals Menschen wie wir, auf diesem Kampfplatz des Lebens — jetzt verklärte Freunde Gottes sind. Daß wir dieß thun können und dürfen, befriedigt den Drang unsrer Herzen; wir üben dadurch zugleich eine Handlung der Demuth aus, — des Dankes, des Glaubens, der Hoffnung und der Liebe, indem wir durch diese Verehrung und Anrufung unsern Entschluß offenbaren, durch Nachahmung der tugendhaften Gesinnungen der Heiligen, uns Gott stets wohlgefällig zu machen. Auf diese Nachfolge dringt ja eben die Kirche ganz besonders; ohne solches Bestreben wäre jede Verehrung der Heiligen eine, weder Gott wohlgefällige, noch dem Menschen heilsame Handlung. Wenn nun der gläubige Christ auf solche Weise seinem Herzensdrang Genüge leistet, wer kann es tadeln, oder gar abgöttisch finden?

Hierüber hat sich dann auch die Kirchenversammlung von Trient ganz besonders deutlich und nachdrucksam erklärt, indem sie Sess. XXV allen Lehrern und Seelsorgern einschärft, „die Gläubigen wegen der Anrufung der Heiligen fleißig zu unterrichten und zu belehren, daß die Heiligen, welche im Himmel mit Christo herrschen, ihr Gebet für die Menschen Gott darbringen, daß es folglich gut und nützlich sei, dieselben anzurufen, um von Gott seine Wohlthaten, durch seinen Sohn, unsern Herrn Jesum Christum, welcher allein unser Erlöser und Heiland ist, zu erhalten." Daher lehrt auch der Katechismus des Conciliums von Trient, der in Folge eines eignen Conciliarbeschlusses, auf Befehl Pius V. herausgegeben ward, „man dürfe nicht auf ebendieselbe Weise zu Gott und den Heiligen beten; denn wir beten zu Gott, daß er selbst uns das Gute verleihen, und uns vor dem Uebel bewahren wolle; zu den Heiligen aber bitten wir, weil sie Gott wohlgefällig sind, daß sie unsre Fürsprecher bei Gott sein, und von ihm erwirken möchten, was uns Noth thut."

Eine kräftige Widerlegung des, von den protestantischen Controversisten stets, als die eigentliche und wahre Lehre der katholischen

Kirche dargestellten Trugbildes, in Betreff der Heiligenverehrung, ist in der, von Prof. Ritter in Bonn unlängst aus dem Englischen übersetzten Schrift: „Der verunstaltete und der treu geschilderte Papist“ enthalten, wo es heißt: „Im Banne sei, wer glaubt, die Heiligen im Himmel seien seine Erlöser, der zu ihnen als solchen betet, oder der ihnen, oder irgend einer Creatur, göttliche Ehre erweist! Im Banne sei jeder Anbeter Gottes, der glaubt, die heilige Jungfrau Maria sei etwas andres, als ein Geschöpf, der sie mehr verehrt, oder mehr Vertrauen auf sie setzt, als auf Gott, der glaubt, sie sei über ihrem Sohne, oder sie könne ihm in irgend einer Sache gebieten!“

Und sollte Gott weniger achten auf die Fürbitte der abgestorbnen Christen, welche schon auf dieser Erde durch ihre Frömmigkeit, Standhaftigkeit und Selbstverläugnung, in inniger Gemeinschaft mit Gott und ihrem Erlöser stunden, folglich nun im Reiche des Lichts reiner und trauter mit ihnen vereint sind, als auf die Fürbitte fehlbarer Sünder? — Oder wäre es etwa vernunftmäßiger, zu denken, daß die Heiligen dort von ihren Mitchristen — und zum Theil Angehörigen — auf Erde nichts wüßten, oder wohl gar nichts wissen wollten, und alle thätige Liebe verläugneten, daß Erde und Himmel, — wo doch Ein Gott regiert —, durch unzugängliche Kluft geschieden seien? Sollten die Heiligen, welche auf Erde von allem Egoismus so weit entfernt waren, sich im Himmel — dem Vaterland der Liebe — in ihrer eignen Seligkeit nun selbstsüchtig genügen wollen? Sollten wir uns nicht vielmehr der tröstlichen Hoffnung überlassen dürfen, daß, was sie schon hienieden thaten, und was alle guten Christen für einander zu thun verpflichtet sind, sie auch jenseits leisten, — nämlich uns durch ihr Gebet beistehen werden?

Das Christenthum stellt die Gemeinschaft der Christen unter dem faßlichen Bild eines Leibes auf, dessen Haupt Christus ist. Sollten dann die Gläubigen, wenn sie aus dieser Zeitlichkeit austreten und in das selige Jenseits aufgenommen werden, aufhören, Glieder desselben Leibes zu sein? Ist's nicht dasselbe Reich, dasselbe Haupt, derselbe Leib?

Wenn die Apostel — besonders Paulus — uns versichern, daß die wechselseitigen Fürbitten schon auf Erde Gott wohlgefällig seien; — wenn die Apostel sich selbst auch den Fürbitten der

Gläubigen empfahlen, indem sie zu gleichem Liebeswerk sich anboten (Röm. XV, 30. Col. IV, 3. Ephes. VI, 18. u. a. m.); wenn Gott selbst (Gen. XX, 7.) zu Abimelech spricht: „Laß Abraham für dich bitten, so wirst du beim Leben erhalten werden“, — und zu Eliphaz und dessen beiden Freunden: „Gehet hin zu meinem Diener Hiob; mein Diener Hiob soll für euch bitten, und ich werde ihn gnädig ansehen, damit euch eure Thorheit nicht zugerechnet werde“; wenn Christus für seine Jünger am Oelberge oft betete, auch seine Jünger beten hieß, und am Kreuz für seine Mörder bat; — wenn Paulus Gebete und Fürbitten für alle Menschen verrichten heißt, und die Gemeinden ohne Unterlaß für den eingekerkerten Petrum beteten; wie könnten dann solch' gegenseitige Beweise der Demuth und Liebe, zwischen den Gliedern Christi im Himmel und denen auf Erde, Gott anders als wohlgefällig sein?! Die seligen Geister leben in jenem bessern Vaterland mit Gott und ihrem Erlöser, ja sie sind sogar, — nach dem klaren Ausspruch der Schrift —, zur Theilnahme an Christi Richteramt berufen (Matth. XIX, 1 Cor. VI), und wenn sie schon während ihrer irdischen Pilgerreise, um das Wohl ihrer Brüder besorgt und mit Fürbitte eingedenk waren, wie sollten sie in ihrem jetzigen, verklärten Zustand weniger theilnehmend sein? —

Nicht selten hört man auch die Einwendung: es sei immer noch ein Verbrechen, sich an die Heiligen zu wenden, weil man bei niemand, als dem einzigen Mittler und Heiland Jesus Christus Zuflucht suchen soll. Aber vergebens würde man auf den Paulinischen Ausspruch (1 Tim. II, 5.): „es ist Ein Mittler zwischen Gott und den Menschen, der Mensch Jesus Christus“, sich berufen. Die katholische Kirche verehrt Jesum, als den wahren Sohn Gottes, und als den Christus und Mittler zwischen Gott und den Menschen; sie erweis't ihm göttliche Ehre, und betet ihn an, wie den Vater und den, von beiden ausgehenden Geist, als wahren Gott; sie schließt auch alle ihre Gebete durch „unsern Herrn Jesum Christum, den Eingebornen des Vaters, der mit dem Vater und dem heil. Geiste, als gleicher Gott, lebt und herrscht in Ewigkeit.“ Ohne jedoch der wahren Verehrung Gottes und seines Sohnes auch nur im mindesten Abbruch zu thun, steht die Heiligenverehrung ganz vereinbarlich neben der Anbetung Gottes. Ferne sind die Katholiken davon, die Heiligen anzubeten (wann die Sonne scheint, entschwinden am

Firmamente unserm Auge die Sternen), aber stets wurde es in ihrer Kirche als nützlich und heilsam angesehen, die Heiligen zu verehren und um ihre Fürbitte anzurufen. Wie sollte dadurch das Mittleramt Christi irgend welche Beschränkung erleiden? Wenden wir uns nicht im Gebete des Herrn auch unmittelbar an den Vater, ohne mindesten Abbruch des Mittleramts Christi? Erwähnt nicht die heil. Schrift der Engel, als vermittelnder Werkzeuge der Gottheit, als der Vollstrecker ihres Willens und ihrer Rathschlüsse? Und doch, wer sähe in der, diesen Wesen von Gott mitgetheilten Macht, eine Schmälerung seiner eignen Allmacht, — in der, von ihm überall gespendeten Lebenskraft, eine Zersplitterung des höchsten unendlichen Lebens, — in der Schöpfung aller geistigen Wesen, eine Schwächung des Urgeistes? Aus allen Missalen, liturgischen Büchern, Breviarien und Diurnalien geht die Gewißheit hervor, daß die Feste der Heiligen und Martyrer noch gegenwärtig nur eben das sind, was sie vor siebzehnhundert Jahren waren, nämlich Gedächtnißfeier ihres Glaubens, ihres Todes, ihres Eifers für die Religion, und Ermunterungen zur Nachfolge, — gemäß der Paulinischen Vorschrift: „Erinnert euch eurer Vorgesetzten, die euch das Wort Gottes verkündigten, betrachtet ihr Ende und ahmet ihren Glauben nach.“ Wie so gar nicht wird also die Verehrung derselben dem Dienste, welchen man Gott erzeigt, an die Seite gesetzt. — Und wie kommt es dann, daß jene Leute, welche über eine Beeinträchtigung des Mittleramts Christi durch die Heiligenverehrung sich besorgt zeigen, nicht auch dieselbe Gefahr darin erblicken, daß die Christen sich gegenseitig einander in ihre Gebete empfehlen. Beide werden gleichmäßig um ihre Fürbitte angesprochen; ist das eine Ansuchen unschuldig, so muß es auch das andre sein. Wenn der Katholik durch Anrufung der Heiligen die Zahl seiner Vermittler vergrößert, so fällt das nämliche auch dem Protestant zur Last, welcher die Fürbitte seiner lebenden Mitchristen in Anspruch nimmt. Wenn letztre für uns auf unser Ansuchen bitten, so werden sie dadurch eben so gut unsre Vertreter, — Fürsprecher, — Mittler, wie es die Heiligen des Himmels für den Katholik werden. Man stoße sich daher nicht an diesen Namen, welche gar nichts zur Sache selbst thun. Streng genommen, haben, wie schon bemerkt, alle Menschen nur einen Einzigen Mittler, den Gottmenschen. „Die Christen“, sagt der große Augustinus,

„empfehlen sich unter einander ihrem gegenseitigen Gebete; der aber für alle fürbittet, ohne daß er selbst der Fürbitte irgend eines Sterblichen bedürfte, ist der einzige, — der wahre Mittler.“ Dennoch lehrt uns eben dieser Kirchenvater die Anrufung der Heiligen. „Das christliche Volk“, sagt er an einer andern Stelle, „begeht die Gedächtnißtage der Martyrer mit andachtsvoller Feierlichkeit. Wir ehren die Martyrer mit jener Verehrung und Verbrüderung, mit welcher in diesem Leben heilige Männer Gottes verehrt werden. Mit jener höchsten Ehre, die eine, der Gottheit allein gebührende, Dienstbezeugung ist, darf nach unsrer Lehre niemand, als nur Gott selbst verehrt werden. Wir weihen unsren heiligen Martyrern keine Tempel und Altäre und bringen ihnen kein Opfer dar. Das sei ferne! Gott nur wird geleistet, Gott allein wird dargebracht, was an ihren Gedächtnißtagen geschieht. Wann habt ihr je gehört: ich opfre dir, heiliger Petrus! heiliger Paulus! Niemals, denn das ist nicht erlaubt. Und wenn dir jemand sagt: erzeigst du nicht dem Petrus einen religiösen Dienst? so antworte ihm: ich verehre nicht den Petrus, sondern denjenigen, welchen auch Petrus verehrt.“ Schon Justin der Martyrer, welcher bereits in den Jünglingsjahren war, als der Apostel Johannes noch lebte, schreibt in seiner Vertheidigung des christlichen Glaubens: „Wir verehren und rufen die Schaaren der Engel und die Geister der Propheten an, und lehren andre, wie wir selbst gelehrt worden sind.“ Der große Basilius, Bischof von Cäsarea, geb. im J. 296 nach Chr., sagt ausdrücklich, daß die Anrufung und Verehrung der Heiligen von den Aposteln herstamme, und fügt bei: „Ich rufe die Apostel, Propheten und Martyrer an, daß sie Gott bitten mögen, mir barmherzig zu sein, und mir meine Sünden zu vergeben.“ Der heilige Hieronimus gerieth wirklich über den Vorwurf des Vigilantius in Eifer. „O du thörichter Mensch!“ sagt er, „wer hat jemals die Martyrer angebetet? Wer hat je einen Menschen für Gott gehalten? Haben nicht Paulus und Barnabas ihre Kleider zerrissen, als die Lycaonier sie für Jupiter und Merkur hielten und ihnen opfern wollten? Nicht, daß sie sich nicht für besser gehalten hätten, als den Jupiter und Merkur, sondern weil ihnen ein Cultus erzeigt werden sollte, der Gott allein gebührt.“ Dieß ist die Sprache des ganzen christlichen Alterthums. Ganz unläugbar schreibt sich die Lehre von der Anrufung und Fürbitte der Heiligen von der ursprünglichen

Kirche her, von jenen ehrwürdigen Jahrhunderten, in deren Fußstapfen unsre Reformatoren zurückzukehren sich brüsteten. Auch Origenes sagt: „Der Priester betet nicht allein; die Engel und die Seelen der verstorbenen Heiligen beten mit ihm, — wie Jeremias (bei Maccab. II, 15.), der schon gestorben war, als derjenige genannt wird, der vielfältig für das Volk bittet. Es wäre doch in Wahrheit ungereimt, wenn die Heiligen, die hier nur wie in einem Spiegel oder Räthsel sehen, im andern Leben aber von Angesicht zu Angesicht schauen, nicht auch im nämlichen Verhältniß in den Tugenden zunehmen würden; zumal, was sie sich hier erworben haben, dort erst vollkommen wird. Nach dem Ausspruch Gottes, ist die Liebe des Nächsten eine der vortrefflichsten Tugenden, von welcher wir glauben dürfen, daß die Heiligen sie vollkommner erfüllen, und uns Schwächere in unserm Kampfe nachdrücklicher unterstützen, als diejenigen, die selbst noch in menschlicher Schwachheit befangen sind.“ Auch aus verschiednen Stellen in den Schriften des Origenes gegen den heidnischen Philosophen Celsus sehen wir, daß die Heiligenverehrung schon im Urchristenthum bestund. So heißt es dort: „Alle Väter, die vor uns entschlafen sind, streiten für uns, und unterstützen uns mit ihrem Gebet. — Es ist offenbar, daß die Heiligen, welche vor uns aus diesem Leben getreten sind, für das Volk Sorge tragen, wie es 2 Macc. 15. viele Jahre nach dem Hintritt des Jeremias, geschrieben steht: dieser ist es, der für das Volk betet. — Ich werde mich auf die Knie niederwerfen, und weil ich meiner Sünden wegen den Muth nicht habe, mein Gebet Gott selbst vorzutragen, so werde ich alle Heiligen zu meiner Hilfe rufen: Ihr Heiligen des Himmels! ich flehe zu euch, mit reuevollen Seufzern und Thränen, beuget eure Knie vor dem Gott der Erbarmung für mich elenden Sünder!“ Der heilige Cyprian hatte nichts Angelegneres, als bei der damaligen Begräbniß der Gläubigen, die Martyrer zu ermahnen, wenn sie durch die Marter zu Gott gelangen, auch inständig für ihre zurückgelaßnen Brüder zu beten. Er sagt: „Derjenige aus uns, den Gott würdiget, früher aus diesem Leben abzurufen, soll ja in der Liebe gegen uns verharren, und bei dem barmherzigen Gott für die Brüder und Schwestern fürbitten.“ Ambrosius Orat. II. præp. ad Miss. schreibt: „Ich rufe an die Fürsprache der Apostel, bitte um das Gebet der Martyrer, und sehne mich nach der Fürbitte

der Bekenner; denn solche Gebete, Herr Gott, verachtest du nicht!“

Ganz natürlich und folgerecht ist's doch wohl, daß, mit der Anbetung Jesu, auch die verhältnißmäßige Verehrung und Anrufung seiner Mutter, in das religiöse und kirchliche Leben der Christen, von den frühesten Zeiten an, in verschiednen Gestalten sich einflocht, und durch alle Jahrhunderte herab sich erhielt. Die Verehrung und allgemeine Lobpreisung Mariä ist, wie Basilius bemerkt, eine Prophetie, von dem Munde der Hochbegnadigten im Begeistrungstone selbst ausgesprochen: „Von nun an werden mich alle Geschlechter selig preisen;“ sie mußte mithin in Erfüllung gehen, — und sie geht auch in Erfüllung, fort und fort, von Geschlecht zu Geschlecht, in der katholischen Kirche. Hier wird die Mutter Jesu selig gepriesen, denn „Selig ist der Leib, der dich getragen, und selig sind die Brüste, die dich genährt haben.“ Hier wird das Begrüßungswort des Erzengels und der frommen Elisabeth andächtig nachgesprochen: „Gegrüßt seist du Maria, voll der Gnaden, der Herr ist mit dir; du bist gebenedeit unter den Weibern, und gebenedeit ist die Frucht deines Leibes!“ Die Gebetsformel, wie sie oft von den Katholiken, — besonders Morgens, Mittags und Abends —, auf den Glockenruf verrichtet wird, — diese Verehrungsweise Mariens ist also wahrhaft evangelisch, so ganz ächt- und urchristlich, als nur irgend etwas auf der Erde so genannt zu werden verdient; (in einigen protestantischen Ländern — z. B. in dem reformirten Theile Ungarns werden auch die Marianischen Feiertage, wie von den Katholiken, festlich begangen) daher auch die von Klopstock (Bd. III, 195.) und Lavater (Lobgesang auf die Mutter Jesu) ihr dargebrachte, begeisterte Huldigung wohl keiner Rechtfertigung bedarf. Daß sich — auch schon in frühern Zeiten — hie und da Mißbräuche in der Verehrung der heiligen Gottesgebärerin eingeschlichen hatten, wird keineswegs in Abrede gestellt. Wir rechnen dahin die sinnlosen Uebertreibungen derjenigen, welche die heilige Jungfrau zur vierten Person in der Gottheit erhoben, — die abergläubische Thorheit Ludwigs XI., welcher — durch einen förmlichen Contract — der Mutter Gottes alle Rechte und Ansprüche auf die Lehen und Privilegien der Grafschaft Boulogne übertrug, — jenes Uebermaß frommen Eifers, welches einen Bonaventura und andre ausgezeichnete Katholiken verleitete, für die

heilige Jungfrau eine viel höhere Stufe in der Reihe himmlischer Wesen in Anspruch zu nehmen, als Vernunft und wahre Frömmigkeit ihr irgend anweisen mögen. Weit entfernt, solch' gotteslästerliche Albernheiten irgendwie zu billigen, haben vielmehr die großen Verkündiger der christlichen Lehre sie immer als abgöttisch erklärt und verworfen; diejenige Partei in der Christenheit, welche sich eine, bis zur Anbetung übertriebene Verehrung der heiligen Gottesmutter zu Schulden kommen ließ, steht nicht *in*, sondern außerhalb der katholischen Kirche; und es dürften sich die Gefühle und Ansichten der heutigen Katholiken über diesen Gegenstand kaum getreuer und vollständiger darstellen lassen, als in den Bemerkungen, welche schon *Epiphanius* (Bischof von Salamine, gest. im J. 403), der große Gegner aller Irrlehre, an gewisse Häretiker seiner Zeit richtete, welche der heil. Jungfrau eine, mehr als gebührende Ehre erwiesen. „Ihr Leib", sagt er, „war freilich heilig, allein sie war nicht Gott; sie ist Jungfrau geblieben, aber dennoch nicht Gegenstand unsrer Anbetung, da sie selbst Ihn anbetete, der vom Himmel aus dem Schooße seines Vaters herabgestiegen, aus ihrem Fleische geboren ward. Obgleich sie also ein auserwähltes Gefäß und mit erhabner Heiligkeit begabt war, so ist sie doch nur ein Wesen, welches an unsrer gemeinsamen Natur Theil nimmt, aber die höchsten Ehrenbezeugungen verdient, welche den Heiligen Gottes erwiesen werden. Sie hat den Vorrang vor allen, weil das *himmlische Geheimniß in ihr in Erfüllung gegangen ist*. Allein wir beten keinen Heiligen an; und da diese Verehrung den Engeln nicht erwiesen wird, so kann sie auch der Tochter Anna's nicht zuerkannt werden. Maria werde demnach *verehrt*, aber der Vater, Sohn und heil. Geist allein *angebetet*; niemand bete Marien an!"

Wir sehen aus all' obigem, daß, wenn je einzelne katholische Lehrer in blindem Eifer zu weit gegangen wären, und den *Heiligen* eine, nur *Christo* gebührende Macht und Wirksamkeit beigelegt hätten, solche *Verirrungen* keineswegs gutgeheißen werden; und es wäre daher so ungereimt als ungerecht, die *katholische Kirche* selbst, für *einzelne Uebertreibungen* verantwortlich zu machen. —

Uebrigens erweisen ja auch die Protestanten eine *religiöse Verehrung* gegen *Abgeschiedene*, die wahrlich weit entfernt sind, unter die Heiligen gezählt zu werden. So hegen sie z. B.

hohe Achtung für das, nach ihrer Meinung große, Verdienst Luthers; sie sprechen mit Ehrfurcht von ihm, sie haben sein Bild in Kirchen und Wohnungen aufgestellt, sie scheuen sich also nicht, ihre Achtung auch äußerlich an den Tag zu legen, — ja sie stellen sein Thun und Lassen als Aufmunterung, als Beweggrund zur Treue, also zur Nachahmung auf. Ist dieß nicht eine Verehrung Luthers? Auch nach dessen Tode gedenkt man seiner noch im Segen, und richtet Denkmäler ihm zu Ehren auf. Ist dieß nicht eine Verehrung Luthers, des Abgeschiedenen? Man dankt öffentlich Gott für den vermeint großen Segen, welchen er durch Luthern der Menschheit angedeihen ließ; sein Bild prangt in den Tempeln bei gottesdienstlichen Versammlungen, man begeht Festtage zu seinem Andenken u. s. w. Heißen wir dieß nicht mit vollem Recht eine religiöse Verehrung (adoratio) des abgeschiedenen Luthers? Wie kann und will man nun dem Katholik etwas zum Verbrechen anrechnen, das der Protestant selbst übt und für recht, edel und vernunftmäßig hält? Der Protestant glaubt keine Abgötterei zu begehen durch die nämliche Handlung, welche er dem Katholik als eine solche aufbürdet. —

Den wesentlichen Unterschied, welchen die katholische Kirche zwischen Fürbitte der Heiligen und Vermittlung Christi macht, bestimmt das Conc. Trid. in Sess. XXV auf's klarste, ausnehmend schön, und ganz geeignet, selbst die schwierigsten Köpfe zu befriedigen; eben so die katholischen Katechismen, liturgischen Bücher und Litaneien. Zu den Heiligen ruft der katholische Christ: „bittet für uns!" zu den Personen der heiligen Dreifaltigkeit: „erbarme dich unser!" „erhöre uns!" „verschone uns!" Eben so im gewöhnlichen Gebet des Confiteor. Den Brüdern im Himmel sagt man nicht mehr, als den Brüdern auf Erde. Alle und jede Gebete schließen sich einzig und allein mit der, die Gottheit des Erlösers laut aussprechenden Formel: per Dominum nostrum Jesum Christum filium tuum, qui tecum vivit et regnat in unitate Spiritus sancti etc.; woraus hervorgeht, daß alle Frucht — aller Erfolg der Gebete einzig von der Fürsprache und den Verdiensten Jesu Christi verhofft wird, — des einzigen Namens, der den Menschen unter dem Himmel, zur Erlangung ihres Heils gegeben ward.

Spezielle Beweise aus der heil. Schrift, wodurch diese,

so menschenfreundliche Lehre, historisch als geoffenbart begründet wird, enthält jeder Catechismus und jedes dogmatische Lehrbuch der katholischen Kirche. Siehe Feßler Ans. von Relig. und Kirchenth. 2 Th. Theol. Zeitsch. von Dr. Frint, Jahrg. XII. 2 H. 1. Bd., und 1. H. 2. B. über die Verehrung der Heiligen v. Hieronimus Zeidler.

Wie ungerecht und schamlos ist demnach der Vorwurf, daß der Katholik die Heiligen in Halbgötter umgestalte und sich dadurch der Abgötterei schuldig mache, welche doch nur derjenige begeht, der die, dem Schöpfer gebührende Ehre und Anbetung, seinem Geschöpf erweist. Eine schwerere Beschuldigung der Protestanten gegen die Katholiken ließe sich in der That kaum denken; freilich ist sie aber auch ganz besonders geeignet, die Unwissenden gegen die katholische Kirche aufzureizen. Daher dann auch die protestantischen Controversisten mit diesem Vorwurf fortwährend gegen die Kirche toben, und in die Wette sich bemühen, diesen Punkt mit den häßlichsten, grellsten Farben darzustellen, indem sie vorgeben, „daß die römische Kirche noch andre Götter neben dem Herrn habe, — daß sie die heidnische Vielgötterei wieder in das Christenthum bringe, — daß die Katholiken sich irgend einem Lieblings-Heiligen empfehlen, nicht durch ein frommes Leben, sondern durch Schmeichelworte und köstliche Geschenke, — daß sie oft mehr auf die Fürbitte eines solchen Heiligen zählen, als auf diejenige des göttlichen Heilandes, und wenig achten auf den König des Himmels, wenn sie nur der Gunst dieser seiner Höflinge gewiß zu sein glauben, — daß, wie bei den Protestanten der Sohn Gottes, so bei den Katholiken die Mutter des Erlösers, Gegenstand der höchsten Verehrung sei" u. s. w. Solcher und ähnlicher Verläumdungen haben wir indessen schon früher (Bd. I. Abthl. 2. S. 162 und 163.) erwähnt, als von den Lästerungen der Protestanten gegen den Katholizismus, aus Unkenntniß oder Bosheit, im Allgemeinen die Rede war. Entweder kennen diese Leute die Lehre der katholischen Kirche von den Heiligen, oder sie kennen dieselbe nicht. Kennen sie solche wirklich und beschuldigen dennoch die Kirche der Anbetung der Heiligen und des Götzendienstes, so ist nicht einzusehen, wie sie den Namen „boshafter Verläumder" von sich abwälzen könnten; kennen sie solche nicht, so hätten sie — wenn sie anders noch als Ehrenmänner angesehen sein wollen, wenigstens die Pflicht, sich gründlich damit

bekannt zu machen, und nach erlangter besserer Einsicht die grelle Unwahrheit, welche sie — absichtlich oder unbedachtsamer Weise — verbreitet hatten, zu berichtigen und zu widerrufen.

Auf dem Concilium zu Calcedon, welches — wie wir schon oben sahen — auch bei den Protestanten in vollem Ansehen steht, riefen, nach Vorlesung des Briefs von Flavian, alle Bischöfe einmüthig: „Das ist Wahrheit; wir behaupten alle dasselbe; Flavian bleibe in ewigem Andenken! er lebt auch nach seinem Tode noch fort. Martyrer, bitte für uns!“ Ueber all' diese, mehr als sechshundert Bischöfe nun wäre der Stab gebrochen, wenn die Protestanten, hinsichtlich der Anrufung der Heiligen, Recht hätten. Das ganze Concilium wäre aus Abgöttern bestanden. Wer stoßt nicht solch' abenteuerlichen Gedanken mit Abscheu von sich? Die Väter von Calcedon lebten zunächst den ersten Zeiten; sie waren Erben der damals noch ganz frischen, apostolischen Urlehre; sie hatten ihren Glauben, ihre Uebung auf die Lehre der Kirche, auf Thatsachen und Schriften gegründet, die nicht bis auf uns gekommen sind. Und nach vierzehn Jahrhunderten, — wo uns die Urkunden mangeln, welche sie besaßen —, wollte man behaupten, vom ersten christlichen Zeitalter mehr als sie zu wissen? man wollte ihre Lehre, als Verkehrtheit und Abgötterei erklären? Solche Zeugnisse sind viel mehr unstreitig um so wichtiger und entscheidender, da von protestantischer Seite, den vier ersten Jahrhunderten des Christenthums die reine und unverfälschte Lehre allgemein zugestanden wird.

Hier mögen wohl auch einige Bemerkungen über die Anwendung des Beiwortes „Heilig“ (Sanctus, unsträflich, geweiht, ehrwürdig), an welchem unsre Protestanten so gewaltig Anstoß zu nehmen pflegen, nicht am unrechten Platze stehen. Wenn hin und wieder die Geistlichen unsrer Confession aus übertriebner Aengstlichkeit, selbst den Aposteln und Jüngern Christi diese Benennung zu versagen sich anmaßen, so müssen wir ihnen in's Gedächtniß zurückrufen, daß schon in der Apostelgeschichte und den Paulinischen Briefen gar oft die frommen Christen überhaupt „Heilige“ genannt wurden, — daß auch den Reformatoren gar häufig dieser Name beigelegt ward, (Zwingli ward von seinem eignen Schwiegersohn Gwalter: vir sanctissimus geheißen). — und daß, noch im letztverfloßnen Jahrhundert, protestantische Prediger, ihre Zuhörer als

„Heilige“ anzureden, kein Bedenken trugen. — Und wie oft sprechen nicht, auch in neuerer Zeit, die protestantischen Geistlichen, von ihren Kanzeln, als von „heiligen Stätten“, dann wieder von heiligen Liedern, Stunden, Tagen, von heiliger Andacht, Eifer, Entschlüssen u. dgl. mehr! Und man sollte es ungeziemend, oder gar anstößig finden können, wenn jenen apostolischen Männern des Urchristenthums, jenen auserwählten Werkzeugen der Gottheit zu Verbreitung der ewigen Heilslehre, die gebührende Huldigung erwiesen, und ihnen diejenige Eigenschaft beigelegt wird, deren sie durch unsträflichen Lebenswandel, verdienstvolle Thaten und heldenmüthige Aufopferung sich, mehr als alle übrigen Sterblichen, würdig erzeigt hatten? —

Auch die leidenschaftlichsten unsrer protestantischen Zeloten haben übrigens einen Augustin, Hieronimus, Ambrosius, Basilius, Chrysostomus und Athanasius unter die Heiligen gezählt. Selbst Calvin setzt „Cyprian, Ambrosius, Augustinus, Gregor, Bernard u. a. m., die ihnen ähnlich sind“, unter die „Heiligen“. (Das nämliche Urtheil fällt auch Peter Martyr.) Nun haben aber all' diese großen, durch Tugenden und apostolische Arbeiten so ausgezeichneten Männer, die Heiligen angerufen, und die Gläubigen ihrer Zeit ebenfalls dazu aufgefordert. Wären sie Abgöttrer, so könnten sie keine Heilige sein, und sind sie Heilige, so wären sie keine Abgöttrer. Und in der That müßte man der Geschichte ganz unkundig sein, oder anders die Thatsachen und Dogmen vernichten, wenn man, wie Feller sagt, nicht eingestehen wollte, daß sich allein im Schooße der katholischen Kirche so viele große Heilige gebildet, deren Leben wir bewundern müssen, und deren heldenmüthige Tugenden Gott selbst durch die augenscheinlichsten Wunder verherrlicht hat. Oder zu welcher andern Kirche, als zur katholischen, bekannten sich die Irenäus, Cyprian, Antonius, Hilarius, Athanasius, Hieronimus, Ambrosius, Chrysostomus? Zu welcher, als zu ihr, die Benedikt, Anselm, Bernardus, Bonifazius, Ansgar, Dominikus, Franz von Assisi, Ignatius, Franziskus Xaverius, Carl Borromäus, Vinzenz von Paula? Werden sich die von der Mutterkirche Abgefallnen, im Widerspruch mit dieser bekannten Thatsache, zu rühmen getrauen, daß diese und so viele andre Heilige etwa zu ihrer Gemeinschaft gehören? Nein, diese Muster der Tugend haben keinen andern Glauben bekannt,

als denjenigen der katholischen Kirche; sie alle erkannten den Nachfolger Petri als den, vom Herrn verordneten, sichtbaren Oberhirten; die katholische Kirche hat daher auch allein das Recht, sie als ihre Kinder und Jünger zu betrachten. Wir verweisen übrigens dießfalls, nicht etwa auf veraltete Legenden, sondern auf ein Werk, welches wegen seiner vielseitigen Gelehrsamkeit und lichtvollen Critik selbst von dem ungläubigen Gibbon empfohlen ward; wir meinen die „Leben der Heiligen", von dem berühmten Engländer A. Butler, Präsident des Collegiums von St. Omer, in's Deutsche übersetzt und vielfach bereichert von Räß und Weis, Mainz bei S. Müller. Protestanten, welche immer von einem Verfall der Kirche zu Anfang des sechszehnten Jahrhunderts faseln, um dadurch Luthers und seiner Gehilfen Empörung zu rechtfertigen, mögen bald zu einem richtigern Urtheile gelangen und leicht von ihrem Irrthum sich überzeugen, wenn sie mit den Werken gleichzeitiger Schriftsteller, eines Kempis, eines Gerson, eines Antonin und Andrer sich bekannt zu machen die Mühe nehmen, oder die Lebensbeschreibungen eines Vinzenz Ferrerius, Franz von Paula, Philipp Neri, Cajetan, Franz Xaver und Andrer, welche in besagtem Zeitraum die Kirche verherrlichten, einer redlichen Prüfung würdigen. Oder man vergleiche, selbst nach den Berichten protestantischer Geschichtschreiber, in Beziehung auf Moralität und Religion, einen Erzbischof Cranmer mit seinem Rivalen, dem Bischof Fischer; den Protektor Seymour und den Kanzler Morus; Anna von Boleyn mit Catharina von Aragonien; Martin Luther und Calvin mit Franz Xaver und dem Cardinal Polus; Beza mit Franz Salesius, — da diese widersprechenden Charaktere alle mehr oder weniger in Beziehung zu einander stehen. Nach einer solchen Vergleichung wird wohl kein Streit oder Zweifel über die Heiligkeit der betreffenden Individuen mehr übrig bleiben.

Wer kann läugnen, daß die Protestanten mit ihren eignen Grundsätzen in argem Widerspruch stehen, indem sie behaupten, sich ausschließlich an die Glaubenslehre und die gottesdienstlichen Gebräuche der ursprünglichen Kirche zu halten, und nur die spätern Einschiebsel auszumerzen, während doch — wie wir gezeigt haben — diese ursprüngliche Kirche ganz unläugbar die Heiligen angerufen hat?

Einen besondern Ruhm setzten die Reformatoren darin, daß

sie die vier ersten, allgemeinen Kirchenversammlungen anerkennen. Calvin sagt sogar: „Wir nehmen sehr gern die alten Synoden von Nicäa, Constantinopel, Ephesus und Calcedon und andre dergleichen an, die sich zur Ausrottung der Irrthümer versammelt hatten; wir verehren sie als heilig in allem, was auf Dogmen Bezug hat.“ Eben so entschieden drücken sich die Confess. Tigur. eccl. ministr. vom J. 1545 und die Helvet. Confess. von 1566 im Cap. XI und XVIII hierüber aus; und es kann doch wohl — oder sollte wenigstens — unsern protestantischen Brüdern nicht unbekannt sein, daß die Beschlüsse jener vier alten Hauptconcilien und das Glaubensbekenntniß des Athanasius (Bischofs von Alexandrien, gest. im J. 373) noch bis zu dieser Stunde, — wie sehr auch unsre Neologen dagegen schimpfen und toben mögen, — beibehalten, und daß jetzt noch die, nach dem Athanasischen Symbol verfaßten Catechismen, dem religiösen Unterricht zum Grund gelegt werden. Ja, Calvin nennt jene Zeiten, in welche diese vier Concilien fielen, das goldene Zeitalter des Christenthums. Im 1. B. seiner Inst. sagt er, „daß die Religion während der ersten fünfhundert Jahre in der Reinheit der wahren Lehre geblüht habe.“ Im 4. B. 11. Cap. sagt er noch auffallender: „Es unterliegt keinem Zweifel und keinem Streit, daß von Jesu bis auf die Zeiten der heiligen Lehrer, mit Einschluß des heiligen Augustins (d. i. bis gegen die Mitte des fünften Jahrhunderts), sich nichts in der Lehre verändert habe.“ Also gesteht der ultrarigorose Genfer-Doktor selbst, daß sich die Anrufung der Heiligen, — welche bei den Kirchenvätern in Uebung war, und, nach ihrem Beispiel, immer noch in der Mutterkirche gebräuchlich ist —, bis in die Zeiten der Apostel hinauf erstrecke. Welch' ein Widerspruch! Vor der ganzen Welt sich brüsten, als befolge man einzig den Glauben und die gottesdienstlichen Gebräuche der ursprünglichen Kirche, — und doch einen Theil eben dieses Glaubens und dieser Uebungen als Ueberreste des Heidenthums verdammen; sich rühmen, als pflichte man den Entscheidungen der vier ersten, allgemeinen Concilien ehrfurchtsvoll bei, — und doch die, in Calcedon versammelten 660 Bischöfe, als Abgöttrer brandmarken; jenes Zeitalter ein goldenes nennen, — und doch der Einführung der Abgötterei beschuldigen, — welch' unerklärbare Verkehrtheit, welch' scheußlicher Unsinn!! —

Vernehmen wir jetzt noch die Urtheile sowohl einzelner, angesehener Reformatoren und die Aussprüche der verschiednen protestantischen Confessionen, als auch die Meinungen berühmter, protestantischer Schriftsteller, über diese Lehre des Alterthums. Luther selbst in s. Unterr. auf etlich Artikel 1519 erklärt sich folgendermaßen: „Von der lieben Heiligen Fürbitt' sage ich und halte fest mit der ganzen Christenheit, daß man sie ehren und anrufen soll; denn wer mag doch das widersprechen, daß noch heutigen Tages sichtlich, bei der lieben Heiligen Körpern und Gräbern, Gott durch den Namen seiner Heiligen Wunder thut; darüber aber sind einige so närrisch, so daß sie meinen, die Heiligen haben eine Macht oder Gewalt, solches zu thun, so sie doch nur Fürbitter sind und alles durch Gott allein gethan wird." S. auch Jen. T. III. F. 160. Ferner T. 2 der Kirchenpostill, Wittenb. 1544, p. 118: „Gleich als du zu deinem Nächsten sagst: bitte Gott für mich! also magst du auch zu den lieben Heiligen sagen: bittet für mich! Du sündigst ganz und gar nicht, wenn du sie anrufst. Ferner: Maria will nicht eine Abgöttin sein; sie selbst thut nichts; Gott thut alle Ding. Anrufen soll man sie, daß Gott nach ihrem Willen gebe und thue, was wir bitten. Also auch alle andren Heiligen anzurufen sind." Luth. T. I. Jen. F. 489. Im 5. Cap. über die X Gebote sagt er: „Die Heiligen vermögen Alles, und durch sie wird euch Gott so viel gewähren, als ihr von ihm zu empfangen glaubt." In seiner Antw. an die Theologen von Löwen: „Ich habe nie geläugnet, daß wir durch die Verdienste und Gebete der Heiligen unterstützt werden, — wie mir elende Menschen boshafter Weise aufbürden wollen." Ebenderselbe „über die Geburt Mariens" erhebt ihre Herrlichkeit und Glückseligkeit als Gottesgebärerin in den eifrigsten Lobsprüchen. In s. Br. an Georg Spalatin sagt er: „Meine Meinung ist nie dahin gegangen, daß die Anrufungen der Heiligen, selbst um zeitliche Dinge, fehlerhaft seien. Der Kranke soll auf seinem Sterbebett ohne Unterlaß die sel. Jungfrau, die Engel, Apostel und alle Heiligen anrufen, auf daß sie bei dem Herrn für ihn fürsprechen." In seiner, nur zwei Jahre vor seinem Ableben — im J. 1544 — am St. Johann des Täufers Fest gehaltnen Predigt (Kirchen-Postill Th. 2. Bl. 18) sagt er: „Wollt ihr wissen, was uns dann eigentlich die Heiligen nützen; benützet sie so, wie ihr euern Nächsten benützet! Zu diesem sagt ihr: bitte

Gott für mich! eben so sagt auch zu jenen: heil. Petrus, bitte für mich!"

Hier verdient bemerkt zu werden, daß, selbst nach dem Berichte protestantischer Geschichtschreiber, welche an die Fürbitte der Heiligen nicht glauben, dem Gebete Luthers drei Heilungen todtkranker Personen, des Melanchton, der Catharina von Bora und Luthers selbst zugeschrieben werden. „Das Kirchengebet", sagt Luther, „thut große Mirakel. Es hat zu unsrer Zeit drei von den Todten auferweckt; mich, der ich oft bin todtkrank gelegen, meine Hausfrau Catharina, die auch todtkrank war, und Magistrum Philippum Melanchton." Daß es Luthern an einem hohen Grad von Selbstvertrauen und Zuversicht keineswegs fehlte, erhellt aus seiner brieflichen Ermahnung an Mykonius: „Nein, du fleißiger Arbeiter im Weinberge des Herrn, darfst noch nicht abgerufen werden. Ich befehle dir im Namen Gottes, zu leben; der Herr lasse mich ja nicht hören, so lange ich lebe, daß du gestorben seist. Das bitte ich mit Ernst, wills auch gewährt sein und so haben, und mein Wille soll geschehen." Ganz entsprechend erklärt dann auch Mykonius: „Nebst unserm Vater im Himmel verdanke ich Martin Luthern meines Lebens Fristung; sein Machtwort hat mich, gleich dem Machtwort Jesu zu Lazarus, wieder aufgerichtet." Daß übrigens Luther von vielen seiner Anhänger apotheosirt ward, ersehen wir aus Henke's Kirchengeschichte; er hieß „der letzte Prophet an der Welt Ende"; nach seinem Tode schweifte vieler Protestanten Ehrfurcht gegen ihn zu enthusiastischer Anhänglichkeit und wilder Sektirerei aus, zumal wenn eben diese seine Verehrer sahen oder glaubten, daß Andre ihm nicht in gleichem Maße huldigen und opfern wollten; ihnen war jeder Ausspruch des Verstorbenen canonisch." Nach Arnolds Kirchengeschichte nannte man ihn den „göttlichen Luther"; man wollte ihn zu dem Engel der Apokalypse machen (Cap. XIV.), der mitten durch den Himmel mit dem ewigen Evangelio geflogen sei; „mit seinem Hause und andren Dingen von ihm, wurde — nach demselben protestantischen Geschichtschreiber — Abgötterei getrieben." Und Luther selbst war es, der vorausgesagt hatte: adorabunt stercora nostra. — Hier wäre doch wahrlich jeder weitere Commentar höchst überflüssig. — ! —

In argem Widerspruch mit obigen Aeußerungen Luthers, in Betreff der katholischen Lehre von der Verehrung der Heiligen,

läßt sich dagegen der hocherleuchtete Mann in s. größern Hauspostill 7. Sonnt. nach Trinitat., also vernehmen: „Was mich betrifft, so würde ich keinen Pfenning für alle Verdienste Petri geben; was könnten sie mir fruchten, da sie ja ihm selbst gar nichts gefruchtet haben?!“ Und über Gal. IV sagt er: „Paulus nennt geflissentlich, wie mir scheint, die Mutter Gottes Weib, um Verachtung dadurch zu bezeigen. Ich mag es gar nicht einmal hören, daß man zu Maria: meine Hoffnung! mein Leben! sage.“ In der Abhandlung de servo arbitrio entblödet er sich nicht, zu behaupten: „Alle Heiligkeit dieser Leute beruhte darauf, daß sie oft fasteten, fleißig beteten, auf hartem Lager schliefen, in schlechte Kleider gehüllt, manche Unbequemlichkeit erduldeten; eine Heiligkeit, welche auch Hunde und Schweine täglich üben können!“ Wird dem Charakter eines solch' abenteuerlichen Phantasten nicht genug Ehre erwiesen, wenn man ihn das „Chamäleon“ der Reformation heißt??—

Hausschein (Oecolampad) in seiner Rede von allen Heiligen sagt: „Die Verehrung Mariens ist keineswegs Götzendienst. Sie ist die, von Engeln und Erzengeln verehrte Schutzfrau des menschlichen Geschlechts, und Königin der Barmherzigkeiten, unsre mächtige Beschützerin in allen unsren Anliegenheiten.“ In einer Anmerk. über die Hom. des heil. Chrysost. sagt er: „Ich getraue mir nicht, zu läugnen, daß die Heiligen für uns beten; auch möchte ich nicht behaupten, daß es eine Gottlosigkeit und Abgötterei sei, sie um ihren Schutz anzurufen. Die Heiligen entbrennen ganz von Liebe im Himmel, und hören nicht auf, für uns zu bitten. Was kann's dann schaden, wenn wir von ihnen begehren, daß sie das thun, was nach unsrer Meinung Gott angenehm ist! Dasselbe thaten ja auch Chrysostomus und Gregor. v. Nazianz in seiner Lobrede auf den heiligen Cyprian; dasselbe thaten fast alle morgen- und abendländischen Kirchen.“

Melanchton, welcher im 12. Cap. seiner Augsb. Apol. dem Verbote des Gebets für die Abgestorbenen widerspricht, hatte eingestanden, daß dieses Gebet schon im christlichen Alterthum war verrichtet worden.

Beza hingegen hielt die Anrufung der Heiligen für unnütz, thöricht, ja gottlos.

Auch Calvin, im Widerspruch mit seinen oben angeführten Aeußerungen, heißt in s. Inst. L. IV. C. 21. die Anrufung der

Heiligen einen „Götzendienst", und oftmals schämt er sich nicht, die Heiligen mit tiefster Verachtung zu behandeln, indem er sie nach seiner pöbelhaften Weise „Schattenbilder, Phantome, verfaulte Leichname" u. s. w. nennt.

Bucer und Camerarius führen eine sehr gemäßigte Sprache, und scheinen der Anrufung der Heiligen eher geneigt zu sein. Die Mehrzahl der Calvinisten aber versetzt die Anrufung der Heiligen in die Reihe der wesentlichen Irrthümer.

Die Augsb. Confession entscheidet: „Man soll durchaus den Gebrauch der Anrufung der Heiligen aus der Kirche verbannen und gänzlich abschaffen." (Obschon ihr Patriarch Luther, wie wir oben gesehen, diesen Gebrauch öfters gutgeheißen, — ja sogar empfohlen hatte.)

Die Apologie des Augsb. Glaubensbekenntnisses sagt: „Wir geben zu, daß die Heiligen im Himmel für die Kirche überhaupt beten, und daß man sie ehren soll. Fürs erste müssen wir Gott Dank sagen, daß er uns in den Heiligen ein Beispiel seiner Gnade hat dargestellt, daß er hat Lehrer in die Kirche und andre Gaben hat gegeben, und die Gaben, weil sie groß sind, soll man hoch preisen, und die Heiligen selbst loben, die solche gebraucht haben, wie Christus lobt im Evangelium die treuen Knechte. Die andre Ehre, so wir den Heiligen thun mögen, daß wir an ihren Beispielen unsern Glauben stärken, als wann ich sehe, daß Petro aus so reicher Gnade die Sünde vergeben ist, da er Christum verläugnet, wird mein Herz und Gewissen gestärkt, daß ich glaube, daß die Gnade mächtiger sei, als die Sünde. Für das dritte ehren wir die Heiligen, wenn wir ihres Glaubens, ihrer Liebe, ihrer Gedult Exempel nachfolgen, ein jeder nach seinem Beruf."

Das Sächsische Glaubensbek. sagt: „Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die Heiligen für die Kirche beten."

Das Wittenbergische sagt: „Sowie die Engel für uns bitten, so bitten auch die Heiligen im Himmel für die Kirche."

Die Confess. helvet. spricht sich im 24. Cap. so aus: „Mithinzu aber bekennen wir, daß nicht ohne Nutzen in den Predigten an seinem Ort und Zeit solle und möge die Gedächtniß der lieben Heiligen gerühmt und dem Volk befohlen, und männiglichem ihre guten Beispiele vorgestellt werden, daß man ihnen nachfolge."

Werden nun von der Augsb. Apologie und der Helvet. Confession diese Heiligen als die schönsten Glanzpunkte in der Nachfolge Jesu Christi anerkannt und als Glaubensmuster zur Nachahmung vorgestellt, so müßen folgerichtiger Weise die Akatholiken die Gemeinschaft der Lutheraner, Calvinisten, Mennoniten, Zwinglianer, Anglikaner u. s. w. verlassen, wie der heilige Augustin diejenige der Manichäer verließ, der sich seiner, sowie der ausschließlichen Wahrheit und Göttlichkeit der katholischen Kirche so klar bewußt war, wie alle Heilige dessen es waren. Allein die protestant. Pastoren hüten sich gar weislich, in ihren Predigten den Glauben dieser Heiligen als Vorbild zur Nachahmung zu empfehlen; sie fühlen wohl, daß sie dadurch den Trennungen und Abweichungen von der alterthümlichen Christenlehre das Verdammungsurtheil sprechen, und sich selbst als Irrlehrer und Abtrünnige bezeichnen würden. Diejenigen protestantischen Theologen täuschen demnach sich oder Andere gar sehr, welche behaupten, daß die katholische Lehre von der Verehrung der Heiligen auch zur Zeit des Glaubensabfalls im sechszehnten Jahrhundert keine Aenderung erlitten habe; vielmehr geht aus der Kirchengeschichte klar genug hervor, wie sehr die ersten Nachfolger der Reformatoren aus politischen Gründen beflissen waren, bei Abfassung ihrer Bekenntnißschriften, dem kurzsichtigen Volke den Wahn beizubringen, daß ihr neues Lehrgebäude nur auf der Grundlage der katholischen Urkirche beruhe.

Grotius, nachdem er lange Zeit hindurch die Arminianer oder Remonstranten, — welche die Anrufung der Heiligen, wo nicht als Abgötterei, doch als ganz unnütz verwerfen —, durch seine Schriften und das Ansehen seines berühmten Namens in Holland aufrecht erhielt, verließ nach reifer Ueberlegung die Vorurtheile dieser Secte, widerlegte dieselbe, und schloß dann mit diesen Worten (S. Votum pro pace, contra Riv. ad art. 20): „Ich hoffe demnach, daß jeder unbefangene, vorurtheilfreie Leser einsehen werde, es sei vernünftiger, zu glauben, daß die heil. Martyrer von unsren Angelegenheiten Kunde haben, als sich einzubilden, sie hätten keine."

Molanus nimmt die Anrufung der Heiligen auf's nachdrucksamste in Schutz, vertheidigt sie mit den klarsten Gründen, und findet die Anschließung der Protestanten über diesen Punkt an die alterthümliche Lehre der Katholiken ganz ungefährlich und zulässig: S. Bossuet hinterl. Werke 1. T. S. 67.

Das Glaubensbekenntniß der Engl. reform. Kirche nennt im 22. Art. die Anrufung der Heiligen „eine süße, betrügliche Täuschung, von der römischen Kirche ohne Begründung der heiligen Schrift —, oder vielmehr im Gegensatz mit dem göttlichen Wort —, blindlings erfunden."

Montague hingegen, einer der berühmtesten englischen Theologen, — nachdem diese Frage gründlicher als in der Epoche von 1562 war erörtert worden —, gesteht: „Ich bin weit entfernt, zu läugnen, daß die Heiligen, durch ihre Gebete und Fürsprachen, unsre Mittler seien, wie man zu sagen pflegt; sie verwenden sich bei Gott durch ihre Bitten, und treten für uns in's Mittel durch ihre Fürsprache." In einer besondern Abhandlung über diesen Gegenstand behauptet er, „daß die Heiligen ihre, auf Erde zurückgelaßnen Eltern, Freunde und Bekannte dem Herrn in ihrem Gebete empfehlen." Er sagt: „Dieß ist nun ohne allen Widerspruch die allgemeine Stimme, der einmüthige Ausspruch des ehrwürdigen und gelehrten Alterthums, so weit ich es durch mein anhaltendes Studium zu ergründen vermochte, und ich finde nicht den geringsten Grund, weßwegen wir über diese Art von Fürbitte anders denken sollten. Die Vermittlung Jesu Christi wird ja dadurch im geringsten nicht beschimpft. Wären die Heiligen so nahe bei mir, daß ich sie erreichen könnte, ich würde ja mit offnen Armen ihnen entgegen fliegen, ihnen zu Füßen fallen, und sie dringend beschwören, für mich zu bitten. Ich finde darin weder an und für sich eine Ungereimtheit noch Widerspruch mit der Analogie des Glaubens oder der heiligen Schrift; noch viel weniger halte ich's für Sünde, zu sagen: Heiliger Schutzengel, bitt für mich!"

Der protestantische Theolog Dr. Plank gesteht selbst: „Der Grund, welchen ehemals unsre Theologie gegen die katholische Lehre von Anrufung der Heiligen am stärksten geltend machte, daß nämlich dadurch der Kraft der — einzig gültigen — Fürsprache Christi, welche alle weitern Vermittlungen überflüssig mache, etwas entzogen werde, beweist nichts; denn es könnte ja auch daraus geschlossen werden, daß kein Mensch für den andern bitten dürfe, und doch waren es die Apostel selbst, welche ihren Gläubigen so oft die gegenseitigen Fürbitten an's Herz legten."

In gleichem Sinne haben sich auch andre angesehene protestantische Schriftsteller über diesen Gegenstand ausgesprochen. Sehr

treffend bemerkt Feßler in s. Ans. über Relig.: „Die Verehrung der Heiligen, abgöttische Anbetung zu nennen, will man sich sogar in unserm kenntißreichen und humanen Zeitalter nicht schämen, sobald man sich unfähig fühlt, seine eigne kirchliche Secte anders, als durch Lästerungen des Katholicismus zu erheben.“ Döderlein in s. Inst. theol. sagt: „Diejenigen, welche behaupten, daß die Heiligen von den Katholiken angebetet werden, lassen sich nicht von der Wahrheit, sondern vom Hasse leiten.“ Und wie gemüthlich äußert sich der Kirchenrath Dr. Horst in s. Mysterios. „Nehmen wir“, sagt er, — „worin Katholiken und Protestanten einig sind, — eine mit Bewußtsein verbundene Fortdauer nach diesem Leben an, so ist doch wirklich nichts inconsequenter, — um nicht zu sagen ungereimter und unmenschlicher, — als nun mit einem Male jede Verbindung mit unsern Verstorbnen durch den Tod, als gänzlich aufgehoben zu betrachten. O! wie erhebend, wie menschlich ist der Glaube, die schöne, — im Uebersinnlichen gewurzelte Idee, daß der Tod uns nicht von unsren Todten — denn wer kann nicht ein Grab sein nennen? — trennt, sondern, daß wir in diesem, schnell vergänglichen Erdendasein, mit jener Welt unzertrennlich zusammenhängen, mit Allen, die durch den Tod schon in's Göttliche eingegangen sind, in Verbindung stehen, und an ihnen Freunde im Himmel und Fürsprecher bei Gott haben.“ Lavater sprach sterbend noch zu den Umstehenden: „Betet für mich; bald werde auch ich's im Himmel für euch thun.“ In einem Gedichte Schubkrafts, welches auf dem Gottesacker zu Stuttgart gesungen zu werden bestimmt war, kommt die anmuthige Strophe vor:

„Brüder, Schwestern! fleht für uns,
Fleht den guten Gott für uns,
Daß wir nach dem Kampf auf Erden
Auch mit Euch vereinigt werden.
Seht auf uns von Euren Höhen,
Brüder, Schwestern! still herab;
Laßt den Segen auf uns wehen,
Den Euch Gottes Liebe gab!
Steigt auch aus der Herrlichkeit
Noch einmal zur Sterblichkeit;
Selige, verklärte Brüder!
Schaut voll Segen auf uns nieder.“

Ein paar kurze, ungemein anziehende Stellen aus Feßlers eben erwähnter Schrift, und Spindlers Zeitspiegel, können wir uns nicht enthalten, hier noch anzuführen. „Die Feste Aller Heiligen und Aller Seelen, welchen die erhabenste und allgemeinste religiöse Idee zum Grunde liegt, werden dem kindlichen Herzen die zwei schönsten Tage des Jahres. Am erstern verehren mit ihm Millionen, den geliebten Dahingeschiednen als einen Heiligen, wenn Gott ihn, völlig geläutert und geheiligt, zu sich genommen hat; am letztern bittet mit ihm die ganze liebende Kirche, den Ewigen um Trost und Erlösung für ihn, wenn er mit einigen Mackeln der Sünde verschieden ist. Es gilt da das alte und ehrwürdige Herkommen, daß am ersten und zweiten Tage des Novembers, die Gräber auf katholischen Friedhöfen mit Kränzen und Lampen geschmückt werden. Ein rührendes Fest, welches die Zurückgebliebnen ihren geschiednen Verwandten und Freunden bereiten. Da wallt die Bevölkerung der Stadt nach dem Gottesacker, sieht mit wehmüthiger Erinnrung wie mit freudiger Zuversicht auf das Jenseits, die geschmückten Todtenmale an und verrichtet daselbst ihre Gebete. Da wird der Tod, von Blumen bekränzt, zum freundlichen Lehrer, die Lampen und Kerzen zum Sinnbild des ewigen Lichts; und sehr geeignet ist der Uebergang von den Herbst- und Sommerfreuden zu der stillen Adventszeit durch dieses Fest bereitet."

Mag uns dann übrigens immerhin die Einsicht des Geheimnisses, wie die Heiligen von unsrer Anrufung Kunde erhalten, bis zur Ankunft in der jenseitigen Welt — gleich so vielen andren Glaubensmysterien — vorbehalten bleiben! Auch Augustinus fühlte die nämliche Schwierigkeit, ohne sich dennoch in seinem festen Glauben dadurch irre machen zu lassen. Montague — und die Protestanten überhaupt — haben nie bezweifelt, daß die Engel von allem, was uns betrifft, genau unterrichtet seien, und all' unsre Wünsche vernehmen, obschon sie gewiß nicht begriffen, auf welche Weise dieß geschehe. Nun versichert uns aber der Erlöser selbst, daß die Heiligen den Engeln ähnlich seien, und der heil. Johannes schildert sie uns in gleichen Verrichtungen, — Freude, siegender Herrlichkeit, Einsichten und Erkenntnissen —, mit den Engeln. Folglich ist kein Grund vorhanden, warum wir den Heiligen nur eine geringere Theilnahme an unsren Schicksalen zuschreiben sollten.

Wir vernahmen nun die klägliche Verschiedenheit der Ansichten unsrer Reformatoren, über die alterthümliche Lehre von der Anrufung der Heiligen, indem einige derselben sie als Thorheit — Gottlosigkeit — Abgötterei betrachten, während andre nicht nur nichts dergleichen darin entdecken, sondern sie vielmehr, als eine vortreffliche Lehre, lobpreisen und empfehlen; einzelne der Reformatoren sahen wir, auch in diesem wie in so vielen anderen Punkten, sogar mit sich selbst in grellem Widerspruch. — Und auf die Authorität solch' wankelmüthiger Leute sollte dennoch der Protestant seinen Glauben, sein Heil bauen; er, der jeden Authoritätsglauben als schimpflich und erniedrigend verwirft, und die Aussprüche der ehrwürdigsten Concilien, als Ausgeburten des Irrwahns und Aberglaubens verschmäht!? —

Ueber die

Tradition

(Ueberlieferung, Erblehre, das ungeschriebne Gotteswort) werden wir, da dieser Gegenstand so vielfach bestritten und angefeindet wird, vorerst den richtigen Begriff feststellen, die geschichtliche Begründung näher erörtern, und dann noch die angesehensten Zeugnisse ältrer und neuerer Zeiten beifügen. Wir werden dießfalls den Beweis zu leisten haben, und wohl auch unschwer leisten können, daß nur das ganze geschriebne und ungeschriebne Wort Gottes, d. h. die Bibel in Verbindung mit der Ueberlieferung, die von Christus selbst zur Erkenntniß der wahren Religion bestimmte Glaubensregel sei; nachdem wir schon früher (S. 22 u. ff. der 1. Abtheil.) die Unzulänglichkeit der Privat-Inspiration (persönlichen Erleuchtung) zum Verständniß der Bibel, auf's klarste auseinanderzusetzen beflissen waren, und zugleich zeigten, daß einerseits die, vom Welterlöser angeordnete Glaubensregel, gewiß und unfehlbar, anderseits auch allgemein sein müße, um sowohl den redlichen Forscher nicht in Zweifel und Widersprüche gerathen zu lassen, als auch, den Fähigkeiten und Verhältnissen des großen Haufens der Menschenkinder zu entsprechen und zu genügen.

Es giebt ein Gotteswort in der Schrift, und ein solches außer, oder neben der Schrift. Beides ist ein und ebendasselbe Got-

teswort; es fließt aus dem nämlichen Urquell. Jesus Christus gab, nachdem er zuerst seine eigene, göttliche, von seinem himmlischen Vater erhaltene Sendung durch unleugbare Wunder bekräftigt hatte, seinen auserwählten Aposteln den mündlichen Auftrag, seine Lehre allen Völkern zu verkündigen und zu predigen; nirgends lesen wir, daß er ihnen gesagt hätte: gebet hin, schreibet allen Völkern auf, was ich ihnen zu glauben und zu thun befehle! Durch die Sendung des heil. Geistes erleuchtet, giengen die Apostel und Jünger aus, und predigten aller Orten; und der Herr wirkte mit ihnen und bekräftigte das Wort durch darauf folgende Zeichen (Marc. XVI, 20.). Petrus durchzog ganz Judäa und Syrien und predigte zuletzt in Italien und zu Rom; Paulus in Klein-Asien und Griechenland und hin bis nach Italien; Andreas drang bis in das Land der Scythen; Thomas und Bartholomäus bis zu den Parthern und Indianern; eben so die übrigen; aller Orten Tausende bekehrend und unterrichtend durch das mündliche Wort, und zu diesem Zwecke Kirchen stiftend, und Bischöfe und Priester bestellend. Act. XIV, 22. Tit. 1. V. 2 Tim. II, 2.) Sie verwendeten ihre Zeit zum Handeln, nicht Werke zu schreiben; ihrem Unterricht lag nichts Schriftliches, kein gemeinschaftliches Lehrbuch, oder formula consensus zum Grund, aber alle trugen das nämliche Evangelium tief in ihrer Seele. Mit begeisterten Zungen verkündigten sie es allen Völkern, ohne dasselbe schriftlich vorzuzeigen. Im Urchristenthum war noch keine Bibel des Neuen Testaments vorhanden; alles geschah durch das lebendige Wort. Mag auch im Neuen Testament der Ausdruck „Evangelium" noch so oft vorkommen, nie konnte er vom geschriebnen Evangelium zu verstehen sein, — welches zum Theil nur gegen Ende des ersten Jahrhunderts zu Stande kam —, sondern einzig von der Apostel mündlichem Unterrichte, „nicht mit Dinte geschrieben, sondern mit dem Geiste des lebendigen Wortes, nicht in steinernen Tafeln, sondern in Tafeln des fleischernen Herzens." (2 Cor. III, 3.) Viele Jahre verstrichen, ohne daß man von den Aposteln und Jüngern ein geschriebnes Wort gehabt hätte; und somit war unstreitig das ungeschriebene Wort die Erste Glaubensregel der Christenheit. Wäre die heilige Schrift zur einzigen Quelle des Glaubens, für alle künftigen Zeiten bestimmt gewesen, — hätte Christus gewollt, daß alle Menschenkinder seine Religion aus einem

Buche, namentlich aus dem Neuen Testament — erlernen sollten, so würde er gewiß selbst dieses Buch geschrieben und die Pflicht, dasselbe lesen zu lernen, als das Erste und Hauptgebot seiner Religion eingeschärft haben (während er niemals irgend etwas geschrieben hatte, als etwa die Sünden der Pharisäer, in den Zeichen, welche sein Finger in den Sand grub, Joh. VIII, 6.); gewiß hätte die ewige Weisheit, — zu Verhütung aller Spaltungen —, andre Maßregeln getroffen und den Aposteln die Aufzeichnung der Lehre ausdrücklich befohlen, auch zugleich die nöthigen Erklärungen beigefügt, um der Schrift die größte Deutlichkeit und Vollständigkeit zu geben. Hiervon findet sich aber nichts vor. Die Apostel begannen ihr Werk mit dem mündlichen Unterricht; mehrere schrieben gar nichts, sondern lehrten blos mündlich jene, welche sie zu ihren Nachfolgern ausersehen hatten. Was auch einzelne noch schrieben, macht kein zusammenhängendes Ganzes aus; es waren nur summarische Compendien, welche sie auf Bitte der Gläubigen niederschrieben, damit sie desto leichter wieder an das ihnen Gepredigte sich erinnern könnten; jeder erzählt nach seiner eigenthümlichen Art, ohne Rücksicht zu nehmen, ob nicht auch schon ein andrer ebendasselbe erzählt habe, und ob es nicht in scheinbarem Widerspruch damit stehe; einer erzählt mehr, der andre weniger, ohne planmäßige Ordnung; manches — wie z. B. die Briefe — ward nur gelegenheitlich verfaßt und ist demnach nur als Bruchstück zu betrachten. Geht nicht schon aus diesen Umständen die Unwahrscheinlichkeit hervor, daß das geschriebne Gotteswort je zur einzigen Glaubensnorm bestimmt sein konnte? — wo wäre in diesen Veranlassungen, oder in den Evangelien selbst irgend etwas zu finden, woraus sich ergäbe, daß eines derselben, oder alle zusammengenommen, eine vollständige, ausführliche und klare Darstellung der ganzen Religion Jesu Christi enthalte?

Es unterliegt gar keinem Zweifel, daß die göttliche Offenbarung anfänglich nur durch die Predigten der Apostel und ihrer Schüler verbreitet, und dann in Folge ihres Lehramts, nach und nach einzeln, in den durch Gottes Geist eingegebnen Schriften bekannt gemacht, folglich auf gedoppelte Weise — mündlich und schriftlich, durch die Tradition und durch die Schrift —, der Welt überliefert wurde. Von diesen zwei, ursprünglichen und heiligen Denkmälern der christlichen Lehre, ist die Tradition allerdings

der Entstehung nach älter, und bestund lange Zeit hindurch ganz allein. Anfänglich prägte sie sich nur dem Herz und Gedächtniß ein; im Verfolg wurden dann einzelne Theile, in den Schriften der Väter und in den Acten der Concilien, aufgezeichnet. Die heilige Schrift hingegen entstund erst stufenweis, ward aber als daurendes, göttliches — den Geist und die Herzen aller Gläubigen immer ansprechendes — Denkmal von den Aposteln, oder ihren Schülern dem Papier anvertraut. Nothwendiger Weise mußte der mündliche Unterricht dem schriftlichen vorhergehen, denn die Evangelisten konnten in ihren Erzählungen nur solche Thatsachen aufzeichnen, die sich schon früher zugetragen hatten, und die Apostel konnten ihre Sendschreiben nur an bereits bestehende christliche Gemeinden richten. Selbst im vierten Jahrhundert waren, — wie der gleichzeitige Eusebius bezeugt —, nicht alle Schriften der Apostel überall bekannt.

Was nun die Durchforschung und Ergründung der Tradition betrifft, so erfordert solche allerdings mehr Mühe und Anstrengung, weil ihre Zeugnisse unter einer großen Zahl vorhandner Urkunden zerstreut, und zum Theil auch mit Gegenständen vermengt sind, die nicht unmittelbar mit der Offenbarung in Verbindung stehen. Die heil. Schrift ist voll einer geistigen, himmlischen Lehre, aber von einer, oft unerreichbaren Erhabenheit, und kann — wie jedes geschriebne Gesetz —, ohne Beihülfe einer Erklärung und eines richtigen Urtheils, nicht gleichförmig verstanden und befolgt werden. Sie ist ohne allen Vergleich erschöpfender, reicher, kostbarer und vorzüglicher; die Tradition hingegen hat die wesentliche Bestimmung, uns mit gewissen — in der Schrift abgehenden — Punkten bekannt zu machen, und sie auf solche Weise zu vervollständigen. Beide stehen miteinander — wie wir uns nun auf's deutlichste überzeugen werden — nach den Gesetzen der gesunden Vernunft —, nach der Lehre des Alterthums —, und nach dem Befehl des Apostels Paulus — in unzertrennlicher Verbindung; und da wir in dem einen solche Punkte finden, welche in dem andern abgehen, so müssen wir beide vergleichen, und beide zu Rath ziehen, um aus beiden ein Ganzes zu bilden, und die Offenbarung in ihrem ganzen Umfang kennen zu lernen. Trefflich bemerkt Kastner in seiner gehaltvollen Schrift „Katholicismus und Nichtkatholicismus": „Man redet uns immer von dem

Worte Gottes; aber du und ich haben dieß Wort nicht gehört — aus dem Munde Jesu; geschrieben hat es auch nicht Jesus selbst, sondern gehört und geschrieben haben es die Apostel und Jünger des Herrn. Dieß Gotteswort ist somit ganz eigentlich die geschriebene Predigt der Apostel, und wir nehmen sie an; — warum denn nicht auch ihre ungeschriebene Predigt?"

Die Apostel kommen uns auf zwei parallelen, gleichlaufenden Wegen entgegen, können folglich sich nie durchkreuzen, sondern bieten sich vielmehr wechselseitig die Hand und erleuchten einander die Bahn. Die Tradition und die Schrift haben auf unsre Ehrfurcht und Unterwürfigkeit in gleichem Maße Anspruch, weil ebenderselbe Geist die Zunge der Apostel, wie ihre Feder leitete, und demnach jedes Wort, welches sie sprachen, eben so göttlichen Ursprungs ist, wie jenes, welches sie niederschrieben.

Und wie könnten wir die Aechtheit der heiligen Schrift anderst, als durch die Tradition beweisen? Müssen wir nicht, um zu wissen, daß dieses oder jenes Buch von einem Apostel, oder Evangelisten herstamme, vorerst eben darthun, daß es als ein solches in den alten Kirchen sei anerkannt und gelesen worden?

Wer könnte den Beweis führen, daß Alles, was Jesus den Aposteln übergeben, in der Schrift enthalten sei? Das Gegentheil läßt sich aus der Schrift selbst beweisen, hauptsächlich aus Briefen des, auch von den Protestanten hochgepriesenen Apostels Paulus (1 Cor. XI, 2. 2 Theß. II, 15. 2 Tim. I, 13. 1 Tim. VI, 20. 2 Tim. II, 2.), wo er sich deutlich ausspricht: „ich lobe euch, daß ihr die „„Ueberlieferungen““, *παραδόσεις*, beobachtet. Seid standhaft und beharret bei den Vorschriften, die ihr von mir gelernt habet, „„es sei durch mündliche oder schriftliche Belehrung““. Bewahre das dir Anvertraute! Bewahre die vortreffliche „„Hinterlage““. Was du von mir durch Zeugen vernommen hast, das bringe treuen Männern bei, welche tüchtig sind, auch „Andere zu unterrichten“ u. s. w. Der Katholik, nicht weniger als der Protestant, verehrt die heilige Schrift als das kostbarste, von Gott den Menschen verliehene Gut; aber auch der Protestant muß das nicht geschriebene Gotteswort mit gleicher Ehrfurcht annehmen, da es von dem nämlichen Geber herrührt. Der Katholik, nicht weniger als der Protestant, glaubt an die heil. Schrift, als

regulam fidei (giebt es doch auch nicht ein einziges Dogma der römischen Kirche, welches nicht auf das Wort Gottes gegründet wäre); er erhielt sie rein und unverfälscht, und verfocht ihr hehres Ansehen gegen die Häresien aller Jahrhunderte, so daß die Reformation sie nur aus den Händen der Kirche nehmen durfte. Aber nicht die ganze christliche Dogmatik findet er, in den canonischen Büchern des Alten und Neuen Testaments, klar und deutlich enthalten, sondern ergänzt und vervollständigt sie durch die apostolische Tradition. Darin liegt auch wahrlich keine Beschränkung seiner philosophischen Forschungen. Noch hat sich kein Seefahrer beklagt, daß ihn eine verläßliche Seekarte, in welcher alle Klippen und Untiefen treu und vollständig angemerkt sind, in der freien Bewegung seines Schiffes beschränke; mit der größten Aufmerksamkeit sieht er vielmehr auf seine Karte hin, um ja jeden gefährlichen Punkt glücklich zu umschiffen. Mag auch ein kühner Waghals, der sich mit seinem Schiffchen, ohne Karte und Kompaß, dem unermeßlichen Ocean anvertraut, jenes bedachtsamen klugen Seemanns spotten; dieser wird sich dadurch nicht irre machen lassen, und lieber, seiner Karte folgend, sicher und wohlbehalten an seinen Bestimmungsort gelangen, als mit dem kühnen Waghals an einer Klippe scheitern. „Der Beweis“, sagt Lessing in s. nöthigen Antw. auf eine sehr unnöthige Fr., „daß die Apostel und Evangelisten ihre Schriften in der Absicht geschrieben, daß die christliche Religion ganz und vollständig daraus gezogen und erwiesen werden könne, ist unmöglich. Der Beweis, daß der heil. Geist es dennoch, selbst ohne die Absicht der Schriftsteller, so geordnet und veranstaltet habe, kann noch weniger geführt werden. Die christliche Religion ist, in den ersten vier Jahrhunderten, aus den Schriften des N. T. nie erwiesen, sondern höchstens nur beiläufig erläutert und bestätigt worden. Ich habe dieß aus eigner, mehrmaliger, sorgfältiger Lesung der Kirchenväter der ersten vier Jahrhunderte, und ich bin im Stande, mich mit dem gelehrtesten Patristiker in die schärfste Prüfung darüber einzulassen. Der Belesenste hatte in dieser Sache nicht mehr Quellen, als ich. Der Belesenste kann also auch nicht mehr wissen, als ich, und es ist gar nicht wahr, daß so tiefe und ausgebreitete Kenntnisse erfordert werden, um in allen diesen Stücken auf den Grund zu kommen, als sich manche wohl einbilden, oder die Welt dessen gern bereden möchten.“

Petrus selbst 2 Ep. III, 16. sagt: „daß die Schrift hin und wieder dunkel und unverständlich sei“; also bedarf sie doch wohl der Auslegung oder Erklärung. Ja, selbst deutliche Stellen bedürfen oft noch einer richtigen Anleitung. (Wir machen hier nur beispielsweise auf Matth. V, 34. 40. XXIII, 9. 10. Luc. VI, 30. XIV, 12. Ihr sollt gar nicht schwören. Wenn jemand dir den Rock nehmen will, so laß ihm auch den Mantel. Ihr sollt auf Erden niemand Vater nennen; ihr sollt euch auch nicht Meister nennen lassen. Wenn dir jemand das Deinige nimmt, so fordre es nicht wieder zurück. Wenn du ein Mittag- oder Abendmahl giebst, so lade nicht deine Freunde, noch deine Brüder u. s. w. — aufmerksam.) Die größten protestantischen Exegeten sind aber immer verschiedener Meinung; kaum zwei können sich bei der nämlichen Ansicht beruhigen; dennoch wollen alle Recht haben. So hat z. B. Dr. Thieß über die Stelle bei Gal. III, 20. schon mehr als 150, und über die klare Parabel bei Luc. XVI bereits 85 verschiedene Auslegungen gezählt; und wohl mögen seitdem noch einige Dutzend neue Erklärungen hinzugekommen sein! Sollte dann etwa das Volk selbst, sollten wohl gar die ungelehrten Laien über die Controversen der Theologen urtheilen und entscheiden? sollen sie in die Labyrinthe der Critik, der Logik und der scholastischen Theologie sich vertiefen? Eben so leicht möchten sie wohl zwischen der Cartesianischen und Newtonischen Philosophie entscheiden; ja es dürften sich ohne Zweifel mehr Leute finden, die in einem gewissen Grade fähig wären, Newtons Philosophie zu verstehen, als über die dunkleren Fragen der Metaphysik und Theologie irgend ein Urtheil zu fällen. Und doch wäre man, nach dem Princip der Protestanten, befugt, an die heil. Schrift die gerechte Forderung allgemeiner, höchstmöglicher Deutlichkeit zu machen, wenn sie als einzige Glaubensnorm in sich selbst abgeschlossen dastehen, und kein Lichtstrahl aus der Tradition in sie hineinfallen soll. Allein die so seltsame Verschiedenheit in vielen wesentlichen Glaubenspunkten bei den protestantischen Glaubensparteien, (die doch alle die heil. Schrift als Grundlage und Richtschnur annehmen) beweist unläugbar das Gegentheil. Zudem gesteht auch der berühmte prot. Theologe Schleiermacher ganz unumwunden, „daß nach ächtprotestantischen Grundsätzen es rein unmöglich sei, Streitigkeiten innerhalb der protestantischen Kirche anders, als auf eine bloß

vorübergehende Weise zu entscheiden, ja daß vielmehr — um es ganz herauszusagen — die Streitigkeiten nie kirchlich werden können, sondern in sich selbst verbluten müssen.“ Wenn es nun unstreitig neben den deutlichen Schriftstellen, auch dunkle giebt — wie Petrus selbst versichert — so daß, außer der Schrift, ein Ausleger der Schrift nöthig wird, der von dem Urheber der himmlischen Wahrheit selbst bevollmächtigt und befugt dazu ist, auf den man folglich sich ganz verlassen kann; und wenn — wie Petrus in einem frühern Abschnitte des nämlichen Briefs (2 Pet. I, 20) einschärft — jedermann sich hüten soll, die Weissagungen der Schrift willkührlich auszulegen, wo ist dann dieß Licht, dieser schiedrichterliche Erklärer? etwa die individuelle, schwankende Vernunft des Menschen? woher hat sie die Vollmacht? woher leistet sie Bürgschaft? wie kann auf dem Gebiet der Geschichte, das Schiedrichteramt je der Vernunft zustehen, ohne die competenten Zeugen abzuhören? Wie die Apostel das, was sie uns aufzeichneten, verstunden, und was sie als Lehre Jesu uns hinterlassen haben, ist doch wohl eine Geschichtsfrage, worüber jene die richtigste Auskunft ertheilen können, welchen die Apostel, mittel- oder unmittelbar, ihre Lehre übergeben hatten. Während der Protestant hierüber in Verlegenheit geräth, hin und her schwankt und nirgends festen Fuß setzt, ist der Katholik, durch seine Tradition und Kirche, im Klaren, und befindet sich im Hafen der Beruhigung. Und wie sollte auch der Welterlöser eine Vorsicht außer Acht gelassen haben, für welche selbst kein sterblicher Gesetzgeber je Bedacht zu nehmen versäumte! Oder wo lebte je ein solcher, der nach Abfassung eines Gesetzbuches unterlassen hätte, zugleich auch das Mittel anzuordnen, um über die, unvermeidlich eintretenden Auslegungs-Controversen zu entscheiden und diesen Entscheidungen Gehorsam zu verschaffen? Da wäre es wohl — wie der berühmte Fenelon sagt — besser, ohne alles Gesetz zu leben, als solche Gesetze zu haben, welche ein Jeder nach seinen besondren Meinungen und Neigungen zu erklären befugt ist. Oder wäre etwa Friede und Einigkeit in dem Einen Schafstall der Einen Heerde — der christlichen Kirche — weniger nothwendig, als in der bürgerlichen Gesellschaft? Wahrlich, der Vortheil und selbst die Nothwendigkeit einer lebendigen, entscheidenden Authorität, zu Erhaltung des Friedens und der Ordnung in jeder Gesellschaft, sind

allzueinleuchtend, als daß sie je könnten in Zweifel gezogen werden. Die katholische Kirche besitzt solch eine Authorität; die verschiednen protestantischen Gesellschaften, wie sehr sie dieselbe auch in Anspruch nehmen, vermögen sie — wie wir bereits gezeigt haben — nicht in Ausübung zu bringen, wegen ihres widerstrebenden Hauptprinzips, des Privat-Urtheils. Entstehen unter den Katholiken Streitigkeiten über Glaubenspunkte (denn in Schul- und andren Fragen, steht es Jedem frei, seine Privatmeinung zu vertheidigen), säumen die Hirten — gleich den Richtern in bürgerlichen Zwisten — nicht, dieselben mit Hülfe der empfangnen Glaubensregel zu untersuchen, und ein richterlich entscheidendes, vollgültiges Urtheil darüber auszusprechen. So ist der Streit gehoben und der Friede hergestellt; denn wenn ein Theil die Kirche nicht hören will, so wird er angesehen als ein Heide und öffentlicher Sünder. Auf der andern Seite können Streitigkeiten in irgend einer protestantischen Gesellschaft, welche auf ihrem Hauptprinzip religiöser Freiheit beharrt, natürlicher Weise nicht anders als unheilbar und endlos sein. —

Wir haben die heiligen Schriften des Neuen Testaments gewöhnlich in einer Uebersetzung; nur die Gelehrten lesen sie in der Ursprache. Wer bürgte uns, daß diese Bücher bis auf das fünfzehnte Jahrhundert, als die Buchdruckerkunst erfunden ward, — bis zu welchem Zeitpunkt Alles nur abgeschrieben werden konnte —, sich rein und unverfälscht erhalten haben? Wer könnte uns dafür bürgen, daß die Uebersetzungen in die verschiednen Sprachen ganz richtig seien, da oft ein einziges Wörtchen den Sinn der Glaubenslehre anders bestimmen kann. (Vergl. „Beleuchtung" Bd. I Abth. 2. S. 202.) Und dennoch müssen wir, um eines festen Glaubens uns zu versichern, alles dieses bestimmt wissen. Christus will, daß wir seine ganze Lehre glauben, und zwar bei Strafe der Verdammniß. Es muß demnach ein Mittel geben, diese seine ganze Lehre rein und unverfälscht zu erfahren. Nun kann die Bibel allein, wie wir gesehen haben, dieß Mittel nicht sein, indem ja eben von der Reinheit der Bibel die Frage ist; es muß also außer der Bibel ein sichres Mittel geben. Und dieß Mittel kann kein andres sein, als die Tradition oder die Uebergabslehre, welche die Kirche rein erhält, indem ja Christus und der heilige Geist eben deßwegen bei den gesetzmäßigen Lehrern, oder bei der lehrenden Kirche, alle Tage bis an das Ende verbleibt, damit sie seine Lehre rein und unver-

fälscht auf alle Menschen zu allen Zeiten übertragen könne. Ohne die Tradition, wie sollte es je möglich sein, die Bibel recht zu verstehen? Die Ursache davon liegt zum Theil schon in dem hohen Alter der Bibel selbst. Dazu kommt noch ihre göttliche Tiefe; haben ja schon zur Zeit der Apostel einige Christen, — wie wir aus der oben angeführten Stelle (2 Petr. III, 16, 17.) ersehen —, zu ihrem eignen Verderben das Schreiben des heil. Paulus mißverstanden. Und wie könnten auch in der That Ungelehrte den Brief Pauli an die Römer, worin er die Werke als unnütz erklärt, mit den Briefen der übrigen Apostel in Uebereinstimmung bringen, — welche so streng auf die Werke dringen, daß sie selbst den Glauben ohne Werke für todt erachten —, wenn wir nicht aus der Tradition und von der lehrenden Kirche wißten; daß — wie der heil. Augustinus sagt — Paulus von den Werken vor dem Beruf zum Glauben, die übrigen Apostel hingegen von den Werken nach dem Berufe sprechen? — Ohne übrigens in das Wissenschaftliche tiefer einzudringen, liefert uns die Thatsache selbst den unwiderlegbarsten Beweis. Alle Häretiker hatten die nämliche Bibel wie wir; aber sobald sie von der Kirche sich trennten und auf ihre Lehre nicht mehr achteten, so fanden sie einen ganz andern Sinn in der Bibel, und zwar nicht alle den nämlichen, sondern jeder einen andern. Paul von Samosata fand keine Dreieinigkeit, Arius keine ewige Gottheit Christi, Pelagius keine Nothwendigkeit des Beistandes der Gnade Gottes u. s. w. Daher schon Tertullian — im dritten Jahrhundert — jeden Versuch, die Irrgläubigen aus der Bibel zu belehren, für unnütz hielt, indem dieselben ihr einen ganz andern Sinn beilegen. So ging es fort bis ins sechszehnte Jahrhundert; Luther gab der Bibel in mehreren wichtigen Punkten eine andre Deutung als die frühere, wohl auch ebenderselben Stelle bald diese bald jene Deutung; Calvin wieder eine andre, von der Lutherschen abweichende; Zwingli und die Wiedertäufer verfuhren eben so; alle riethen dem Volke, die Bibel selber zu lesen, aber jeder wollte, daß das Volk sie nach derjenigen Deutung lesen soll, die er selbst der Bibel gab. So las dann jede Partei die Bibel nach der Auslegung, welche sie von ihrem Stifter eingelernt hatte, und welche von den andern Parteien als Irrthum erklärt ward.

Ist die Religion unmittelbare Offenbarung, und beruht sie folglich auf Geschichte, so können wir nur auf jenem Weg zu

ihrer gründlichen Erkenntniß gelangen, welcher schon in Deuteron. XXXII, 7. vorgezeichnet wird: „Gedenke der alten Tage; betrachte alle Geschlechter; frage deinen Vater, er wird dir's verkünden, — deine Ahnen, sie werden dir's sagen." So ordnete selbst zum Alten Testamente Moses noch die Tradition; er erklärte seinen Zeitgenossen das Gesetz, und befahl, daß die Väter ihren Kindern, und diese wieder ihren Kindern und Kindeskindern, den richtigen Sinn aufbewahren sollen; wenn auch da noch ein Zweifel entstund, so mußte der Hohe Priester, welcher dannzumal im Amte war, darüber entscheiden. —

Die Verbreitung der wahren Religion begann, laut der heiligen Geschichte, mit der Tradition. Es verräth daher große Befangenheit oder Unkunde, wenn man, um der Tradition ihr Ansehen zu rauben, sie mit dem Begriffe von Sagen — Mährchen — verwechselt. Man unterscheide wohl die apostolische Tradition, von der allgemeinen, — letztre oft mit abgeschmackten, unnatürlichen Legenden geschmückt, — die von der Kirche scharf getrennt werden. Nirgends kann selbst die Profangeschichte zu ihrem Behuf solch' befriedigende Zeugnisse, solch' vollgültige Authorität aufweisen, wie der Katholik bei seiner dogmatischen Ueberlieferung. Unstreitig muß der Glaube, nach seinem wesentlichen Begriffe, sich auf das Ansehen eines oder mehrerer, welche uns etwas als wahr berichten, gründen; je größer dieß Ansehen ist, desto sichrer ist auch der Glaube. Nun stützt sich der Katholik, — auch abgesehen von dem, seiner Kirche verheißnen, göttlichen Beistande —, auf das Ansehen der ganzen, übereinstimmenden, lehrenden Kirche, und zwar nicht etwa des jedesmaligen Zeitalters, sondern aller verfloßnen Jahrhunderte. Dieß Ansehen ist doch unendlich beruhigender, als dasjenige eines einzelnen Menschen, — eines Luther, Calvin, Zwingli u. s. w. —, oder auch als dasjenige unsrer eignen Einsicht, besonders in einer solch' dunklen Sache, wie die Entscheidung ist: ob dieses oder jenes Buch ein, von Gott inspirirtes (eingegeistetes) Buch sei; denn offenbar kann sich ein Einzelner weit eher irren, als so viele Tausende der gelehrtesten Männer zusammen, bei ihrer ununterbrochenen Uebereinstimmung durch so viele Jahrhunderte. Denn nicht etwa blos mit dem Zeugnisse eines einzelnen Kirchenvaters, oder Schriftstellers begnügt sich in Glaubenssachen die Kirche, noch hat sie je einem einzelnen Kirchenvater eine absolute

Untrüglichkeit zugeschrieben, sondern es war allezeit ihr Grundsatz, was Vinc. Lerinus in s. Commonit. C. 3. 4. als Regel angiebt; sie hebt nämlich mit größter Sorgfalt heraus, was überall und allezeit und allgemein geglaubt ward. Dieß ist's, was den Katholik bezeichnet, wie schon der Name deutlich zu erkennen giebt. Allgemeinheit, Alterthum, Uebereinstimmung heißt also die Richtschnur. Diese so vernunftmäßige, faßliche Regel, welcher auch viele angesehene Protestanten ihren Beifall nicht versagen konnten, lag von jeher, erweislicher Maßen, allen Beschlüssen der Kirchenversammlungen zum Grunde; und von den Philosophen aller Zeiten ward die Uebereinstimmung, als ein gültiger Beweggrund der Annahme angesehen. Wenn dieß, schon menschlicher Weise betrachtet, von solchem Gewicht ist, wie beruhigend muß es erst sein, wenn man die göttliche Verheißung bei Matth. XXVIII, 20. in's Auge faßt, welche die Bürgschaft ausspricht, daß die Christen in Glaubenssachen nicht Fabeln statt Wahrheit erhalten. Diese klare und einfache Stelle kann nicht von Christi persönlicher Gegenwart und auch nicht blos von den Individuen der Apostel zu verstehen sein.

Immerhin ist doch vorzüglich zu beachten, wie die ersten Verkünder des Evangeliums, welche zum Theil unmittelbare Schüler der Apostel waren, die schwierigen, dunklen Stellen der heil. Schrift auslegten; denn was damals wahr war, ist und bleibt immer wahr. Was ist also in solchen Fällen natürlicher, als die Frage: Was haben, über diesen oder jenen Punkt, die Apostel den, von ihnen gestifteten Kirchen für eine mündliche Lehre hinterlassen? was behaupteten die ältesten Kirchenväter, von den Aposteln hierüber für eine Anleitung erhalten zu haben? was lehrt die, vom Beistande des Herrn bis zum Ende der Zeiten geleitete, Kirche über diesen Punkt? Oder sollte man etwa heutzutage mehr Fähigkeit besitzen, als vormals, die Wahrheiten und Geheimnisse des Evangeliums zu ergründen? Mußten nicht die Meinungen und Absichten Jesu und seiner Jünger am richtigsten von denjenigen aufgefaßt werden, welche in ihrer Nähe lebten? Oder blieb etwa die Wahrheit jenen ehrwürdigen Vätern des apostolischen Zeitalters verborgen? War ihre Entdeckung nur Luthern, Calvin, Zwingli und andern ihres Gelichters vorbehalten? Waren diese nicht vielmehr stets im Kriege gegen einander, so zwar, daß nicht selten die

Schüler die Lehrsätze ihres eignen Meisters verwarfen? Herrschte wohl gar die Finsterniß bis zu unsern Zeiten, wo die großen Wortführer des Illuminatismus ungescheut die Einheit des Lehrbegriffs als eine Gefährdung der Glaubens- und Gewissensfreiheit verwerfen, in der Stabilität die wahre Pest, und nur in der Mobilität — im stäten Wechsel der Glaubensansichten — das eigentliche Leben jeder christlichen Kirche erblicken?! — Nein wahrlich, wir werden weit besser thun, bei eintretenden Zweifeln über den richtigen Verstand einzelner dunkler Schriftstellen, uns an die Aussprüche des alten einmüthigen, im Griechischen und Hebräischen wohl eben so bewanderten, christlichen Lehramts (so war z. B. Hieronimus der lateinischen, griechischen, dalmatischen, chaldäischen und hebräischen Sprache mächtig, daher ihn Erasmus den „Fünfzüngler" hieß), als an die neuen, uneinigen, einander so grell widersprechenden Exegeten und Logomachisten (Wortklauber, Sylbenstecher) zu halten! Getrost laßt uns dem, was jene heiligen Männer des Urchristenthums lehrten, gläubiges, ehrfurchtvolles Gehör schenken! Was überall, und immer, und von der ganzen christlichen Kirche geglaubt ward, mag uns wohl eher zur Richtschnur unsers Glaubens und zur vollen Beruhigung dienen, als die stets wechselnden Meinungen unsrer neuern Dünkel- und Dunkelmänner! —

Ganz fälschlich hatten die Stifter der Reformation behauptet, daß man in den ältesten Jahrhunderten keine andre Glaubensnorm gehabt habe, als die heilige Schrift. Wir haben bereits gesehen, und werden uns im Verfolg noch fester überzeugen, daß die älteste Kirche die Norm des Glaubens, nach der Anordnung Christi und seiner Apostel, auf die Lehre der Bischöfe gründete; auch ist es geschichtlich erwiesen, daß uns mehrere Artikel blos durch mündliche Tradition der Apostel zugekommen sind; weit entfernt, daß das Alterthum alle Dogmen, als ausschließlich in der heiligen Schrift enthalten, behauptet hätte.

Eben so unstatthaft war ihre Meinung: daß die, in der heil. Schrift nicht enthaltenen Glaubenssätze nur abergläubische Anhängsel seien, welche man der Einfachheit des Glaubens und Gottesdienstes, in späteren Zeiten der Unwissenheit und Verdorbenheit hinzugefügt habe; denn es ist klar am Tage, daß all' jene, vermeint nachträglichen Zusätze, ihren Ursprung schon aus den ersten Zeiten herleiten. Wohl aber glaubten die Urchristen alles und jedes

Gotteswort, ohne Ausnahme, und hielten es mit gleicher Glaubenstreue fest, ohne Eines oder das Andre als unnütz, unbrauchbar, oder minder nothwendig zu behandeln, und aus der Reihe ihrer Religionsbegriffe wegzuschneiden und auszumustern; denn sie kannten, ehrten und fürchteten das Wort des Herrn: „wer auch nur Eines — selbst der geringsten meiner Gebote auflöst, und dieses auch Andre thun lehrt, der wird der Geringste heißen im Reiche der Himmel.“

Wer kann z. B. die Gültigkeit unsrer Taufe aus der heil. Schrift allein beweisen? Christus hatte nicht die Täuflinge mit Wasser über das Haupt zu begießen, sondern sie unterzutauchen (βαπτίζειν) befohlen. Nun ist aber dieser Gebrauch, schon seit mehreren Jahrhunderten, abgekommen, und bei den Katholiken, wie bei den Protestanten, wird die Taufe durch Begießung vorgenommen. Demnach beruht auch die Taufe der Protestanten lediglich auf Tradition und Kirchengebrauch. Daß Kinder getauft werden können, wissen wir nur von den Zeugen des Urchristenthums — also von der Tradition; aus der Schrift allein wüßten wir es nicht; vielmehr möchte man aus derselben das Gegentheil abnehmen, nämlich daß die Kindertaufe nicht nothwendig sey. Wohl lesen wir, daß der Herr die Kinder segnete, nirgends aber, daß er sie taufte, oder zu taufen befahl. Als er seinen Jüngern den Auftrag gab, alle Völker zu lehren, und sie zu taufen, fügte er bei: wer glaubt und getauft wird, der wird selig werden; neugeborne Kinder aber können nicht glauben, auch kann man sie nicht lehren; daher man sie zur Taufe eher ungeeignet halten möchte. Ueberdieß sagt Paulus, die Kinder seien geheiligt, wenn auch nur Ein Theil der Eltern sich zum Christenthum bekenne, woraus man vermuthen könnte, die Kinder christlicher Eltern bedürfen überhaupt der Taufe nicht; und doch hält nicht blos die katholische Kirche, sondern auch die Protestanten halten die Taufe der Kinder für nothwendig. Die näheren Umstände bei der Taufe der Erwachsenen im Urchristenthum, kennen wir aus den Schriften der Kirchenväter hinlänglich. Der Erwachsene, welcher Christ werden wollte, mußte das, ihm vorgelegte, apostolische Symbolum annehmen; er mußte an Einen Gott, Schöpfer, Erlöser, heiligen Geist und an die Eine, katholische Kirche glauben, und einen unsträflichen Lebenswandel geloben; dann ward er als Catechumen (Glaubensschüler) aufgenommen, und als solcher, längere oder kürzere Zeit hindurch, geprüft, je nachdem er Zeichen eines

frommen Wandels gab; im günstigen Fall kam er unter die Auserlesenen (electos), welche zur Taufe zugelassen wurden, und hier erhielt er erst Unterricht in den christlichen Geheimnissen (von welchem vorzüglich derjenige des Cyrill von Jerusalem — catech. mystagog. — sich auf unsre Zeiten erhalten hat). Nachdem er getauft war, wurde er in die Kirche geführt und erhielt die Firmung, — von den ersten Kirchenvätern bald die „Hände-Auflegung", bald die „Salbung" genannt —, worauf er, wenn eben das heilige Opfer dargebracht wurde, zum ersten Mal daran Theil nehmen durfte.

Eine ähnliche Bewandtniß, wie mit der Taufe, hat es auch mit der Sonntagsfeier, in welcher wir Protestanten eine heilsame Vorschrift erkennen, obgleich die heilige Schrift ihrer nirgends erwähnt. Wohl spricht sie vom Sabbath, aber nirgends vom Sonntag. Nach der Tradition aber ward, von undenklichen Zeiten her, an der Stelle des Sabbaths der Sonntag gefeiert, um an ebendemselben Tage die zwei größten Wunder der alten und der neuen Zeitrechnung, — nämlich das Erwachen des Weltalls aus Nichts, und das Erwachen Jesu aus dem Grabe —, im Andenken zu bewahren. Das erste Gebot in der Bibel ist dasjenige der Heiligung des siebenten Tages — des Sabbaths, oder wie wir ihn nennen, des Samstags. „Gott segnete den siebenten Tag und heiligte ihn." „Der siebente Tag ist der Sabbath des Herrn, deines Gottes." „Gedenke des Sabbaths, daß du ihn heiligest." Nun aber ist Christus nicht gekommen, das Gesetz aufzulösen, sondern zu erfüllen. Er selbst hielt den Sabbath; er gieng, nach seiner Gewohnheit, in die Synagogen. Auch die Jünger hielten, den Sabbath über, sich stille, nach dem Gesetze. Dennoch machen die Protestanten aller Bekenntnisse, gleich den Katholiken, diesen Sabbath zum Werktage, und übertragen so das Gebot der Heiligung auf den ersten Wochentag, den Sonntag. Hiefür aber laßt sich unstreitig keine andre Authorität anführen, als einzig das ungeschriebene Gotteswort — die Ueberlieferung der katholischen Kirche, welche lehrt, daß die Apostel diese Veränderung, zur Erinnerung und Verherrlichung der Auferstehung des Welterlösers und der Sendung des heiligen Geistes, getroffen haben.

So folgen hiermit auch die Protestanten in manchen Stücken der Tradition; sie taufen die Kinder, sie copuliren die Eheleute, sie tragen das Abendmahl zu den Kranken, sie halten öffentliche

Beicht und feiern Sonn-, Fest- und Bußtage, — was alles keineswegs auf die heilige Schrift, sondern lediglich auf die Ueberlieferung sich gründet. Dagegen lassen sie, welche doch die Schrift allein, als Norm und Regel des Glaubens anerkennen, die klarsten Gebote der heiligen Schrift: die Fußwaschung (Joh. XIII., wobei wir ganz besonders auf V. 8. und 14. aufmerksam machen), die Firmung (Act. VIII, 15–17. XIX, 6.), die letzte Oelung (Jac. V, 14.) ganz außer Acht. Ein Verstoß, welcher übrigens von mehreren angesehenen, protestantischen Schriftstellern mit Recht gerügt ward. Und in der That ist wohl von den im Neuen Testament enthaltnen Geboten des Erlösers keines deutlicher und strenger vorgeschrieben, als das „Fußwaschen". Man lese nur aufmerksam die ersten siebzehn Verse bei Joh. XIII. Als Beweggrund für die erzählte feierliche Handlung wird angegeben: „die Liebe Jesu zu seinen Jüngern"; der Zeitpunkt fällt in die letzten Momente seiner irdischen Wirksamkeit; und vollends beachte man die Wichtigkeit, welche der scheidende Erlöser selbst seiner Handlung beilegt, indem er zu Petrus spricht: „Werde ich dich nicht waschen, so wirst du keinen Theil an mir haben"; und endlich sein Gebot am Schlusse der feierlichen Handlung: „Wenn ich, euer Herr und Meister, euch die Füße gewaschen habe, so sollet auch ihr euch unter einander die Füße waschen". Wie nahe liegt hier die Frage: Unter welchem Vorwand können Leute, die einzig die Schrift als Richtschnur und Regel ihres Glaubens zu befolgen vorgeben, solch bestimmte Anordnung und Vorschrift gänzlich außer Acht lassen? Wäre diese Ceremonie noch in der Kirche beobachtet worden, als Luther und die andern Häupter der Protestanten zu dogmatisiren begannen, so würden sie dieselbe ohne allen Zweifel beibehalten haben; da sie aber von der Kirche waren gelehrt worden, daß jene Ceremonie nur bildlich sey, so beruhigten sie sich bei dieser Entscheidung, welcher doch der klare Sinn der Schrift zu widersprechen schien. So sagt z. B. Hugo Grotius: „Ich sehe nicht ein, warum die heilige Oelung nicht sollte beibehalten werden. Vom Ursprung der Kirche bis auf unsre Spaltung war sie aller Orten im Gebrauch. War sie ehemals nützlich, warum sollte sie es jetzt nicht mehr sein? Wer befahl es wohl, sie aus dem Wege zu räumen?" In gleichem Sinne äußerte sich auch der große Leibnitz in s. Syst. theol., nach dessen Urtheil „die Firmung dem,

durch die Taufe begonnenen, Werke die Krone aufsetzt", und die Oelung „auf's unzweideutigste in der Schrift gegründet" ist. Selbst Marheineke spricht die Ueberzeugung aus, „daß der wahrhaft alte, christliche und geistvolle Gebrauch der Firmung, von den Aposteln gewiß nicht ohne Geheiß ihres göttlichen Meisters, sei eingeführt worden."

Als Nachtrag zu unsrer obigen Behauptung des frühern Ursprungs der Tradition, fügen wir noch einige geschichtliche Umstände, über die allmählige Entstehung der heiligen Bücher bei.

Am ersten erschien das Evangelium des Apostels Matthäus, des Begleiters Jesu, welcher nach dem Zeugniß des heil. Chrysostomus 8 Jahre nach Christi Himmelfahrt, 30 Jahre vor der Zerstörung Jerusalems, bei'm Antritt seiner evangelischen Reise zu den Heiden, auf dringendes Ansuchen der Christen in Palästina (Eus. C. 3. hist. eccl.; Iren. 3, 1.; Hieron. de vir illustr.), in ihrer hebräischen Muttersprache, vor den Augen der Feinde Christi und Caiaphas, einen Entwurf der Geschichte Jesu und seiner Offenbarung verfaßte. Niemand wird indessen bezweifeln, daß die Religion Christi selbst, bereits praktisch eingeführt und im Gang war, ehe noch Matthäus sein Evangelium schrieb. (Gewiß ward das „Unser Vater" gebetet, ehe es bei Matth. VI. zu lesen war, und die Taufformel war im Gebrauch, ehe Matthäus sie aufzeichnete, da Jesus sie seinen Aposteln vorgeschrieben hatte.)

Von Marcus, dem Schüler und Gefährten des Petrus, erzählt uns Eusebius im 2. B. 14. C. auf das Zeugniß des Clemens von Alexandrien, daß ihn die Zuhörer Petri in Rom gebeten hatten, die Lehre Christi schriftlich aufzusetzen (Eus. 2, 15. Hieron. l. c.), worauf Petrus, von höherer Eingebung begeistert, das Werk untersuchte, durch sein Ansehen bekräftigte, und es in allen Kirchen zu lesen befahl. Er schrieb sein Evangelium in lateinischer Sprache, 27 Jahre vor Jerusalems Zerstörung.

Lucas, Gehülfe und Gefährte von Paulus, entwickelt im Eingang seines, in griechischer Sprache verfaßten, Evangeliums die Gründe selbst, welche ihn dazu bewogen; weil nämlich damals unter den Christen viele Schriften, als z. B. Evangelien von Philippus — Thomas — Petrus u. s. w., verbreitet wurden, und Paulus, um diese zu beseitigen, seine Schüler aufforderte, eine genaue Erzählung niederzuschreiben, worauf dann Lucas — nach

Versicherung des heiligen Hieronymus — diese Arbeit, unter den Augen seines Meisters, in Achajen und Böotien im Jahre 58, dem zweiten Regierungsjahr Nero's, unternahm, und solche seinem Freunde Theophilus widmete.

Johannes, Begleiter von Jesus, schrieb sein Evangelium, auf die Bitte der Priester und des Volks von Klein-Asien, (Eus. hist. eccl. C. 6. Hieron. l. c.) in griechischer Sprache, erst in seinem Greisenalter, zu Ephesus (wo er der, von Paulus gestifteten Kirche vorstund, und durch längere Zeit die Mutter Jesu, welche dieser ihm von der Höhe des Kreuzes empfahl, bei sich hatte) im Jahr 96 unter Kaiser Nerva, und hatte also die, von Christo geweissagte, Zerstörung Jerusalems früher erlebt gehabt; sein Evangelium hatte hauptsächlich zum Zweck, die Gottheit Christi zu beweisen, welche Cerinthus, Ebion und andre Häretiker zu läugnen begannen. In kühnem Adlerflug schwingt er sich über alle Gränzen der Zeit hinauf; zeigt uns Jesum im Schooße der Gottheit, als Sohn Gottes, als Gott selbst, und steigt mit demselben, von dieser unerreichbaren Höhe seiner göttlichen Größe herab, auf die Erde, um uns seine Menschwerdung, sein Leben und seinen Berufswandel unter den Sterblichen zu erzählen.

So verhielt sich's mit den Evangelien; sie wurden, so wie alle Schriften des Neuen Testaments, durch besondre und örtliche Umstände, aber durchaus nicht durch einen vorher überdachten Lehrplan veranlaßt. Die vier Evangelisten, von welchen zwei aus den zwölf Aposteln und zwei aus den zwei und siebenzig Jüngern waren, schrieben wohl Einiges von der Lebensgeschichte unsers Herrn, aber keiner die ganze Lebensgeschichte, oder alle seine Lehren nieder, vielmehr sagen sie an mehrern Stellen, daß der Herr sie noch Vieles vom Reich Gottes gelehrt habe; — besonders versichern sie dieses, rücksichtlich seiner Erscheinung, während vierzig Tagen nach seiner Auferstehung (Act. I, 3.); und Johannes schließt sein Evangelium mit der ausdrücklichen Bemerkung, daß Jesus noch viele andre Dinge gethan habe, deren Erzählung eine Unzahl von Büchern ausfüllen würde. Was dann die Briefe betrifft, so enthalten solche theils Antworten auf Anfragen, theils Belehrungen an eigens benannte Kirchen, zum Theil auch an einzelne Individuen.

Wie wir oben bereits angedeutet haben, ist nicht Alles, was

Jesus lehrte, aufgeschrieben worden. Aus Marc. IV, 33 ersehen wir, daß er seine Lehre in vielen Gleichnissen vortrug, daß er aber (V. 34.) seinen Jüngern alles erklärte, wenn sie allein waren. Von diesen Erklärungen nun finden sich sehr wenige in den Evangelien aufgezeichnet; die meisten hinterließen die Apostel mündlich. Auch die Thaten Jesu enthielten oft wichtige Lehren, und dennoch sagt Johannes — XX, 30 und XXI, 25 — daß ein großer Theil derselben nicht aufgeschrieben sey. Selbst Paulus führt eine Stelle von Christus an — Act. XX, 35 —, die sich in keinem Evangelio vorfindet (Geben ist seliger als Empfangen). Die wichtigsten Geheimnisse wollten die Apostel schon gar nicht deutlich aufschreiben, damit die Heiden, wann ihnen die heiligen Schriften in die Hände fallen sollten, nichts davon verstünden; indem Christus den Aposteln befohlen hatte, die Perlen nicht vor die Schweine zu werfen. Darum zeigten sie solche nur dunkel an, und versparten die näheren Erläuterungen auf mündlichen Vortrag. (1 Cor. XI, 34. XVI, 2.) Daß auch Schriften der Apostel verloren gegangen sind, ergiebt sich aus 1 Cor. V, 9. wo Paulus sich auf einen Brief beruft, von welchem wir keine Kunde haben, — sowie auch der Brief Pauli an die Laodizäer ebenfalls verloren gieng. Der heil. Irenäus macht uns sogar auf die Möglichkeit aufmerksam, daß die Apostel gar nichts geschrieben hätten, wo dann das mündlich Ueberlieferte allein genügt haben müßte.

Von den ersten Kirchenlehrern waren einige in Asien, etliche in Afrika, andre in Europa, und keiner bei dem andern; sie schrieben über beide Testamente, der eine hebräisch, ein andrer griechisch, und auch latein, aber in solcher Uebereinstimmung, die wohl nur durch Einwirkung des heil. Geistes stattfinden konnte; wie Egesippus ein gleiches von den LXX Dolmetschern meldet, welche vom König Ptolomäus wegen des Alten Testaments waren zusammen berufen worden. Alle Apostel leitete der nämliche, heilige Geist, aber auf verschiedne Weise; jedem blieb seine persönliche Eigenthümlichkeit; aber — als Apostel gehörte er der Sache Jesu an. Daher lehrte oft ein Apostel nicht, was dagegen der andre lehrte, oder doch mit mehr Bestimmtheit vortrug, weil er mehr Veranlassung und Aufforderung fand, oder weil er tiefer als der andre in die Geheimnisse des göttlichen Rathschlusses, von dem heil. Geiste war eingeweiht worden, oder endlich weil seine Persönlichkeit

selbst an irgend einer Lehre mehr Licht, Trost und Freude fand. Paulus hebt mehr den Glauben, Petrus, mit Judas, mehr die Werke des Glaubens und der freithätigen Liebe hervor. Matthäus, Marcus und Lucas predigen, wie der critische, scharfsinnige Lessing bemerkt, den Sohn Davids, den Sohn Mariä, den Messias, im Fleische erschienen; Johannes — der Adler unter den Evangelisten — fliegt hoch empor in die Regionen des Lichtes und der ewigen Liebe, und verkündet den ewigen, den eingebornen, den menschgewordnen Gottessohn. Paulus scheint ganz im Elemente des Glaubens zu leben, Johannes lebt vorzüglich im Elemente der heiligen Liebe. Doch bei all' dieser Individualität, bei aller sich darstellenden Verschiedenheit in Hinsicht auf Materie und Form, herrscht im Grunde doch Einheit; denn keiner befindet sich im Widerspruche mit dem andern, weil beide vom nämlichen Geiste der Eintracht und Weisheit geleitet wurden.

Vernehmen wir nun die Aussprüche der ehrwürdigen Kirchenväter und Concilien, zu Bestärkung unsrer Ueberzeugung, daß das christliche Alterthum überall sich der Tradition bediente, um das geschriebene Gotteswort auszulegen und die Lehren des Irrglaubens zu berichtigen. Die klarsten, unverwerflichsten Zeugnisse hiefür finden wir schon bei den Kirchenvätern der ersten christlichen Jahrhunderte, gegen welche von protestantischer Seite niemals Zweifel oder Einwendungen erhoben werden konnten.

Wir beginnen mit dem Apostelschüler Ignaz, welcher den Erlöser nach seiner Auferstehung selbst noch persönlich gesehen zu haben bezeugt. Dieser ermahnte, auf seiner Reise von Antiochien nach Rom, wo er im J. 107 den Martertod litt, die Gläubigen überall — wie uns Eus. hist. eccl. C. 3. meldet —, „an den Ueberlieferungen der Apostel mit größter Standhaftigkeit festzuhalten.“ Dieselben Aussprüche finden sich auch in verschiednen seiner Briefe an die Gemeinden von Smyrna, Ephesus u. a. m., sowie in denjenigen seines Mitmartyrers

Polycarp, des Engels der Kirche von Smyrna (Apoc. II, 8.), gest. im J. 147. Dieser lehrte — wie uns sein Schüler Irenäus berichtet — „was ihn die Apostel lehrten, was die Kirche lehrt, was allein wahr ist.“

Vorzüglich schön, und ungemein gründlich schreibt Irenäus, Bischof zu Lyon, gest. im J. 207 über die Tradition und über die

Authorität der lehrenden Kirche; so zwar, daß selbst der ausgezeichnete Protestant Garve ganz aufrichtig gesteht (Ep. dedic. ad reg. Boruss op. S. Iren.) „Man würde leicht alle Religionszwiste beilegen, wenn man diesen heiligen Lehrer anhören und ihn zum Schiedrichter nehmen wollte.“ In seinem, von uns mehrmals schon angeführten Werke adv. hær. tadelt er aufs ernstlichste die Häretiker, welche die Ueberlieferung verschmähen, das verborgne Geheimniß zu wissen wähnen, und sich für weiser halten, als die Priester und selbst die Apostel. Er sagt ganz ausdrücklich in L. IV adv. hær. „In Erklärung der Schrift, müssen die Christen die Hirten der Kirche hören, welche in gerader Folge von den Aposteln herstammen, und durch das göttliche Wohlgefallen, mit der bischöflichen Nachfolge das Erbtheil der Wahrheit empfangen haben“, und setzt hinzu: „Die Sprachen der Völker sind verschieden, aber der Inhalt der Ueberlieferung ist einer und derselbe aller Orten; und die Kirchen in Deutschland lehren nichts andres, als die in Spanien, Gallien, Asien, Aegypten oder Lybien. Mit dem Glauben und der Ueberlieferung der größten, ältesten und allbekannten, von den zwei herrlichsten Aposteln Petrus und Paulus zu Rom gestifteten Kirche, müßen alle andren übereinstimmen. Wie wäre es, wenn die Apostel uns gar keine Schriften hinterlassen hätten? müßten wir uns nicht nach den Vorschriften der Tradition richten, welche sie denjenigen hinterließen, denen sie die Kirchen selbst zur Leitung anvertrauten? Dieses überlieferte Gesetz ist es, welches viele ausländische Völker befolgen, die weder Papier noch Dinte kennen und dennoch an Christus glauben: ihnen hat der Geist Gottes das Heil in die Herzen geschrieben, und treu bewahren sie die alte Tradition.“ Eine besonders merkwürdige, nachdrucksvolle Stelle über denselben Gegenstand findet sich auch in seinem Briefe an Florinus, einen Häretiker, welcher sich zu den Irrlehren der Valentinianer bekannte. „Solche Lehren,“ schreibt er ihm, „haben dir die Priester vor uns, die auch Jünger der Apostel gewesen sind, nicht überliefert. Denn ich sah dich, als ich noch sehr jung war, in Klein-Asien bei dem Polykarp. Der Dinge von damals erinnre ich mich noch besser, als der jüngst vergangnen, weil das, was wir in unsrer Kindheit gehört, mit unsrer Seele wächst und gleichsam Eins mit ihr wird; so daß ich den Platz bezeichnen kann, wo der selige Polykarp saß und lehrte und wo er aus- und eingieng,

seine Lebensweise und wie er ausgesehen, die Reden, die er an's Volk gehalten, und wie er von seinem Umgang mit den Aposteln und Andern, so den Herrn gesehen hatten, erzählte; wie er ihre Aussagen und was er von ihnen über den Herrn gehört habe, berichtete, sowohl in Beziehung auf seine Wunder als auf seine Lehren, wie er das alles von den Augenzeugen des Worts des Lebens empfangen hatte, alles was Polycarp in Uebereinstimmung mit den Schriften erzählte. Diese Dinge habe ich damals, durch die besondre Barmherzigkeit Gottes, fleißig angehört und bewahrt, indem ich sie nicht zu Papier brachte, sondern tief in mein Herz eingrub, und mit der Gnade Gottes erneure ich beständig das Andenken an dieselben in mir."

Clemens, Bischof von Alexandrien, gest. im J. 220, Schüler des Pantänus, bemerkt in s. Strom.: „daß es zwei Mittel für den Unterricht der Gläubigen gebe, das geschriebne Gotteswort und die ungeschriebne Lehre oder Tradition, und daß man, um die heil. Schrift würdevoll auszulegen, die Lehre Jesu nach frommer Ueberlieferung der Apostel erklären müße." Ebenderselbe bezeugt, „daß einige von den unmittelbaren Nachfolgern der Apostel, welche die Tradition der wahren Lehre aufbehielten, so wie sie von Petrus, Johannes, Paulus und Jacob verkündigt war, bis zu der Zeit gelebt haben, als er seine Stromata schrieb, um den Saamen des wahren Glaubens in die Herzen auszustreuen und einzupflanzen." Und an einer andern Stelle schreibt er: „Derjenige hört auf, ein Mann Gottes zu sein, er hört auf, Gott getreu zu sein, der sich gegen die kirchliche Tradition auflehnt, und sich abtrünniger Weise menschlichen Meinungen hingiebt."

Tertullian, Priester von Carthago, welcher ebenfalls im zweiten Jahrhundert lebte, beweist in s. Cor. mil. sehr ausführlich, daß es durchaus nothwendig sei, die mündliche Ueberliefrung, ebensowohl als die heil. Schrift zur Glaubensregel anzunehmen, indem, wie er darthut, viele wichtige Glaubenspunkte, deren er mehrere erwähnt, ohne die Ueberliefrung unerweislich blieben. In s. Præscr. adv. hær. sagt er: „Das ist göttlich und wahr, was vom Anfang her überliefert ist.... Uebrigens sollen uns die Häretiker den Ursprung ihrer Kirchen aufweisen; sie sollen uns die Aufeinanderfolge ihrer Bischöfe entwickeln, so, daß in aufsteigender Linie ihr erster Bischof entweder ein Apostel, oder ein

apostolischer Jünger war, wie die Kirche von Smyrna den Polycarp, wie die römische Kirche den Clemens aufweiset, deren der erstre von Johannes, der letztre von Petrus geweihet ward. Die Häretiker wühlen in den Schriften, und bringen Argumente aus denselben vor; denn in Glaubenssachen — behaupten sie — müße man auf keinen andern Grund seine Beweise bauen, als auf die geschriebnen Glaubensurkunden; so ermüden sie die Starken, nehmen die Schwachen gefangen, und erfüllen die Mittelmäßigen mit Zweifeln. Solche Zänkereien über den Sinn der Schrift, haben in der Regel keinen andern Erfolg, als daß sie das Hirn verderben.... Es ist mithin eine verkehrte Methode, sich nur auf die Schriften zu berufen, da diese entweder gar keine Entscheidung, oder höchstens nur eine zweifelhafte geben." Und an einer andern Stelle sagt er: „Wenn Zweifel über neue Fragen entstunden, wandte man sich zuerst an die apostolischen Kirchen; bei ihnen ehrte man noch mit heiliger Erinnerung die Kanzeln der Apostel, von welchen sie ihre Predigten verkündigten, auf welchen ihre Briefe gelesen wurden, die gleichsam den Ton ihrer Stimme und die Züge ihrer Gesichtsbildung vergegenwärtigten. Alles ward durch die Lehre und durch die Tradition der apostolischen Kirchen entschieden."

Origenes, Schüler des Clemens von Alexandrien, wegen seines beharrlichen Arbeitsfleißes Adamantius (der Diamantgleiche) genannt, gest. im J. 254, spricht die Lehre der damaligen Kirche mit folgenden Worten aus: „Wir dürfen denen keinen Glauben beimessen, welche, wenn sie wirklich canonische Schriften anführen, zu sagen scheinen: seht, ihr habt das Wort im Hause; denn wir dürfen unsre erste, kirchliche Ueberliefrung nicht verlassen, noch etwas andres glauben, als was die Kirchen Gottes, in ihrer ununterbrochnen Folge, uns gelehrt haben."

Mit heiligem Ernste, und voll Ehrfurcht für den Glauben ihrer Väter riefen die Mitglieder des, von Constantin dem Großen im J. 325 in Nicäa besammelten Concilium (S. 1. Abthl. S. 72.) aus: hæc est fides patrum; ita credimus, und sogleich ward das Glaubenssymbol bekannt gemacht, um zu zeigen, daß es nicht eine neue Meinung, oder eigne Erfindung, sondern die wahrhaft apostolische Lehre sei. (Daß die Verhandlungen dieses ersten oikumenischen Conciliums, dessen Aussprüche, Beschlüsse u. s. w. auch durch die Conf. helv. als ächtchristlich, rechtgläubig und voll-

gültig anerkannt wurden, haben wir schon S. 9—11 der 1. Abthl. gezeigt.)

Basilius, der große Bischof von Cäsarea, gest. im J. 378, sagt: „Es werden in der Kirche viele Lehren bewahrt und gepredigt, die theils aus geschriebnen Urkunden genommen sind, theils von apostolischen Ueberlieferungen herrühren, welche in der Religion gleiche Kraft haben und von niemanden widersprochen werden können, der die geringste Kenntniß der göttlichen Gesetze besitzt. Gebräuche verwerfen, deßwegen, weil sie nicht in der heiligen Schrift erwähnt sind, hieße so viel, als dem Evangelium selbst Abbruch thun.“

Epiphanius, Bischof von Salamine, gest. im J. 403, sagt: „Man muß nothwendiger Weise die Ueberliefrung annehmen, indem man nicht alles durch die Schrift erlernen kann. Deßhalb haben die Apostel einige Wahrheiten durch die Schrift, andre durch den Weg der Ueberliefrung auf uns fortgepflanzt.“ Der gleichzeitige Erzbischof in der morgenländischen Kaiserstadt Constantinopel, Johann — wegen seiner ausgezeichneten Beredsamkeit Chrysostomus zugenannt — in seiner Erklärung der Stelle 2 Thess. II, 15. (So stehet dann fest, Brüder, und haltet euch an die Ueberlieferungen, die euch mündlich oder schriftlich von uns sind mitgetheilt worden!) macht hiezu folgende Bemerkung: „Es ergiebt sich hieraus ganz klar, daß die Apostel nicht Alles schriftlich (per epistolam) überlieferten; sehr vieles theilten sie mündlich mit. Das Eine, wie das Andre, ist unsers Glaubens in gleichem Grade würdig. Die Tradition sagt es; und das ist genug.“

Augustinus, Bischof zu Hippo (dem heutigen Bona) in Afrika, der gelehrteste aus allen Kirchenvätern der lateinischen Sprache, behauptet in seinen vielen Schriften so oft und viel die Nothwendigkeit, neben den heiligen Büchern auch die mündlich hinterlaßne Lehre der Apostel als wahres Gotteswort und als Glaubensregel anzunehmen, und in Auslegung sowohl des geschriebenen, als des ungeschriebenen Wortes Gottes, die Kirche zu hören, daß man mit solchen Stellen, in denen er diesen Punkt behandelt, leicht ein besonderes Buch anfüllen könnte. So sagt er z. B. cont. Crescon.: „Um zu der Wahrheit der heil. Schriften zu gelangen, müßen wir demjenigen Sinne derselben folgen, den die allgemeine Kirche annimmt, welcher die heil. Schriften

selbst Zeugniß geben. Denn da die heil. Schrift selbst nicht irren kann, so muß derjenige, welcher bei der Dunkelheit der Fragen, die wir untersuchen, zu irren besorgt, jene Kirche darüber zu Rathe ziehen, welche von der heil. Schrift uns ohne alle Zweideutigkeit bezeichnet wird." Und in s. Ep. c. Manich. sagt er: „Ich würde selbst den Evangelisten nicht glauben, wenn mich nicht der Ausspruch der Kirche dazu bestimmte."

Vincenz von Lerin, in s. Commonit. adv. hær. — wegen seines vortrefflichen Inhalts „das goldne Büchlein" genannt — schreibt: „Man fragt vielleicht: wozu bedarf es, wenn der Canon der Schrift überall vollkommen zureichend ist, doch noch daneben der Authorität der kirchlichen Lehre? Die Ursache ist: weil die heil. Schrift, wegen ihrer Tiefe, nicht von Allen im gleichen Sinne verstanden wird, sondern unter verschiedenen Menschen, ein Jeder sie auf verschiedene Weise auslegt, so daß fast so viele Meinungen sind, als Lehrer derselben. Wir beobachten daher auf's sorgfältigste die Regel, welche uns alle die gelehrten und heiligen Männer der letztverfloßnen Jahrhunderte überliefert haben, daß nämlich die göttliche Schrift, der Ueberlieferung der allgemeinen Kirche gemäß ausgelegt werden müße."

Gregor der Große bezeugt, „daß den vier ersten oikumenischen Concilien der nämliche Glaube beigemessen werde, wie den vier Evangelisten."

Und so könnten wir wahrlich noch viele Aussprüche der ausgezeichnetsten Kirchenlehrer der ersten christlichen Jahrhunderte anführen, welche alle die apostolische Ueberliefrung auf gleiche Höhe mit der Schrift stellen, und die Kirche als die einzig zulässige Auslegerin beider bezeichnen.

Wir machen hier übrigens noch auf einen besonders wichtigen Umstand aufmerksam. Es sind nämlich nicht die Katholiken der verschiednen Zeiten und Völker allein, welche für die fraglichen, von den Protestanten verworfnen, Ueberlieferungen Zeugniß geben, sondern auch alle noch bestehenden Häretiker und Schismatiker der früheren Zeiten, ohne Ausnahme. Die Nestorianer und Eütychianer z. B. verließen die katholische Kirche, in Vertheidigung einander widersprechender Irrthümer, vor beinahe vierzehnhundert Jahren, und bilden noch förmliche Kirchen unter Bischöfen und Patriarchen im ganzen Orient; in gleicher Art brachen die Griechischen, eigent-

lich sogenannten Schismatiker, zuletzt im eilften Jahrhundert, mit der lateinischen Kirche, und ihre Religion ist bekanntlich unter den Christen im türkischen und russischen Reiche die vorherrschende. Deßungeachtet stimmen diese und alle andern, aus älteren Zeiten herrührenden, christlichen Sectirer in allen, zwischen den Katholiken und Protestanten streitigen Artikeln, (den Punkt des päpstlichen Suprematrechts allein ausgenommen) mit den Ersteren überein und verdammen die Letzteren. Nun erkläre man, wie es möglich gewesen, daß genau dieselben Glaubenssätze von den Nestorianern in Bagdad, den Eütychianern zu Alexandrien und den Griechen in Moskau ganz ruhig seyen angenommen worden! Alle diese — vorzüglich die Griechen — erhoben jederzeit Einwendungen über verschiedne, minder erhebliche Gegenstände, den Gebrauch des ungesäuerten Brots im Abendmahle, die Tage und Art der Fasten u.s.w. — und dennoch haben sie, weit entfernt, die vorgebliche Neuheit der Gebete für die Abgestorbnen, der Verehrung der Heiligen, der Messe, der wirklichen Gegenwart u. s. w. anzufechten und zu bestreiten, vielmehr diese Lehren und Gebräuche, zu allen Zeiten und bis auf den heutigen Tag, eben so eifrig und warm behauptet, als die römischkatholische Kirche. —

Vernehmen wir nun schließlich noch die Urtheile gewichtvoller Protestanten, und zwar der Reformatoren selbst sowohl, als auch neuerer, angesehener Theologen der deutschen und anglikanischen Kirche.

Luther und Calvin sprachen der Tradition freimüthig das Wort; ja sie rühmten sich selbst, daß sie der Unterweisung der ersten Jahrhunderte folgen und die Lehre der alten Kirche wieder in ihrer ursprünglichen Kraft und Reinheit herstellen; nebst dem Buchstaben der heil. Schrift betrachteten sie zugleich noch die Ueberlieferung der ersten Kirche bis zum fünften Jahrhundert, als Richtschnur des Glaubens. Aus der Augsburger Confession, 1540. Wittenb., ersehen wir, wie man sich zur Zeit der Reformation, noch auf das Alterthum berief, den Glauben der alten Kirche pries, und häufig Zeugnisse aus den Kirchenvätern anführte. Luther selbst hält, wegen der verschiedenen Schriftauslegungen, für nöthig, zur Erhaltung der Einigkeit des Glaubens, die Decrete der Concilien zur Hand zu nehmen, folglich an die Tradition sich zu halten. Im Comm. zu Joh. XVI. gesteht

er: „Wir haben den Papisten manches zu verdanken; — dahin gehört das Wort Gottes, welches wir von ihnen erhalten haben; wir würden sonst gar nichts davon wissen." (Und in der That, wie hätte Luther, ohne unmittelbare Offenbarung, die Göttlichkeit der Bibel erkennen und wissen können, wenn er die Ueberliefrung und das Ansehen der ganzen Kirche verworfen hätte?) Im Jahr 1518 schrieb er an den Cardinal Cajetan in Augsburg, „daß die Meinungen einzelner Väter und Lehrer ihn nicht hinlänglich befriedigen, sondern er die Stimme der Braut zu hören wünsche, und die Kirche über die zweifelhaften Sätze entscheiden möge, welcher er dann folgen werde." Und in seinem Briefe an den Markgrafen von Brandenburg sagt er frei heraus: „Gefährlich und schrecklich ist's, etwas hören oder glauben, was dem allgemeinen Zeugniß und der Lehre der heiligen katholischen Kirche, die sie von Anfang mehr als fünfzehn Jahrhunderte hindurch aufbewahrt hat, zuwider ist." Im Jahr 1532 schrieb er (wider die Rottengeister): „Wer daran zweifelt, was von Anfang her, und soweit die ganze Christenheit ist, einträchtiglich gehalten ward, der thut ebensoviel, als glaubte er keine christliche Kirche, und verdammt damit nicht allein die ganze heilige, christliche Kirche, als eine verworfene Ketzerin, sondern Christum selbst, mit allen Aposteln und Propheten, die diesen Artikel: ich glaube an eine heilige, allgemeine, christliche Kirche, gegründet und gewaltig bezeugt haben; nämlich Christus bei Matth. XXVIII: Siehe, ich bin und bleibe bei euch bis an der Welt Ende, und St. Paulus 2 Tim. III: die Kirche Gottes ist eine Säule und Grundfeste der Wahrheit."

Auch Zwingli giebt zu, „daß die Apostel mündlich lehrten, und daß ihre Briefe nicht so sehr den Zweck hatten, die Völker zu unterrichten, als sie vielmehr in dem zu bekräftigen, was sie mündlich gehört hatten; daß auch vieles wahr, christlich, Gottes Verordnung und Offenbarung gemäß sei, was sich aus der Schrift nicht beweisen lasse." Beza und Calvin beriefen sich selbst gegen die, aus ihrer Schule ausgetretenen Arianer, auf die Tradition. Calvin in seiner Lehre über den zweiten Brief an Tim. führt sie auf das ungeschriebene Wort zurück; „dadurch ist nun der Stolz einiger Unsinniger gedemüthigt, die sich rühmen, keine Lehrer zu brauchen, weil schon die Lesung der heil. Schrift hinlänglich sei. Wer die Hülfe des ungeschrieb-

nen Wortes von sich stoßt, und sich blos mit der stummen Schrift begnügt, der wird es bald fühlen, welch' ein großes Uebel es sei, das von Gott und Jesu Christo angeordnete Mittel des Unterrichts zu verachten.“ Und daß in der protestantischen Kirche niemals Einheit herrschen könne, so lang sie die Tradition verwirft, hat schon Casaubonus eingestanden, indem er p. 247 der Epist. pr. viror. sagt, daß Luther, Calvin und Zwingli sich nur eben deßwegen nie zu vereinigen vermochten, weil sie die Tradition verlassen hatten.

Auch Hugo Grotius stund in der vollen Ueberzeugung, daß ohne Tradition keine Gewißheit in der Lehre möglich sei; in seinem gehaltvollen und unparteilichen Voto pro pace sagt er S. 137: „Alle mündlichen Lehren der Apostel müßen mit ihren schriftlichen gleiches Ansehen haben; Paulus selbst befiehlt ja, daß man allem gehorchen müße, was er lehre, es sei nun mit Worten oder aber in Briefen. Mit vollem Rechte muß vorausgesetzt werden, daß Alles das von den Aposteln herrührt, was allgemein angenommen ist, und wovon man keinen andern Ursprung ergründen kann. Wenn sich an diese Voraussetzung auch noch Zeugen von vorzüglicher Frömmigkeit und Bescheidenheit, die noch obendrein in der Kirche ein großes Ansehen behaupten, anschließen und uns sagen: das rührt von den Aposteln her! so können wir in der That keine zuverläßigeren Beweise davon wünschen, da es gerade ebendieselben sind, durch welche wir zur Ueberzeugung, welche Schriften apostolisch, und welche es nicht sind, gelangen.“ S. auch H. Grotii proleg. in libr. de j. b. et. p. und seinen Brief an Uptentogard von 1614.

Prof. Dr. J. S. Semmler schreibt: „Nur Unwissenheit in der Geschichte kann christliche Religion mit Bibel verwechseln, als ob es keine Christen gegeben hätte, da es noch keine Bibel gab, und als ob diejenigen weniger gute Christen gewesen wären, welche nur einen Theil der Evangelien und apostolischen Briefe kannten. Vor dem vierten Jahrhundert war von einem vollständigen Neuen Testament keine Rede, und doch gab es immer ächte Christusschüler, stärkere, schwächere, je nachdem sie sich vom alten Judenthume losmachten.“ (S. Hirschings histor. Handb. B. 21.)

Plank sagt in s. Gesch. der Entst. des prot. Lehrbegriffs: „Wenn es den Reformatoren klar gewesen wäre, was Alles in

dem Grundsatze lag: daß die Bibel das einzige Glaubensprinzip sei, so würden sie ihn vielleicht lieber wieder aufgegeben haben."

Dr. und Prof. Clausen, Ammon, Rosenmüller, Griesbach und andere der angesehensten Theologen des protestantischen Deutschlands äußern übereinstimmend die Ansicht, daß das Christenthum ursprünglich mehr durch mündlichen Unterricht, als durch Schriften sei verbreitet worden, daß die meisten heiligen Bücher Früchte der ältesten christlichen Tradition seien, daß mehrere Aussprüche Jesu und der Apostel in den Schriften der Kirchenväter noch in ursprünglicher Reinheit gelesen werden, und daß die Lehre Jesu sei vorgetragen und entwickelt worden, lange bevor seine Schüler an eine schriftliche Aufzeichnung derselben dachten. In gleichem Sinne erklärte sich auch Schröckh III, 210. — Keiner hat aber wohl die Nothwendigkeit der Tradition mit stärkern Gründen dargethan, als Lessing in seinen Beitr. IV, 181 u. 182. V, 177. VI, 15. und in seinem theologischen Nachlasse. „Die Tradition", sagt er, „und nicht die Schrift, ist der Fels, auf welchen die Kirche Christi erbaut ist.... Das ganze Alterthum ruft mir einmüthig zu, daß unsere Reformatoren unter dem, ihnen so verhaßten Namen der Tradition, gar zu vieles weggeworfen haben. Sie hätten schlechterdings wenigstens dem, was Irenäus darunter versteht, das nämliche göttliche Ansehn lassen müßen, was sie so ausschließungsweise der Schrift einzuräumen für gut fanden." Irenäus aber betrachtete die Tradition als das Heiligthum der Kirche, welches durch die ununterbrochene Folge ihrer Vorsteher, in seiner vollkommnen Reinheit erhalten worden sei. Nach seinen Grundsätzen galt die mündliche, dogmatische Tradition, als eine zuverläßige Erkenntnißquelle der Wahrheit, und wurde, neben den Schriften der Apostel, als solche gebraucht; denn er widerlegt den Lehrbegriff der Häretiker gerade dadurch, daß er ihn als einen solchen darstellt, der mit dem Inhalte der mündlichen, dogmatischen Tradition, welche sich in den apostolischen Kirchen von Anfang her erhalten habe, im Widerspruch stehe.

Der große Leibnitz in seiner Antwort an Pirot sagt: „Alles, was zum göttlichen Glauben gehört, da uns neue Offenbarungen mangeln, kann uns nicht anders, als durch die heilige Schrift, oder durch die Tradition der alten Kirche zukommen."

Selbst der bekannte Sceptiker Dr. Paulus in Heidelberg fühlt sich zu der Behauptung gedrungen (Sophr. B. 2. H. 1.): „Nur Tradition vermag es uns zu sagen, was einst geschehen, also auch was einst gedacht und geglaubt worden sey; nur durch die Ueberlieferung können wir letzteres erlernen.“

Münscher, Prof. der Theol. in Marburg, sagt in s. Handb. der christl Dogmengeschichte: „Aus allen bisher angestellten Untersuchungen geht als Folge hervor, daß die Protestanten, wenn sie gegen die Tradition kämpfen, die unbefangne Geschichte ganz und gar nicht auf ihrer Seite haben. Die katholische Kirche hat keineswegs Unrecht, wenn sie behauptet, daß bei den älteren Christen die Tradition in höchstem Ansehen gestanden sey.... Es ist ein ganz falscher Ausschlag, die biblischen Schriften als vollkommne Lehrbücher der christlichen Religion ansehn zu wollen. Sie sind weiter nichts, als ehrwürdige und unschätzbare Bruchstücke, die ein Beispiel, sowohl der Lehrart damaliger Zeiten, als auch vieler Artikel der Religion selbst, an die Hand geben.“

Auch Delbrük, Prof. in Bonn, äußert sich in gleichem Sinne: „Summa! Wer das Schriftwort des neuen Bundes zur höchsten Erkenntnißquelle des Glaubens erhebt, erklärt es für etwas, was es seiner Natur nach nicht seyn kann, der Absicht des Herrn gemäß nicht sein soll, seinen eignen Zeugnisse zufolge nicht seyn will, und — setze ich hinzu — für etwas, wofür es in den ersten Jahrhunderten, als das Christenthum in der Fülle seiner Kraft bestand, keineswegs gegolten hatte.“

Noch dürfen wir nicht unbemerkt lassen, daß die Zweckmäßigkeit der Berücksichtigung der Tradition in Verbindung mit der heiligen Schrift, auch von dem berühmten Marheineke behauptet und von Bretschneider zugegeben wird. (Allg. Kirch-Z. 1835, No. 135)

Wir verweisen hier zum Ueberfluß noch auf mehrere triftige Beweisstellen im 1. Heft des 1 Bandes S. 31—35.

Wie sehr übrigens den Protestanten, an der Bestreitung des katholischen Lehrbegriffs über diesen Punkt gelegen sein müße, ersehen wir aus dem Geständniß Sozins: „Lese man die Schriften der Papisten gegen die Protestanten, und man wird deutlich wahrnehmen, daß, wenn man sich, neben den heiligen Schriften, auch an das Ansehen der Kirchenväter halten muß, wir alle, wie

wir sind, — Lutheraner, Calvinisten u. s. w. —, den Prozeß verlieren." Auch Tschirner sagt in seinem Brief von 1826: „Gilt die Tradition, auf welche sich die katholische Kirche immer beruft, so hat sie gewonnen."

Und wie manche der ausgezeichnetsten, theologischen Schriftsteller der anglikanischen Kirche führen der Tradition auf's Entschiedenste das Wort! So sagt z. B. Rose, dessen gründliche „Erörterung des Zustandes der protestantischen Religion in Deutschland" auch in unsre Sprache übersetzt ward: „Um Licht und Wahrheit zu haben, müßen wir, vorerst zwar zur heiligen Schrift, dann aber, — wenn Schwierigkeiten in der Auslegung sich zeigen —, zu den christlichen Schriftstellern unsre Zuflucht nehmen, welche zur Zeit der Entstehung des christlichen Systems lebten."

Die schlagendsten Gründe für die Wahrheit der katholischen Lehre in Beziehung auf die Tradition führt der berühmte Lingard in s. Schrift gegen den Bischof March an, wo er auf's überzeugendste darthut, daß ohne Hilfe der Erblehre die göttliche Inspiration der Schrift selbst nicht bewiesen werden könne. „Wie (sagt er) kann die Schrift ihre eigene Inspiration beweisen, auf welcher doch unstreitig ihre ganze doctrinelle Authorität beruht? Der Beweis für ihre Inspiration muß vorerst geführt werden, ehe ein einziger Punkt der Lehre aus ihrem Zeugniß abgeleitet werden darf. Wenn ihr bei dem Versuche, die göttliche Inspiration eines Buches darzuthun, seine Inspiration voraussetzet, so verfallt ihr in eine petitio principii, d. h. ihr nehmt schon als ausgemacht an, was ihr zu beweisen unternommen habt. Setzet ihr aber seine Inspiration nicht voraus, so hat sein Zeugniß über diesen Punkt nicht mehr Gewicht als dasjenige irgend eines Profan- oder Kirchenschriftstellers. Vielleicht wird man sagen, aus dem traditionellen Zeugniß ergebe sich, daß die Verfasser die Apostel Christi, daß sie vom heiligen Geiste geleitet waren, somit keine falsche Lehre vorbringen konnten, und daß demnach ihre Schriften von Gott eingegeben seyn mußten. Aber woher stammt denn alle diese Kunde? Stammt sie von dem traditionellen Zeugniß her, so ist also falsch, daß die Inspiration der Schrift aus der Schrift allein bewiesen werden könne; verdankt man sie der Schrift, so müßt ihr deren Inspiration nachweisen, ehe ihr für solche Behauptungen vom Leser Glauben verlangen könnt. Es ist somit unthunlich, den Canon

oder die Inspiration der Schrift aus der Schrift allein festzustellen; die Erkennntniß beider muß aus der Tradition abgeleitet werden.“

Ganz besonders bündig und kraftvoll spricht sich auch W. Cobbet in seiner Gesch. der protest. Ref. in Engl. hierüber aus. „Wir Anhänger der reformirten Kirche“ — sagt er — „suchen und finden in dem Neuen Testament das wahre und ächte Wort Gottes, die einzig richtige Anleitung zum Heil unsrer Seelen; es muß daher für uns höchst wichtig sein, zu wissen, auf welche Weise wir zu diesen Worten des ewigen Lebens gelangt seien, und welchen Beweis wir für die Aechtheit dieses Neuen Testaments besitzen. O wie ärgerlich für uns Protestanten, daß wir dieß hochheilige Buch vom Papst und der katholischen Kirche empfangen haben, welche man uns als abgöttisch und verdammlich schildert! Wie lange nach Christi Tod ward erst das Evangelium einiger Maßen in seine jetzige Form gebracht! In wie vielen Kirchen verschiedner Länder ward es gepredigt, noch ehe es als Wegweiser der christlichen Kirche anerkannt ward! Erst nach vier Jahrhunderten ward das geschriebne Evangelium, einer katholischen Kirchenversammlung und dem Papst, als ihrem Oberhaupt, vorgelegt. Wie viele Evangelisten gab es noch, — außer den dermal gültigen —, von andern Aposteln und ihren Jüngern, z. B. Evangelium S. Jacobi — Thomæ — Basilidis — Andreæ — Nicodemi — Bartholomæi — Marcionis — Pauli — Valentini — Philippi — Barnabæ — Jacobi majoris und noch eine Menge andrer! All' diese wurden, lange nach dem Tode ihrer Verfasser, einem Concilium der katholischen Kirche, (zu Carthago im J. 397 unter Innocenz I.) zum Entscheid für oder wider ihre Aechtheit, vorgelegt; dieß Concilium erklärte sich für diejenigen von Matthäus, Marcus, Lucas und Johannes. Es entschied, daß diese vier Evangelien sollen angenommen und geglaubt, alle übrigen aber verworfen werden. — Ohne die Tradition könnten wir also nicht einmal beweisen, daß das Neue Testament Gottes Wort sei. — Ueberdieß noch hat auch die heutige, reformirte Kirche Englands, eine Liturgie beibehalten, welche größtentheils vom katholischen Cultus herstammt, sowie auch das Nicäische und Athanasische Glaubensbekenntniß, welche ebenfalls vom Papst und Concilium angeordnet und eingeführt wurden. Und diesen Papst heißen wir den

Antichrist, — diese Kirche heißen wir abgöttisch; welche Ungereimtheit! welcher Widerspruch!"

Molanus, Leibnitzens gelehrter Mitarbeiter an dem großen Vereinigungsplan, sagt in Bossuet's nachgel. Werken: „Die Gemäßigten unter den Protestanten stimmen doch darin überein, daß wir nicht nur die heilige Schrift selbst, sondern auch ihren wahrhaften, rechtgläubigen Sinn in allen Fundamentalpunkten, der Tradition zu verdanken haben, ohne vieler andrer Dinge zu erwähnen, von welchen Calixt, Horneius und Chemniz schon lange gestunden, daß wir sie blos durch die Tradition erfahren können. So viel ist gewiß, daß alle Protestanten, welche nebst dem apostolischen Symbolum auch noch die fünf ersten oikumenischen Concilien und die Uebereinstimmung der ersten fünf Jahrhunderte, als theologischen Grundsatz annehmen, wenig Ursache finden können, mit der katholischen Kirche in Streit zu gerathen." (Bossuet bemerkt bei dieser Stelle: der Verfasser giebt zu, daß wir der Tradition nicht nur die heil. Schrift selbst, sondern auch die gesetzliche, natürliche Auslegung derselben verdanken, und daß es Wahrheiten gebe, welche man ohne Beihülfe der Tradition nicht zu erkennen vermöge.) Aehnliche Beweisstellen könnten wir noch aus Collier's Rechtf. der Gr. und Verth., Patrik über die Tradition, Reeve über den recht. Gebr. der Kirchenv., Hammond über die Här. u. a. m. anführen.

Der gelehrte Bischof von St. Asaph, Beveridge, sagt in seiner Sammlung der Can. der ursprünglichen Kirche: „Wir fahren allzeit sichrer, wenn wir untersuchen, was die allgemeine Kirche, oder doch wenigstens der größre Theil der Christen dachte, und wenn wir uns derjenigen Meinung anschließen, welche einstimmig von den Christen aller Jahrhunderte angenommen ward. Wohl giebt's mehrere Artikel, die man nicht in der hl. Schrift bestimmt ausgedrückt findet, die aber dennoch, durch die allgemeine Beistimmung aller Christen, aus derselben gefolgert werden können, z. B. die Anbetung dreier unterschiedner Personen der heil. Dreifaltigkeit, — daß jede von ihnen Gott sei, daß es aber doch nur Einen Gott gebe, — daß Christus Gott und Mensch in einer Person sei u. s. w. Diese und ähnliche Punkte sind in den heil. Schriften nicht wörtlich angemerkt, dennoch aber darauf gegründet, worüber man von jeher unter den Christen einverstanden war. Ebenso sind die Taufe

der neugebornen Kinder, die ehrerbietige Haltung des Sonntags, die jährliche Feier der Geburt, — des Leidens, — der Auferstehung und Himmelfahrt des Erlösers, sowie der Ausgießung des heil. Geistes u. s. w. nirgends in den heil. Schriften angeordnet, dennoch aber seit undenklicher Zeit in der Kirche ausgeübt worden; wie könnten sie wohl so einstimmig, an allen Orten, zu allen Zeiten und bei allen Christen, Eingang gefunden haben, wenn diese Begriffe nicht ursprünglich in allen Herzen gewurzelt, und von der apostolischen Tradition hergerührt hätten." (Dieß ist ebenderselbe anglicanische Theologe, von welchem uns die Schweiz. Evangelische Kirchenzeitung 1843 Nr. 12. folgende anziehende Nachricht mittheilt: „Der fromme Bischof Beveridge kannte auf seinem Sterbelager keinen seiner Freunde und Verwandten mehr. Ein inniger Freund rief dem Sterbenden zu: Bischof Beveridge, kennen Sie mich noch? Wer sind Sie? fragte der Bischof. Er kannte den Namen nicht mehr. Darauf trat die Gattin zum Sterbenden; auch diese kannte er nicht mehr. Bischof Beveridge! Kennen Sie den Herrn Jesum Christum? fragte ein Andrer. Da erwachte er wieder aus dem Sterbeschlummer. O ja, ich habe ihn schon vierzig Jahre gekannt. Köstlicher Heiland; Er ist meine einzige Hoffnung!"

Die ausgezeichneten Theologen der reformirten, anglicanischen Kirche: Thorndyke, Dodwel, S. Parker, Bull, Waterland u. a. m. gehören sämmtlich zu den Anhängern und Vertheidigern der Tradition. Ueberhaupt anerkennt — wie wir schon früher gezeigt haben — die Kirche Englands die ersten Glaubensbekenntnisse und die Beschlüsse der vier ersten Concilien; sie unterwirft sich den einstimmigen Aussprüchen der Väter der fünf ersten Jahrhunderte der katholischen Kirche.

Uebrigens wird dieser Artikel in allen katholisch-dogmatischen Lehrbüchern (welche freilich von unsern protestantischen Zeloten eher gelästert, als gelesen zu werden pflegen) ganz ausführlich und gründlich erörtert. Besondere Aufmerksamkeit verdient auch die Abhandlung von Dr. Jarry in Stolbergs Geschichte der Religion Jesu, VIII. 442.

Wenn, im schroffen Gegensatz mit all' diesen Urtheilen der angesehensten, geistreichsten Männer, älterer und neuerer Zeit, ein protestantischer Schweizertheologe, — dessen schon S. 218 der

1. Abthl. und S. 61 der 2. Abthl. gedacht ward —, zu behaupten sich nicht entblödete, „daß die Tradition mit den unzweifelhaftesten Aussprüchen des Erlösers im auffallendsten Widerspruch stehe," und „daß in den Entscheidungen der Kirchenversammlungen weit öfter der Geist des Neides, der Rechthaberei, der Herrschsucht und Gewaltthätigkeit, als aber der Geist Gottes und der sanftmüthigen Weisheit herrschte;" so weiß man wahrlich kaum, ob man sich mehr über den vermeßnen Dünkel, oder über die Unkunde eines solchen theologischen Schriftstellers, verwundern soll. Bestunden die Concilien in Wahrheit aus Leuten, wie sie von ihm geschildert werden, so mußten die Reformatoren, nothwendiger Weise, auch den ächten Canon der heiligen Schrift selbst verwerfen, weil dieser — wie wir bereits zeigten — durch die, auf dem dritten Concil von Carthago und in einem Decrete des Papstes Innocenz I. erklärte, Ueberlieferung und Autorität der Kirche war festgesetzt worden. Diese Thatsache ist so klar, daß die gelehrtesten Protestanten und selbst Luther sich gezwungen sahen, solches in ebenso bündigen Ausdrücken anzuerkennen, wie es von Augustinus in seiner — oben S. 183 erwähnten — Erklärung geschehen war.

Mit eben derselben Unbefangenheit, welche unsre obige Erörterung dieses, allerdings hochwichtigen Gegenstandes leitete, sprechen wir nun auch, am Schlusse derselben, unsre zuversichtliche Ueberzeugung dahin aus: Alles, was die verschiednen, christlichen Kirchenparteien, an Bedingungen und Mitteln besitzen, um zum Glauben an Christum zu gelangen, das erhielten sie nur durch die katholische Kirche und von ihr. — Den Begriff von Christus als dem Gottessohn, dem lebendigen Worte, das vom Anfange bei Gott und Gott selbst war, den Glauben an diesen Christus, hat die katholische Kirche bewahrt, und von ihr haben die Protestanten ihn erhalten. Das Wort Gottes an uns Menschen durch diesen Christus, das Wort, dem wir glauben, dieser Wegweiser zur Seligkeit, — es ist durch die katholische Kirche an die Reformatoren und all' ihre Nachkommen gelangt; und wiewohl diese sich des lebendigen Worts entschlagen und nur das geschriebene behalten haben, — auch dieß geschriebne Wort ist von Katholiken geschrieben, — es ist die katholische Bibel, an welcher die Protestanten halten bis auf den heutigen Tag. Ob also auch Luther sich gerühmt (mit Recht oder Unrecht, bleibt

hier außer dem Streit), daß er die Bibel zu Erfurt „unter der Bank gefunden und hervorgezogen" habe, — die katholische Kirche hatte sie hingelegt, — ohnedem konnte er sie nimmer finden und hervorziehen. Wer die Geschichte anders weiß, wer einen andern Weg kennt, auf welchem die Protestanten zur Bibel — dem nach ihrer Meinung einzig ächten, Gotteswort —, und mit der Bibel zu der Erkenntniß des seligmachenden Glaubens gelangt seien, — der trete auf und spreche! — Und woher wissen die Protestanten, daß gerade diese Schriften wirklich alle von Christi Schülern verfaßt wurden? Wer entschied über die Aechtheit des Canons des Neuen Testaments? Wer gab diesem das historische Creditiv der Glaubwürdigkeit? (Das Evangelium von Markus, welcher Jesum nicht sah, ward als canonisch erklärt, dasjenige von Nicodemus hingegen, welcher doch — wie Johannes bezeugt — Jesum sah, ward nicht in den Canon aufgenommen; das Evangelium von Lucas ward aufgenommen, und dasjenige des Apostels Bartholomäus ward verworfen.) Dieser Canon, und das ihm zu Grunde liegende Urtheil der katholischen Kirche, genießen doch immer noch solches Ansehen bei den Protestanten, daß keine Klügeleien und Spitzfindigkeiten dasselbe zu schwächen im Stande waren. Mochte auch Luther, in seinem Ingrimm gegen die „guten Werke", den Brief Jacobs einen „stroherneu" heißen, dennoch behauptet dieser Brief seinen Platz noch heutzutage unter den canonischen Büchern. Auch die gerühmtesten Schriftforscher neuerer Zeit, und alle Künste ihrer Gelehrsamkeit, haben vergeblich ihr critisches Messer um die Reihe an alle Theile des Canons gelegt; sie haben bald diesen bald jenen Brief — ja unlängst hat einer auch das geistreichste Evangelium weggeschnitten; allein ihr Schnitt hat nicht gehalten; noch stehen alle canonischen Schriften festverbunden gegen diese Angriffe, und wenn sie je unter uns fallen sollen, so könnten sie nur miteinander fallen. — Daß dieses so ist, das haben die Protestanten, nächst Gott, der katholischen Kirche zu verdanken; ohne die Authorität, welche sie der Schrift, als einem Complex heiliger Bücher, gegeben hat, würde sich diese, unter den Händen protestantischer Anatomen, schon jetzt in lauter trügliche und verdächtige Urkunden aufgelöst haben. — Wer von der Geschichte des Canons, und wie wir Protestanten zu einem solchen, d. h. zu einer bleibenden, heiligen Schrift gelangten, anders zu berichten weiß, der trete hervor und spreche! —

Geschieht dieß nicht — und kann es nicht geschehen, kann all' den, von uns beigebrachten Zeugnissen und Beweisen der Glaube durchaus nicht verweigert werden, so möge doch endlich die leidenschaftliche Lästerung verstummen, ihre Unmacht einsehen und der Traditionslehre das ihr gebührende Recht unverkümmert angedeihen lassen! — !

Inhalts-Verzeichniß

der ersten Abtheilung des zweiten Bandes.

Inhalt.

Inhalt.